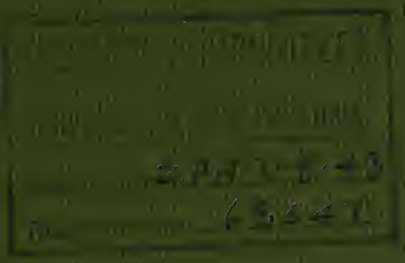
Wilhelm Schlatter

Geschichte der Basler Mission

1815-1915



Ueberreicht von der Basler Mission
und
D Julius Richter.

Geschichte der Basler Mission 1815—1915

Band III

Geschichte der Basler Mission 1815—1915.

Mit besonderer Berücksichtigung der ungedruckten Quellen

dargestellt von

Wilhelm Schlatter, Pfarrer.

III. Band:

Die Geschichte der Basler Mission in Afrika.

Mit 2 Karten.

Basel.
Verlag der Basler Missionsbuchhandlung.
1916.

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Pretoria, Library Services

https://archive.org/details/diegeschichteder00schl

Inhaltsverzeichnis.

I. Teil: Fremde Dienste. Der Versuch in Liberia.

Seite

1. Kapitel. Fremde Dienste 1

Basler Brüder in Sierra Leone 1 — Basler Missionare der C. M. S. in Afrika 2 — C. M. S. verzichtet auf deutsche Brüder 2 — Namen der Basler Missionare der C. M. S. in Sierra Leone 2—3 — W. S. Koelle 3 — Nach Nordafrika 3 — S. Gobat 3 — Nach Ostafrika 3 — Dr. J. Krapf 3 — Joh. Rebmann 4 — Epiphanienfest 1820 4.

2. Kapitel. Nachforschungen nach einem eigenen Arbeitsgebiet 4

Gedanke an eine Station im „bloßen Heidenlande" 4 — Überschüsse der Jahresrechnungen 5 — Erste Beratungen über eine eigene Mission in Afrika 5 — Kugler und Theod. Müller in Ägypten und Abessinien 5 — Gesuch aus Demerara 6 — Verbindungen mit Dänemark angeknüpft 6 — Erziehung Eingeborner in Basel 6 — Gedanke an die dänische Goldküste 7 — Anregung in Südafrika zu arbeiten 8 — Bis 1825 kein Weg nach Afrika offen 8 — Anfrage wegen der Neger in Nordamerika 8.

3. Kapitel. Der Versuch in Liberia 9

Gründung der Kolonie Liberia 9 — Öffentlicher Aufruf aus Monrovia 9 — Erfolg von Ashmuns Aufruf. Erste Aussendung nach Liberia 10 — Instruktion vom 20. September 1827 11 — Zweite Aussendung 11 — Enttäuschungen 12 — Kißling 1829—1830 allein 13 — Erste Erfolge 13 — Dritte Aussendung 13 — Verdüsterung der Lage, Uneinigkeit 14 — Rückzug aus Liberia 15 — Kißlings Bericht 15 — Jakob v. Brunn, einziger bekehrter Negerknabe aus Liberia 16 — Nachwirkung des Versuches in Liberia 16.

II. Teil: Goldküste.

Erster Abschnitt. Der erste Anfang 1826–1838.

Seite

1. Kapitel. Vorgeschichte 19

Unterhandlungen mit Dänemark. Rönne und der Kronprinz von Dänemark 19 — Gouverneur Major de Richelieu 20 — Im Komitee 20 — Verhältnis zur dänischen Staatskirche. Genehmigung der Regierung 21 — Das dänische Komitee 22 — Die ersten Bestimmungen 22 — Die erste Aussendung vorbereitet 23 — Missionsvereine in Skandinavien 23 — Vorbereitungen in Dänemark 23 — Anfänge in Christiansborg 24 — Drei Todesfälle, Henke bleibt allein 25 — Hindernisse und Erquickung 26 — Zweite Aussendung 26.

2. Kapitel. Christiansborg und Akropong. Acht Todesfälle 27

Ankunft. Zwei Todesfälle. Akropong 27 — Übernahme der Mission durch die Dänen? 28 — Riis noch allein draußen 28 — Dritte Aussendung 29 — Schwierigkeiten mit der Regierung 29 — Fröhliches Schaffen 30 — Hemmungen nehmen zu 30 — Riis besucht Kumase und verläßt Afrika 31 — Erfolg der ersten zwölf Jahre 31.

Zweiter Abschnitt. Der zweite Anfang 1843–1850.

1. Kapitel. Die Kolonisten aus Westindien 32

Inspektor Hoffmanns Urteil über die Goldküstenmission 32 — 1841. Vorberatungen 33 — Fortsetzung beschlossen 33 — 1841. 1842. Verhandlungen 34 — Gewinnung der Kolonisten in Westindien 35 — Zweiter Anfang 36.

2. Kapitel. Grundlegende Arbeit 37

1843. Ankunft in Afrika 37 — Akropongs Neueinrichtung 37 — Schule in Osu 37 — 1845. Verstärkung entsandt 38 — Schwierigkeiten mit Riis 38 — seine Rückkehr 39 — Todesfälle, Widmann allein; erneute Aussendung 40 — Aburi gegründet 40 — Nur drei Mann übrig 1850 41 — Bedenken gegen die afrikanische Mission scheitern am Mut der Zöglinge 41 — Erfolge bis 1850 42 — Die westindischen Einwanderer 42 — Sprachliche Schwierigkeit 43 —

Seite

Schulunterricht 43 — Englische und Landessprache 44 — Katechistenseminar 44 — Christiansborg 44—45 — Lehrerseminar 45 — Verhältnis zur dänischen Regierung 45 — Verhandlungen über den Gottesdienst und die Schule im Fort 46 — Goldküste an England 47 — Verhalten der Missionsleitung in politischer Beziehung 48.

Dritter Abschnitt 1850–1869.

Einleitendes 49

Stand der Stationen; Besserung in den Verhältnissen der Gesundheit 49 — Fürsorge für die Missionare 50 — Eingeborne als Helfer 50.

1. Kapitel. Das Gagebiet 50

Zimmermann 51 — Mulattenfrage in Christiansborg 51 — Schöne Erfolge 1851—1853 52 — Negeraufstände gegen die englische Regierung 53 — Folgen der Kriegsunruhen 53 — Elias Schrenk in Christiansborg, die Tauffrage 54 — Abokobi 55 — Der erste Brunnen 55 — Paulo Mohenu 56 — Die Bauernbevölkerung 56 — Krobo 57 — Der Anfang in Odumase 57 — Aldinger 58 — Beinahe Christen 58 — Schönfeld im Voltagebiet 60 — Adafo 61 — Christliche Galiteratur 61.

2. Kapitel. Das Tschigebiet 62

Erforschung der Tschisprache; Christaller 62 — Dessen Spracharbeiten 63 — Akropong: Entwickelungen 64 — Die Bewegung 1868 65 — Akropong: Außenstationen 66 — Aburi 67 — Missionar Dieterle in Aburi 67 — Asantema, Tutu 68 — Süß' Mission in Akem 69 — Helfer von Süß 70 — Gyadam, die Stadt, geht unter 70 — Kyebi 70 — Anum 71 — Nach schweren Zeiten Aufwachen 72 — Überblick über das gesamte Werk 1869 72.

3. Kapitel. Gemeindeerziehung 72

Christendörfer 73 — Keine Armen; Opferwilligkeit 74 — Der Kampf um weibliche Ehre 1860 74 — Kampf mit König Date 1860 75 — Die Sklaverei- und Pfänderfrage 76 — Pfänder (Sklaven) 77 — Beschluß des Komitees 77 — Stand der Sklavenzahl in den Gemeinden 1860 78 — Aufhebung der Sklaverei in der Mission 1861 78. 79 — Gemeindekonferenz 1862 zur Sklavenfrage 80 — Resultat der Beratung 81 — Krisis 81 — Zimmermanns Stellung 82 — Sklavenemanzipationskommission 82 — Sklaverei aufgehoben durch

Seite

englische Regierung 1875 82 — Polygamie; Arbeitsverachtung 83 — Arbeitserziehung; Förderung der Kultur 84 — Handwerkerschulen 85 —Handwerk, Landbau 86 — Zimmermanns Kulturmission 87 — Missionsökonomie, Straßenbau 88 — Unsicheres Geschick der Goldküste 89 — Schrenks Gutachten. Die Goldküste bleibt englisch 90 — Missionshandlung 91.

4. Kapitel. Die Missionsschule 91

Schule unbekannt 91 — Haus- und Anstaltserziehung 92 — Berufung europäischer Lehrerinnen 93 — Anfangsnöte der Frauenmission; Gemeindeschule 94 — Lehrer- und Predigerbildung 95 — Einheitliches Seminar, Mittelschulen 96 — Auers Schultätigkeit 97 — Auers Schulideal 98 — Eine Mission in Elmina 99.

Vierter Abschnitt 1870–1914.

1. Kapitel. Vorgeschichte der Mission in Asante 100

Asante das Ziel der Mission 100 — Kriege. Zerstörung der Station Anum 1869 101 — Krieg der Negerstämme, die englische Regierung 102 — Ramseyer und Kühne in Kumase gefangen 103 — Vormarsch der Engländer nach Kumase 104 — Befreiung der Missionare 1874 104 — Die Mission in Asante; ihre Vorberatungen und Vorbereitungen 106 — Vorstöße 107.

2. Kapitel. Akem 107

Anfänge in Begoro 107 — Buck in Kyebi 109 — Wachstum der Gemeinden 110 — Verfolgung 111 — Friedensproklamation 112 — Sichtung und Stärkung. Status der Gemeinden 1901 113 — Goldgräberei; Christen und Heiden 114 — Fortschritte und Schwierigkeiten 115.

3. Kapitel. Okwawu 116

Gründung und Ausdehnung der Station Abetifi 116 — Vorstoß nach Asante-Akem (Bompata) 117 — Wachstum 118 — Kämpfe, Hexenverfolgung 119 — Licht und Dunkelheit 120.

4. Kapitel. Die Mission in Asante 120

Vorstöße nach Asante. Aussehen dieses Landes 120 — Asante 1896 abermals unterworfen 121 — Ramseyer in Kumase; der Anfang

Seite

1896—1900 122 — Der Aufstand 1900. Leiden der Katechisten 123 — Der neue Anfang 1902 124 — Schwierigkeiten der neuen Lage 125 — Der Asante-Eid. Kraftanstrengungen des sinkenden Heidentums 126 — Der Islam 127 — Missionsarbeiterfrage 128.

5. Kapitel. Nsaba 128

Das Fanteland. Das große Wachstum der Mission 128 — Erklärung des Erfolges 129 — Katawere 130 — Aberewa-Kult. Islam 131 — Berichte darüber 132.

6. Kapitel. Das Voltagebiet 133

Station Ada 133 — Anum wiederbesetzt 134 — Land Boem; Vordringen nach Deutsch-Togo 135 — Pläne für Deutsch-Togo 136 — Gebietsabtretung an die Bremer Mission 137 — Entwicklung in Anum 138.

7. Kapitel. Akropong und Aburi 139

Statistisches über Akropong und Aburi 139 — Die Beschaffenheit des Nachwuchses, Trinkerrettung 140 — Evangelisation 141 — Date. Kakaobau 142 — Königswechsel in Akropong. Das Werben um Ausgeschlossene 143 — Neuzeit in Akropong und Akwapem 144.

8. Kapitel. Christiansborg und Abokobi 145

Statistik der Akragemeinden 145 — Schwierigkeiten des Arbeitsfeldes 146 — Lebenszeichen 147 — Heidentum und Islam 148 — Leitung und Gemeinde; Unbotmäßigkeit 148 — Unabhängigkeitssinn in der Gemeinde 149.

9. Kapitel. Das Kroboland 149

Statistik von Odumase 149 — Hemmungen: Menschenopfer und Otufo 150 — Zähigkeit des Heidentums 152 — Unterschied zwischen West- und Ostkrobo 153 — Durchdringung mit christlicher Schulung. Fortschritte 154 — Missionswerk auf der Goldküste; Missionsertrag der Goldküste, verglichen mit Indien 155.

10. Kapitel. Kirchliches 156

Erste Synoden 1880 156 — Generalkonferenz 1881. Kirchensteuer erhöht 157 — Förderung des einheimischen Gemeindepastorates 158 —

Seite

Besoldungstarif der eingebornen Missionsarbeiter; besonderes Inspektorat für Afrika (Prätorius) 159 — Prätorius visitiert Afrika als Inspektor; er stirbt in Akra 1883 160 — Eindruck der Todesbotschaft 161 — Aus den Akten der Visitation 161 — Schlußakt der Visitation 163 — Verhandlung dieser Generalkonferenz 164 — Kirchensteuer 1896 erhöht 165 — 1909 abermals 166 — Auf dem Wege zur finanziellen Selbständigkeit 167 — Festopfer 167 — Mangel an sittlicher Reife 168 — Statistik der Ausschließungen 168 — Endurteil 169.

11. Kapitel. Der Kampf um christliche Sittlichkeit 169

Die Frage der erwachsenen Mädchen 169 — Polygamie 170 — Eheschluß und -Scheidung 171 — Ehebruchsgeld 172 — Neffenerbrecht 173 — Mängel des Familienlebens 173 — Kindererziehung 174 — Hirtenbrief gegen Unzucht; Trunksucht 175 — Heidnisches in der Gemeinde 176 — Bemühungen um einen christlichen Häuptlingsstand und Glaubensfreiheit 176—177.

12. Kapitel. Die Missionsschule 177

Übersicht 1873—1913 177 — Das Schulgesetz der Regierung 1883 178 — Stellung der Mission dazu 179 — Anstrengungen zur Hebung der Missionsschule in den achtziger Jahren 180 — Die Missionsschulen unter dem Schulgesetz der Regierung 181 — Die Mädchenanstalten 182 — Frauenmission 183 — High school-Frage; ein zweites Seminar 184 — Verhältnis zur Regierung 185 — Vermehrte Schulsorgen 1909; Handfertigkeitsunterricht; die Mittelschulen 186 — Grants-Schulen in Afrika 187.

13. Kapitel. Ärztliche Mission 187

Anregungen zur ärztlichen Mission 187 — Ihre Gründung durch Dr. Fisch 188 — Ihre Entwicklung 189.

14. Kapitel. Die Missionshandlung und -Industrie 190

Industrie-Lehrwerkstätten 190 — Ausdehnung der Handlung 190—191 — Akra wird Zentrale 191 — Dienste 192 — Verdienste und Nöte der Handlung 193 — Ausdehnung zur Großhandlung 194 — Rottmann, Binder 195.

III. Teil. Togo.

Seite

Das Abkommen mit Bremen 199 — Generalkonferenz 1905 199 — Verhandlungen mit der Regierung und Erkundigung 200 — Berichte 201 — Reiseergebnisse: Eine Aufforderung zur Tat 202 — Komitee und Regierung; Aufschub 203 — Der Ruf aus Tamale 204 — Neue Forschungsreise 205 — Verständigung mit der Regierung 206 — Denkschrift über die geplante Mission 207 — Die Mission in Togo beschlossen und begonnen 208 — Jendi besetzt. Der Arbeitsanfang 209 — Die Mohammedaner und die Missionare 210.

IV. Teil. Kamerun.

Erster Abschnitt. Die Vorgeschichte.

Dr. Krapf und die Bedeutung von Kamerun 213 — Saker und die Baptistenmission 214 — Kamerun wird deutsch 215 — Soll die Basler Mission in Kamerun einstehen? 216 — Verständigung mit der deutschen Regierung 217 — Verständigung mit der Baptistenmission 219 — Zweck der Kameruner Mission 220.

Zweiter Abschnitt. Das erste Jahrzehnt: Der Vorstoß.

1. Kapitel. Todesnöte. Die Baptisten. Charakter des Heidentums 222

Die ersten Sendboten. Todesnöte 222 — Die baptistische Separation 223 — Die Losango 225 — Allerlei Zustände 226.

2. Kapitel. Vordringen ins Kamerunflußgebiet. Mangamba, Nyasoso, Bombe 226

Die Eingangstore Bethel und Viktoria 226 — Entstehung der Station Mangamba 227 — Die Lage der Station 228 — Die Bewegung der Gottesmänner im Abolande 229 — Kämpfe und Fortschritte in Mangamba 230 — Vorstöße nach Nyasoso 231 — Bakundu und Bombe 232 — Sturz der Götzen im Balonglande 233.

Seite

3. Kapitel. Am Sanaga: Lobetal, Edea. Viktoria und der Kamerunberg 234

Beginn beim Stamme der Mulimba 234 — Lobetal 235 — Katholische Konkurrenz; Vorrücken am Sanaga: Edea 236 — Viktoria 237 — Buea 238.

4. Kapitel. Schularbeit. Industrie. Der Ertrag des ersten Jahrzehnts 238

Statistisches über das erste Jahrzehnt 238 — Erklärung der raschen Entwickelung 239 — Gehilfenbildung 240 — Handwerk 241 — Literarisches 241 — Bekämpfung des Negerschnapses 242.

Dritter Abschnitt.

Die fünf Jahre des innern Ausbaues 1897–1902.

1. Kapitel. Der Ernst der Lage 243

Das erste Jahrzehnt 243 — Rückschlag 244 — Konzentration der Kräfte 246.

2. Kapitel. Ausbau des Schulwesens. Übersetzung des Neuen Testaments 247

Unordnung in der Schule. Missionar Schuler 247 — Bericht des Inspektors 248 — Schulfortschritte 249 — Knabenanstalten, Mittelschulen 250 — Seminar 251 — Erste Ordination. Mädchenerziehung 252 — Literatur 253 — Schulers Neues Testament 254.

3. Kapitel. Gemeindeerziehung. Ausgeliefertes Heidentum . . 255

Sichtung 255 — Zeichen des innern Fortschrittes 256 — Taufpraxis. Götzenauslieferungen 258 — Mission und Ethnographie 259.

4. Kapitel. Verhandlungen der allgemeinen Brüderkonferenz . 260

Ringkämpfe 260 — Bestand der Arbeit 261 — Bestand des Werkes 1900 262 — Ehefragen 263 — Sklavenfrage 264 — Kampf

Seite

gegen die Trunksucht 265 — Freudige Mitarbeit der Gehilfen 265 — Übernahme der Presbyterianermission in Südkamerun? 266 — Es kommt nicht dazu 267.

Vierter Abschnitt.

Die Zeit der großen Ausdehnung 1903–1914.

1. Kapitel. Vorwärts am Sanaga. Sakbayeme 268

Vorwärtsdrängender Einfluß 268 — Sakbayeme, erste Ansiedelung 269 — Schwierigkeiten 270 — Stationsgründung 271 — Ngambi 272 — Nachfrage nach Lehrern. Sprachenfrage 273 — Berichte von 1907 und 1908 274 — 1909, 1910 275 — Bericht 1911 276 — Sakbayeme seit 1912 278.

2. Kapitel. Die erste Station im Graslande: Bali 279

Nach Bali 279 — Günstige Aufnahme 1903 280 — Allerlei Erfahrungen 281 — 1906 Fortschritte 282 — 1907 erste Volksschulen 283 — 1908 erstes Tauffest 284 — 1911. Die Verhältnisse der Station Bali verschlimmern sich 285 — Bali seit 1911 286.

3. Kapitel. Ausdehnung der Mission im Graslande. Bamum 287

Missionar Ernst in Fumban 287 — Vorbereitungen 288 — Der Anfang in Bamum 289 — Der König und seine Freundlichkeit 290 — Aus den Jahren 1909—1910 291 — Die Hausa 292; Stationsbericht 1911 292 — Die Gemeinde in Fumban 1913 293 — Adamaua 294 — Station Bagam 295 — Bangwa, Bandzun, Bana 296.

4. Kapitel. Ndunge. Der Vorstoß ins nordwestliche Grenzgebiet und nach Südosten 297

Ndunge 297 — Entwickelung 298 — Ins Gebiet des Croßflusses 299 — Schwierigkeiten und Erfreuliches. Schulen. Das Keyaga 300 — Finsteres Heidentum 301 — Ndogbea 302 — Neukamerun 303.

5. Kapitel. Mission, Volk und Regierung 303

Verhältnisse am Kamerunberg 303 — Die Frage des Landbesitzes 304 — Kulturelle Bestrebungen 306 — Handwerker 307 — Dernburgs Wirksamkeit 308 — Die Vorgänge in Duala 1913 309.

Seite

6. Kapitel. Missionsschule und Regierung 310

Verhandlungen mit der Regierung 310 — Schulordnung der Regierung 311 — Anwendung des Schulgesetzes auf die Sprachgebiete 312 — Stellung der Mission zum Sprachunterricht 313 — Eingabe an das Kolonialamt und Grundsätze dazu 314 — Erziehungsgrundsätze der Mission 317 — Schulerlaß der Mission 318 — Schulstatistik 319.

7. Kapitel. Aus den Verhandlungen der Brüderkonferenzen. Ärztliche Mission. Handlung 319

Polygamistentaufe 319 — Findelhausfrage 321 — Sprachenfragen. Versorgung mutterloser und unmündiger Kinder 322 — Witwenkasse. Topo la besa 323 — Schnapstrinken 324 — 25jähriges Jubiläum der Kamerun-Mission 324 — Lutzscher Jubiläumsbericht 325 — Gehilfennot 326 — Ärztliche Mission 327 — Beginn der Handlung durch Spedition 328 — Zuspruch der Neger 329 — Erziehung zur Sparsamkeit; Sparkasse 329 — Der erste einheimische Gehilfe der Handlung Sam. Willimus 330.

I. Teil.

Fremde Dienste.
Der Versuch in Liberia.

1. Kapitel.

Fremde Dienste.

Die ersten Beziehungen des Basler Missionsinstituts zu Afrika entstanden durch die englische Kirchenmission. In Sierra Leone, der Freistätte für Negersklaven, fand diese einen Stützpunkt, und zwar, da das eigene Land die geeigneten Sendboten noch nicht darbot, mit Hilfe deutscher Missionare, deren erste sie aus Jänickes Missionsschule in Berlin bezog. Die Regierung teilte 1815 Sierra Leone in Pfarreien ein und verpflichtete sich zum Bau der Kirchen; Sache der C. M. S. war es, die Geistlichen auszusenden und des Schulwesens sich anzunehmen. 1822 wurden als die ersten Basler Brüder für dieses Gebiet abgeordnet: der Sachse Joh. Wilh. Beckauer (geb. 1788) und der Württemberger G. W. Immanuel Metzger (geb. 1800).

Der Inspektor rief ihnen beim Abschiede zu: „Es sind die äußersten und gefahrvollsten Vorposten im Heerlager der kämpfenden Kirche Christi, auf welchen euch der Herzog zur Seligkeit eure Stellung angewiesen hat. Ihr wißt zum voraus, daß ihr auf diesem Kampfplatz der Finsternis nicht nur mit den nachteiligsten Einflüssen der Elemente, mit einem die Gesundheit der Europäer oft untergrabenden Klima und der Wut einer fieberhaften Ansteckung zu kämpfen habt, welche seit kurzer Zeit einer nicht geringen Zahl eurer Brüder das Leben kostete. Mehr noch als die schwüle Hitze des Tages und die Seuche der Nacht droht eurem Missionsberuf und eurem Leben: die grausame Tyrannei der Negerkönige, die ihre Untertanen als ihre Menschenware verkaufen, die wilde und grauenvolle Herabwürdigung der Schwarzen, die, umnebelt vom sinnlosesten Aberglauben, ihre und ihrer Kinder Freiheit um eine Flasche Rum für immer hingeben, die niedrigste Habgier der europäischen Sklavenhändler, die kein Mittel unversucht lassen, um das tief verblendete Negervolk gegen die ihrem schändlichen Gewinn widerstrebenden Missionarien aufzureizen. Aber getrost, liebe Brüder! Der Herr ist mit euch. Ziehet munter eure Straßen; er hat gesiegt, der Löwe aus dem Stamme Juda, und er geht voran in den Streit.“ [1])

In England kamen zur gemeinsamen Ausreise (31. Okt. 1822) hinzu: der Württemberger Heinr. Schemel (geb. 1799) und der Berner Joh. Gerber (geb. 1796). Am 10. Januar 1823 langten sie wohlbehalten am Ziele an, wo jeder froh seinen getrennten Posten bezog.[2]) Dem gelben Fieber, das über die Kolonie hereinbrach und ein großes Sterben verursachte, erlag zuerst Schemel, schon am 19. April

1823, am 5. Juli Beckauer, bald darauf die Frauen Gerber und Metzger.[3]) Die beiden Überlebenden hatten über ihre Kräfte Lücken auszufüllen, da das Missionspersonal furchtbar geschwächt war; die europäischen Beamten waren beinahe ausgestorben. Die Notlage in Sierra Leone erweckte im Basler Missionshause feurigen Eifer. Lehrer Karl Hänsel wünschte, der verlassenen Jugend auf dieser Küste zugesandt zu werden; das Komitee wollte dem Rufe Gottes nicht widerstehen und gab diesen tüchtigen Mitarbeiter her. Blumhardt schrieb an die Leitung der C. M. S.: „Jeder unserer Brüder macht sich bereit, hervorzutreten und sich dem Herrn zum Opfer darzubieten. Sollte noch manche solche Botschaft aus der unsichtbaren Welt eintreffen, so könnten wir unsere Mitstreiter nicht länger davon zurückhalten, dahin zu eilen, wo die Helden der Kirche gefallen sind.“[4])

Die wenigen Basler Brüder waren es, die in dieser Krisis das Werk der C. M. S. in Sierra Leone fast allein hielten. Blumhardt bemerkte dazu: „Ein merkwürdiger Umstand ist dieser, daß in der Regel das Leben unserer deutschen Brüder auf diesen Gestaden viel länger aushält, als der andern europäischen Völker.“[5]) Hänsels Aussendung begleitete man von Basel aus mit besonderem Interesse; er sollte ein Negerseminar errichten, und man hoffte in Basel, von seinen Erfahrungen für Liberia Gewinn zu haben. Der englische Dank für deutsches Durchhalten war leider nicht groß. Im Mai 1824 machte die C. M. S. die betrübende Mitteilung, daß fortan nur geborene Engländer in Westafrika als Missionare wirken dürften; der Gouverneur wolle es so, da er mit Gerbers und Metzgers englischen Kenntnissen nicht zufrieden sei. Mit solcher Verachtung der deutschen Brüder war jedoch nichts gewonnen, solange sie unentbehrlich waren; sie mußten doch wieder zu Ehren kommen mit ihrem einzigartigen Todesmut.[6])

Wir nennen die Basler Zöglinge, die für die C. M. S. nach Afrika zogen. Nach Sierra Leone gingen: Jak. Friedr. Sessing aus Hessen-Darmstadt, 1831 ausgesandt, später in Jamaika; Georg Adam Kißling aus Württemberg, 1805 geboren, später in Neuseeland; der Badener Jak. Friedr. Schön, 1803 geboren, 20 Jahre in Sierra Leone tätig, namhaft durch preisgekrönte Haußaforschungen[7]); der Württemberger Christ. Friedr. Schlenker, 1810 geboren, 16 Jahre in Sierra Leone und Port Lokko; der Däne Nik. Haastrupp, 1811 geboren, 1840 in London ordiniert, am 24. August 1849 in Sierra Leone gestorben; Joh. Ulr. Graf aus Grub, Appenzell, 1812 geboren, 19 Jahre in Sierra Leone; Phil. Bulttmann aus Bremen, 1812 geboren, 22 Jahre in Sierra Leone; Christ. Gottl. Frey und Dav. Heinr. Schmidt, beide 1811 in Schorndorf geboren; Karl Andr. Gollmer aus

Kirchheim, 1812 geboren; C. A. Reichardt aus Stuttgart, am Seminar in Furrah-Bay tätig, 1883 in Freetown entschlafen; Joh. Christ. Ehemann, 1813 geboren; Dav. Hinderer (1819), in Abeokuta tätig; Joh. Konr. Clemenz aus Pfyn, Thurgau (1819); Wilh. Sigmund Koelle aus Kleebronn, Württemberg (1820): er wirkte am Seminar in Furrah-Bay, seine jungen Afrikaner mit Freuden in die Geheimnisse des Hebräischen einführend, und dehnte seine Studien über afrikanische Sprachen aus, um den Vormarsch der Mission ins Innere vorzubereiten; mit charakteristischer deutscher Energie und Gründlichkeit vertiefte er sich in sein Werk und schuf seine berühmte „Polyglotta Africana", ein vergleichendes Vokabular über 350 Wörter und Sätze in 150 Sprachen und Dialekten; 1855—1859 wirkte er in Ägypten und Palästina, seit 1862 neben Pfander in Konstantinopel, 1889 gab er ein Werk über „Mohammed und Mohammedanismus" heraus; er starb am 18. Februar 1902 in England.[8]) Als Laienmissionare standen in Sierra Leone: Chr. Hr. Bockstatt, 1854—1856, und Karl Knödler aus Württemberg, seit 1857, gestorben 1874 in seinem Heimatlande.

Nach Nordostafrika entsandte die C. M. S.: Joh. Rud. Gottl. Lieder aus Preußen, 1798 geboren, in Kairo tätig; Samuel Gobat aus dem Berner Jura (1799), 1830 nach Abessinien entsandt, 1849 Bischof in Jerusalem[9]); Wilhelm Kruse aus Elberfeld (1799), in Kairo tätig; Theodor Müller aus Württemberg (1799), kurze Zeit in Kairo; Christian Kugler aus Schopfloch (1801): Abessinien; Karl Wilh. Isenberg aus Barmen (1806): Abessinien, Bombay; Heinrich Knoth aus Solms (1810): Abessinien; Karl Heinr. Blumhardt aus Stuttgart (1807): Abessinien, Bengalen; Joh. Mühleisen aus Zell, Württemberg (1817): Abessinien, dann in Indien, später Kaplan in Batavia, zuletzt in der Kapstadt unter den mohammedanischen Malaien tätig, Verfasser eines Buches über den Islam, in England gestorben; Joh. Christian Müller aus Wildberg, Württemberg (1816): Abessinien, Sierra Leone.

In Ostafrika begegnen die folgenden Basler Sendboten der C. M. S.: Dr. Joh. Ludwig Krapf[10]) aus Derendingen (1812): erst in Abessinien, dann in Wanikaland, großer Missionsgeograph und -Stratege, der die Länder und Völker für eine Missionskette quer durch Afrika erkunden wollte, zäh in Mut und unerschöpflich in Glaubenskraft wie Livingstone, sein Nachfolger; Vorläufer und Anführer derer, die den dunkeln Erdteil der Christenheit erschlossen haben; wie Livingstone tot auf den Knien in Gebetsstellung am Bettrand gefunden (26. November 1881 in Kornthal gestorben); Verfasser eines

Wörterbuchs von sechs afrikanischen Sprachen und einer Suaheligrammatik im Entwurf, Übersetzer des Markusevangeliums ins Kikamba; — Joh. Rebmann aus Gerlingen, Württemberg (1820): mit Krapf an der Erforschung Ostafrikas beteiligt, Entdecker des Kilimandscharo, hielt bis 1875 als Blinder in Rabbay, Wanikaland, inmitten einer kleinen, von ihm und Krapf gesammelten Gemeinde in elender Hütte aus, starb am 4. Oktober 1876 in Kornthal; J. J. Erhardt und Joh. Wagner: sie wurden 1847 den beiden Pionieren nach Rabbay zu Hilfe gesandt; Wagner starb bald nach der Ankunft; Erhardt veranlaßte durch eine Karte des äquatorialen Afrikas, die er entwarf (1855), die Forschungsreise von Burton und Speke und half dazu, der erstaunten Welt Zentralafrika aufzudecken. Im Basutoland wirkte als Sendling der L. M. S. der Württemberger Gottlob Schreiner (1814 geboren).

Wie im Jahre 1819 der Wunsch eines selbständigen Unternehmens aufkam, wie er vom Komitee in der denkwürdigen Sitzung vom 9. August aufgenommen und vom Fürsten von Schönburg durch die Schenkung von 25 Louisd'or zum Zwecke unabhängiger Aussendung unterstützt wurde und zur Mission in Südrußland führte, ist im Zusammenhang der Heimatgeschichte dargestellt worden.[11]) Es lag dem Komitee nahe, das Epiphanienfest 1820 (6. Januar) als den eigentlichen Stiftungstag der evangelischen Missionsgesellschaft — bisher hatte nur ein Missionsinstitut bestanden — anzusehen, indem ein alter, ungenannter württembergischer Geistlicher auf Epiphanien 1820 3000 Gulden in bar als Stiftung übersandte, mit der Bestimmung, daß die Zinsen jährlich am Erscheinungsfest der Heiden erhoben und ausschließlich für Missionszwecke verwendet werden sollten.[12])

2. Kapitel.

Nachforschungen nach einem eigenen Arbeitsgebiete.

Der Gedanke, eine neue Station „im bloßen Heidenlande" anzubahnen, wurde im Komitee am 18. April 1823 laut. Von einem solchen Vorgehen erwartete man: „Es dürfte die Teilnahme unserer Missionsfreunde reger erhalten, als unsere Unternehmung am Kaspischen Meere, wo weit langsamere Erfolge der Arbeiten zu erwarten sind." An der afrikanischen Westküste schienen nach den Berichten der Engländer aus Sierra Leone die Früchte der Mission schön und rasch zu reifen. Dazu kam der Umstand, daß es in Basel an Geld nicht fehlte.

Die Überschüsse der Jahresrechnung betrugen: 1820: 21 400; 1821: 38 500; 1822: 14 900; 1823: 34 900, in neuen Schweizerfranken berechnet.[13]) „Lag nicht in solchen Rechnungsergebnissen eine ernste, höhere Aufforderung, durch solchen Segen nolentem trahere: die Zögernden zu einer weitern Unternehmung anzuspornen? Und wenn auch durch eine solche die Ausgaben beträchtlich stiegen, so ermunterte man sich im Komitee: Unter dem Segen des Herrn dürften wir bei wachsenden Bedürfnissen größere Einnahmen hoffen."

Man nannte bei jener ersten Besprechung am 18. April 1823 auch schon ein Arbeitsgebiet: „etwa im Innern von Afrika, bei der Susu- oder Bullom-Nation, wo das Evangelium einen so augenscheinlichen Fortgang habe." Es lag unmittelbar nördlich von Sierra Leone, war teils durch schottische und Londoner Missionare, teils durch die C. M. S. vorübergehend in Angriff genommen worden und konnte, wie man in Basel dachte, in engster Verbindung mit dieser als Nachbarin bearbeitet werden. Die Zöglinge schreckte Afrika nicht ab, im Gegenteil: Kugler und Theodor Müller boten sich selber dafür an, indem sie den Vorsatz bekundeten, „daß sie im Namen des Herrn und im festen Vertrauen auf seine Durchhilfe ohne viel menschliche Unterstützung in die Heidenwelt ausgehen wollten." Die Erklärung des Komitees hierüber wollten sie als den Willen des Herrn betrachten. Dieses sah in ihrem Verhalten „ein erfreuliches Walten des Geistes Jesu Christi" und dachte sich die Sache „nicht als eigentliche Missionsunternehmung von seiten des Komitees, sondern mehr als Privatunternehmen, um dem Trieb zweier Brüder nachzukommen"; die Überfahrt wollte es für sie tragen, sie im fernern aber sich selbst überlassen, jedoch in brüderlichem Briefwechsel mit ihnen bleiben".[14]) — In der Generalkonferenz des Missionsfestes am 28. Mai 1823 sprach sich der Inspektor über dieses Anliegen aus: „Wir übergeben dem Nachdenken und Gebet unserer teuren Freunde den Wunsch unseres Herzens, nicht nur in der mohammedanischen, sondern auch in der rohen Negerwelt einen Missionsposten zu haben. Dies war der Gedanke einiger unserer Komiteemitglieder, als sich vor einem halben Jahre zwei unserer geliebten Zöglinge angetrieben fühlten, die Ausführung eines gleichen Unternehmens ihren Vorstehern mitzuteilen. Der Herr selbst führe auch diese Sache aus, die wir, seine armen Diener, ihm kindlich übergeben."[15])

Kugler und Müller fanden den Weg nach Ägypten und Abessinien. Das Komitee „glaubte, in manchen Spuren der göttlichen Vorsehung deutliche Fingerzeige für unsere Gesellschaft anzutreffen, eine direkte Mission in der Negerwelt in Westafrika zu versuchen und hiezu die nötigen Einleitungen zu treffen"[16]); manches Projekt tauchte auf, mancher Faden wurde angeknüpft; vor der eigentlichen Missionstat

aber vergingen noch einige Jahre des Ausspähens nach klarerer Leitung, nach einer offenen Türe.

Im September 1823 lag das Gesuch um einen Lehrer und Prediger für eine Negerplantage in Demerara, deren Besitzer die Mittel versprach, vor. Steinkopf war in der betreffenden Komiteesitzung zugegen; „die Frage rührte ihn sehr und schien ihm ein neuer Beweis des göttlichen Segens und ein beachtenswerter Wink der Vorsehung". Aus Mangel an verfügbaren Leuten beschloß das Komitee, nicht einzutreten.[17])

In der gleichen Sitzung erteilte Steinkopf den folgenreichen Rat, wegen Übernahme einer Tätigkeit im eigentlichen Heidenlande sich an das Missionskollegium in Kopenhagen zu wenden: „Es dürfte diese Adresse schwerlich fruchtlos sein, da neben den Fortschritten, die das wahre Christentum in Dänemark neuerdings gemacht habe, auch der Missionsgeist aufs neue wiedererweckt sei." Steinkopf nahm dabei den Gedanken einer für sich bestehenden Mission des Basler Instituts, den er selbst vor einigen Jahren lebhaft unterstützt hatte, zurück, da es dazu wohl außerstande sei, und dachte nur daran, daß es für die dänische Kolonie an der Goldküste Leute und teilweise auch Geld liefern könnte, im engen Anschluß an jenes Kollegium. — Dr. Rudelbach aus Kopenhagen, der Ende Oktober Basel besuchte, begrüßte einen solchen Antrag als Mittel zur Wiederbelebung des „sterbenden" Missionskollegiums; er wollte nach seiner Rückkehr Bischof Münter, „der die Sache mehr aus dem wissenschaftlichen als dem christlichen Standpunkt betrachte", zu gewinnen suchen. „Da das Komitee mit einem neuen Unternehmen in Bälde sich nicht befassen kann, wurde gedachter Vorschlag genehmigt," und der Gedanke einer selbständigen Mission in Afrika war wieder beiseite gelegt, wohl nicht ohne jedes Gefühl der Erleichterung.

Konnten aber nicht die Neger nach Basel kommen? „Infolge der zahlreichen Sterbefälle der Missionare auf Sierra Leone drängte sich mehreren Mitgliedern des Komitees der Gedanke auf, ob diese armen Neger nicht soviel als möglich durch Lehrer aus ihrer Mitte beraten werden sollten. Es wurde im Komitee die Frage vorgelegt, ob bei den Freunden in England nicht der Gedanke angeregt werden dürfte, junge Afrikaner bei uns zu diesem Zweck erziehen zu lassen. Ein solches Unternehmen dürfte auch dem Verfahren der Apostel Jesu am meisten gemäß sein, welche an Orten und in Gegenden, wo die Verkündigung des Evangeliums angefangen war, Eingeborne zu Lehrern für ihre Landsleute aufstellten." Man dachte daran, daß das von den Engländern in Sierra Leone angestrebte Seminar nicht zustande gekommen war, daß nun seine 50 Zöglinge auf Leitung warteten und „der Neger ein

jedes Klima ertrage". „Unserer Gesellschaft scheine ein solches Unternehmen eher aufbehalten zu sein, als die Anlegung einer zweiten Mission."[18])

Im Bescheid der C. M. S., daß sie künftig für Sierra Leone und Westindien nur noch geborne Engländer brauchen könne (1824), wollte das Basler Komitee, obwohl seine Sendboten „so gern ins Land des Todes gewandert wären, eine weise Fügung des Herrn erkennen". Übrigens deutete die C. M. S. an, daß es ja nach Afrika und Westindien noch mehrere Wege gäbe, deren einen Basel von sich aus einschlagen könnte.[19])

Eine neue Beziehung mit Dänemark wurde hergestellt durch Prediger Rönne von Lyngbye bei Kopenhagen, den frühern Erzieher des Kronprinzen. Er schrieb am 6. April von dem sich mehrenden Missionsinteresse in seinem Heimatlande und dem schönen Erfolge einer von ihm gemachten Missionsreise durch Fünen und Schleswig; er empfahl den norwegischen Studenten Jörgen Wright von Cappelen (geboren 1805), der schon vor zwei Jahren unter seinen Mitschülern eine Gesellschaft für Zwecke des Reiches Gottes gegründet hatte, zur Aufnahme ins Missionshaus („Wo ich nicht irre, hat der Herr ihn frühe gerufen, damit er ein ausgezeichnetes Werkzeug in seinen Händen werden möge"). Am 29. Dezember 1824 trat dieser in Basel ein.[20])

Dr. Rudelbach schrieb am 4. September 1824: „Ihr unschätzbares, aus reiner, christlicher Menschenliebe entsprungenes Anerbieten, unserer jetzt ausgestorbenen Mission auf der Guineaküste aufzuhelfen oder vielmehr sie durch neu lebendig eingepfropfte Reiser wieder zu beleben, hat hier in allen christlichen Gemütern eine große und schöne Hoffnung erregt." Vom Missionskollegium jedoch, das „so gut wie entschlafen" sei, solle nichts erwartet werden, der Bischof von Seeland wolle und könne nichts in der Sache tun. Trotzdem sei sie nicht hoffnungslos; Rudelbach habe sie dem König in einer Audienz ans Herz gelegt, und dieser, vom Vorschlag angenehm überrascht, habe gewünscht, von ihm eine schriftliche Eingabe zu erhalten; so sei nun Aussicht vorhanden, direkt beim König einen Weg zu öffnen, und daß Hilfe an der dänischen Goldküste dringend nötig sei, gehe daraus hervor, daß zurzeit nicht einmal ein dänischer Prediger sich dort befinde. — Blumhardt antwortete am 24. September: Rudelbach möge den begonnenen Faden weiterspinnen, es werde gewiß daraus ein Seil der Liebe werden, das die verlassene Guineaküste aufs neue mit dem Mutterland und dieses mit der Schweiz liebend verknüpfen werde. Privatim fügte er bei: Basel werde jedenfalls für eine Heidenmission an der Goldküste eine Anzahl wackerer Missionare stellen, wenn das Unternehmen von dänischer Seite, durch Regierung und Missionsfreunde, die nötige Unterstützung finde.

Am 27. April 1825 schlug Blumhardt dem Komitee einen neuen Weg nach Afrika vor: „ob wir nicht im Süden von Afrika, in der Nähe der missionierenden Methodisten, ein neues Arbeitsgebiet aufsuchen sollten, wo zahlreiche Völkerstämme nach dem Evangelium Christi fragen und die Kosten mäßig seien?" Die Mehrzahl im Komitee befürchtete von diesem neuen Plan eine Schwächung der für Grusien nötigen Kräfte und redete eher nur der Abtretung einiger Brüder an eine bewährte, in Südafrika oder sonstwo tätige Gesellschaft das Wort. Der Inspektor möchte sich privatim bei einer solchen erkundigen. Ein einziger Basler Zögling, Schreiner, gelangte auf das südafrikanische Arbeitsfeld (L. M. S.); das Komitee verfolgte die Anregung nicht weiter, die Gedanken kamen von der himmelschreienden Not Westafrikas nicht los, wo die Christenheit eine furchtbare Schuld noch abzutragen hatte; aber kein Weg lag offen.

Der Gedanke einer eigentlichen Heidenmission kam unter den Missionsfreunden nicht mehr zur Ruhe, sie äußerten ihn auf mancherlei Weise. So schrieb z. B. Frau Anna Schlatter aus St. Gallen, indem sie im Namen ihres Frauenvereins 250 Gulden übersandte: „Es scheint uns immer, die Arbeit der ausgesandten Reichsboten sei erfreulicher und folgenreicher unter den Heiden, als unter Türken und Juden."[21]) Das Komitee achtete solchen Frauenwunsch nicht gering; er ist im Protokoll vermerkt.

Am Missionsfest 1825 gestand Blumhardt der Generalkonferenz: „Unser Missionsgeschäft befindet sich im Morgenland, obwohl wir nicht leugnen können, daß wir viel lieber in die Negerwelt gezogen wären." Nun lenkte Inspektor Stobwasser von Königsfeld in einer außerordentlichen Sitzung die Blicke des Komitees nach einer neuen Richtung. Er hatte eine Besuchsreise auf Antigua und Jamaika hinter sich und fragte, „ob nicht unter den Negern Nordamerikas ein Missionsversuch gemacht werden könnte?" Arbeit sei übergenug vorhanden, in Virginia unter 400 000 Negern kein einziger Lehrer, dieses nordamerikanische Arbeitsgebiet noch unbesetzt; auch für die geistliche Bedienung der deutschen Kolonisten sei zu sorgen. Ob nicht das Komitee zwei Brüder zur Rekognoszierung aussenden wolle? — Der Inspektor erkundigte sich bei der Leitung der Brüdergemeine, ob etwa in Virginia Arbeit möglich wäre, indem deutsche oder englische Sklavenhalter Lehrer für ihre Neger zuließen und in ihren Dienst aufnähmen oder die Gesellschaft solche frei aussendete. Die Antwort lautete betrübend: „Im besten Falle wären die Besitzer gleichgültig." Das Komitee ließ auch diesen Gedanken fallen.

Im Jahre 1826 nun schienen sich mit einem Mal zwei Wege aufzutun: nach Liberia durch Amerika, nach der Goldküste durch Dänemark.

3. Kapitel.

Der Versuch in Liberia.

Während man in Basel das Feld für eine Negermission suchte, entstand an der afrikanischen Westküste, südöstlich von Sierra Leone, eine zweite Kolonie für freie Neger: Liberia. In den amerikanischen Südstaaten hatte man ein Interesse daran, die mißmutigen, von Haß gegen die Weißen erfüllten Freineger, die die Sklaven mit ihren Freiheitsideen anstecken könnten, nach Afrika abzuschieben; christlich gesinnte Männer ließen sich für den Plan gewinnen, es entstand 1817 die Afrikanische Kolonisationsgesellschaft in Washington, die in Verbindung mit der Regierung die Kolonie Liberia gründete. Ihre Leitung übernahm der 1794 geborne Amerikaner Jehudi Ashmun[22]), früh erweckt, theologischer Lehrer, dann Geschäftsführer der neugegründeten Gesellschaft. 1822 segelte er nach Liberia ab. Die vor kurzem angesiedelten Kolonisten fand er in der schrecklichsten Verwahrlosung, krank, ohne Obdach, von Wilden bedroht, zur Freiheit unfähig und darum zügellos. In erster Linie mußte er um einige Sicherheit des Lebens kämpfen, mit 35 Mann schlug er 800 Wilde zurück, er befestigte die Ansiedlung Monrovia und bemühte sich um dreierlei: als Gesetzgeber Ordnung zu stiften, einen rechtmäßigen Handel mit Amerika und Europa in Gang zu bringen und die Mission ins Land zu ziehen.

Er erließ durch die Direktion seiner Gesellschaft einen öffentlichen Aufruf (Monrovia, 29. März 1825), in dem er erklärte, er habe immer gehofft, daß mit der Gründung dieser Kolonie für den erwachten Tatendrang der Mission eine ungemein günstige Gelegenheit geboten werde. Obwohl er die tieftraurigen Verhältnisse in sittlich-religiöser Hinsicht nicht verhehlte, nannte er zugleich eine Reihe hoffnungsvoller Umstände: an der Küste herrsche nun tiefer Friede, durch den Einfluß der Kolonie, die als unüberwindlich gelte; der Weiße stehe hoch im Ansehen, die sprachlichen Schwierigkeiten seien gering, die Lebensbedürfnisse spottbillig, eine arbeitsame Familie könne sich mit Leichtigkeit ernähren; die Bevölkerung sei sanft und zugänglich; der Missionar solle zuerst ein halbes Jahr in der Kolonie verweilen, dann sei eine Niederlassung unter den Heiden leicht, da der König einen weißen Lehrer verlange und schützen wolle; unter ihnen könne er nach Landessitte leben, Lehrer des Volkes werden und später durch Zweigniederlassungen allmählich das Christentum im Lande so allgemein machen, wie jetzt die schändlichen Gebräuche des Heidentums allgemein seien.

Der zündende Aufruf fachte in Basel ein Feuer an. Im Oktober 1825 zog das Komitee bei Ashmun und in Washington Erkundigungen ein. Ashmun antwortete (23. April 1826): er wisse sich den Engländern näher verwandt, schätze aber die Deutschen als Brüder; ein Europäer könne sich, nach Landessitte lebend, wohl befinden; Handwerker und Bauern seien schon vorhanden, man habe die Missionare als Lehrer nötig; 50 Knaben seien für den Anfang beisammen, die Englisch lernen und als Dolmetscher dienen könnten; eine „große und einsichtsvolle Gesellschaft christlicher Kolonisten" sei vorhanden, „anerkannt herzlich hingegebene Diener des Erlösers", die in vier religiösen Gemeinschaften aufrichtige und bleibende Teilnahme an der Rettung der heidnischen Brüder pflegen würden; also könne auf die Unterstützung zahlreicher Freunde Gottes in der Kolonie gerechnet werden. Eine fünfköpfige Missionarsfamilie könne nach dem ersten, schwierigen Halbjahr mit 12—20 eingebornen Arbeitern und Zöglingen von 1500 Dollar leben. Er wünschte zwei verheiratete und zwei ledige Männer. — Die Direktion der Gesellschaft äußerte sich nicht minder erfreulich: „Wir werden es stets als eine der höchsten Segnungen unserer Verbindung ansehen, mit allen uns anvertrauten Mitteln Missionsniederlassungen zu unterstützen. Gewiß würde ein solches von Ihrem Lande ausgehendes Unternehmen die Aufmerksamkeit einer ganzen christlichen Welt auf sich ziehen und da und dort Nachahmung erwecken, die zu den herrlichsten und ausgedehntesten Erfolgen führen könnte. Liberia erfreut sich eines besonders gesegneten Wachstums und Gedeihens." [23])

Am 31. Januar 1827 lagen diese schönen Antwortschreiben vor dem Komitee. „Man fühlte allgemeine Freudigkeit zu einem ganz einfachen Missionsversuch daselbst mit zwei schlichten Brüdern"; am 5. Februar wurden drei bestimmt: Joh. Chr. Simon Handt aus Preußen (1793 geb.), Christ. Gottlieb Hegele aus Württemberg (1804) und der Hesse Jak. Friedr. Sessing (1802). Sie empfingen in Basel noch einigen Unterricht im Bauhandwerk und folgten einer Einladung nach Dettington bei Oxford, zu Pfarrer Greaves, der ihnen englischen Unterricht gab und sie in den Dorfschulen mit der einfachen englischen Lehrweise bekannt machte.

Zur Rechtfertigung der neuen Mission schrieb Blumhardt im Magazin [24]): „Wir hätten es für eine Schmach des Namens Christi geachtet, um der Todesgefahren willen gegen den Jammer und Hilferuf der armen Neger in Afrika unsere Herzen und Ohren zu verschließen. Der europäische Sklavenhändler scheut die Gefahren eines lebenverzehrenden Klimas keinen Augenblick und wandert Tag und Nacht räuberisch auf diesen Gestaden umher, sobald es dem Umstande gilt, eine Beute armer Negersklaven einzuholen. Und der Bote Christi, der mit

dem seligen Auftrag diese verheerten Ufer betritt, in Christi Namen dieser verwüsteten Sklavenwelt eine ewige Erlösung zu verkündigen, sollte Bedenken tragen, selbst sein Leben daran zu wagen, um im Dienste seines göttlichen Meisters, unter seinem Schutze und mit seiner Kraft, unsterbliche Menschenseelen aus dem Verderben zu erretten?"

Die Abreise der drei Brüder nach Afrika drohte in letzter Stunde durch Zwietracht, die unter zweien ausbrach, so daß einer sich von der Gebetsgemeinschaft mit den andern lossagte, vereitelt zu werden. Blumhardt antwortete auf diese Kunde: „Seit vier Tagen beschäftigten wir uns mit dem vollen Detail eurer Abreise und Ansiedlung, und gleich jetzt wollten wir euch, im vollen Gefühl der innigen Liebe, die letzten segnenden Abschiedsbriefe schreiben" — das Komitee wollte £ 600 auf zwei Jahre bewilligen —. „Ich nahm alsbald eure unerwarteten Kummerbriefe zusammen, zog damit in meine Einsamkeit nach Möttlingen, breitete sie seufzend und flehend vor dem Herrn aus, der euch alle und mich armen Sünder im innersten Herzensgrunde kennt, und fragte ihn zu wiederholten Malen, was ich tun und was ich euch schreiben soll." Er drang in sie, sich vor Gott zu beugen und gemeinsam dem Komitee ihre Versöhnung zu bezeugen.[25]) — Im Komitee herrschte nur eine Stimme: alle drei zurückzurufen, wenn eine gründliche Vereinigung nicht zustande komme.[26]) Sie fanden sich wieder. Es war einer der rätselhaften Zwischenfälle gewesen, wie sie die engere christliche Gemeinschaft aus unerklärlicher Ursache oft plötzlich mit Zerstörung bedrohen.

Über die Instruktion beriet das Komitee am 20. September. Es trug Bedenken, einen „Anbau auf afrikanische Weise" nach Afhmuns Vorschlag ohne weiters zu bewilligen; es wies die Brüder an, aus Afrika Vorschläge über Ort, Art und Kosten ihrer Niederlassung einzureichen, und über etwaige Verwandtschaft der verschiedenen Negersprachen und vorhandene Vorarbeiten sollten sie Erkundigungen einziehen.

Am 10. November schifften sie sich ein. Hegele, dem im Hafen von Portsmouth eine schwere Holzrolle auf den Kopf fiel, mußte bei Quäkern, die ihn liebreich aufnahmen, zurückbleiben; die beiden andern langten am 9. Dezember 1827 bei Hänsel in Sierra Leone an; Sessing reiste allein auf einem amerikanischen Kriegsschiffe, das ihn mitzunehmen bereit war, ans Ziel voraus. Am 21. Dezember verließen wiederum zwei Basler Brüder, die für Liberia bestimmt waren, die englische Küste: der Württemberger Georg Adam Kißling, ein früh erweckter Sohn blutarmer Eltern, Bäcker, zu kurz für den Militärdienst, nicht aber für den Dienst Christi — und Heinr. Hieron. Wulff von Altona (1799), seines frühern Berufs Kaufmann. Sie nahmen Hegele mit, gesellten sich Handt in Freetown bei und langten zu vieren

am 2. Mai 1828 in Monrovia an. „Mit abgezehrtem, entstelltem Gesicht stürzte Sessing ihnen entgegen, und unaussprechlich war seine Freude, nun endlich Brüder bei sich zu haben."

Nun folgten sich die Enttäuschungen Schlag auf Schlag. Ashmun kehrte, kaum hatte er sie begrüßt, als Schwerkranker nach Amerika zurück († 25. Aug. 1828); sein Stellvertreter entzog den Missionaren die Gastfreundschaft. Nahrung gab es um teures Geld kaum; die nötigste Hilfe leisteten die faulen Eingebornen höchstens gegen Branntwein. In einer elenden Hütte im Busch kampierten die Brüder wie Ausgewiesene, im Fieber einander ablösend. Und wo war nun die herrliche Gemeinschaft mit den christlichen Kolonisten? Die Baptistengemeinde schloß die Missionare als Ungetaufte feierlich und öffentlich vom Abendmahle aus, und in der Methodistenkirche herrschte eine derartige Überspanntheit, daß nicht nur die Nervenschwäche, sondern auch das innerste Wesen der deutschen Brüder diese Art rein nicht ertragen konnte: sie standen allein und konnten unter den Negern aus Amerika kaum etwas wirken.

Blieb ihnen nicht die Hauptsache: die Mission unter den Heiden? Zu einem einheitlichen Vorgehen gelangten sie nicht; eine ungemeine Reizbarkeit, auch eine Begleiterscheinung der schrecklichen Fieber, ließ eine Arbeitsgemeinschaft nicht aufkommen. Sessing und Hegele reisten zu den Bassa ab; Handt bestand darauf, wie er mit seinem Ranzen nach Basel gezogen sei, so wolle er auch zu Fuß unter die Heiden gehen: mit einem Knaben, der ihm den Ranzen trug, wanderte er dem Innern zu. Hegele kam bald, durch Sonnenstich erkrankt, in traurigstem Zustand nach Monrovia zurück; den Tee, der ihm zur Labung beim Empfang gereicht wurde, hielt er für vergiftet. Sessing fand bei den Bassa freundlichen Eingang; ihr König versprach, ihm seine Kinder zur Erziehung zu übergeben und den Sklavenhandel abzuschaffen, und schon wurde der Bau eines Missionshauses vorbereitet[27]), als Sessing nach Monrovia zurückgerufen wurde, um den nervenkranken Hegele in die Heimat zu geleiten. Sie nahmen den Negerknaben Georg Thompson zur Ausbildung nach Basel mit. Hegele, der sich wieder erholte, wirkte fortan in der Kaukasus-Mission bis zu ihrer Auflösung 1835, dann noch ein Vierteljahrhundert als deutscher Kolonistenpfarrer in Rußland († 13. Januar 1864).[28])

Handt schlug sich ins Vey-Dorf Bigtown durch, dessen Häuptling ihn Schule halten ließ. Er lebte hier von Reis und Wasser und mußte nach einem halben Jahr als ein Erschöpfter zum einsamen Kißling nach Monrovia zurückkehren, der ihn zu ärztlicher Beratung nach Sierra Leone sandte; von hier ging er nach England, er wirkte

im Dienst der C.M.S. zehn Jahre lang unter den Ureinwohnern Australiens und starb 1863.[29]) Wulff aber, der Stärkste, erlag am 22. Dezember 1828 dem Fieber und der Dysenterie.

Innerhalb eines Jahres war die Schar der Fünf auf einen zusammengeschmolzen: Kißling, der vom 28. Januar 1829 bis zum 17. Januar 1830 allein in Liberia die Mission vertrat. Er erlebte manche Aufmunterung: Der Hausbau wurde fertig, eine fromme alte Negerin übernahm den Dienst als Haushälterin (er hoffte, man werde ihm diese Ausgabe in Basel nicht als Luxus anrechnen!); ein junger Neger, David, versprach, ein tüchtiger Gehilfe zu werden; ein von Sessing gebrachter junger Bassa („Jakob von Brunn") ließ sich durch ihn ebenfalls zu tüchtigem Lernen anspornen, ein Bassamann überbrachte seinen neunjährigen Sohn („Gottlieb Blumhardt"); es entwickelte sich eine Schule bis auf 50 Kinder. Das Verhältnis zu den Predigern der beiden Gemeinschaften wurde freundlicher; Kißling lehrte ihrer vier Griechisch, wobei er ihre Gedanken sachte beeinflussen und korrigieren konnte. Die Schüler waren seine Hoffnung, besonders Jakob, in dem er den künftigen Bassaprediger sah. Fröhlich schaute er nach Helfern aus; er schrieb nach Basel: „Gewiß, dieses Feld ist reif zur Ernte, nach 20 Jahren sehen wir Wunderdinge hier in der Wildnis. Fahren Sie fort, Leute und Güter dem Herrn zu opfern; es ist nichts verloren!" Merkwürdigerweise erhielt er in den Jahren 1828 und 1829 keine Briefe aus Basel.

Mittlerweile schürte Sessing daheim den Eifer für Liberia. Das Komitee, keineswegs entmutigt, gestattete ihm die Ehe und ließ die Neuvermählten im September 1829 ziehen und mit ihnen die drei Brüder: Joh. Bührer aus Bibern im Kanton Schaffhausen (1803), H. Graner aus Gotha (1803) und Rud. Dietschi aus Basel (1797), einen Kaufmann, der sich dem Komitee für Liberia anbot und von diesem einmütig angenommen wurde, da „Männer von gesetzterem Alter für den Missionsdienst schätzbar seien".[30]) Sie wurden angewiesen, in Liberia ohne persönlichen Gehalt aus gemeinsamer Kasse zu leben und die Vorarbeiten so unter sich zu teilen: Hausanlagen Sessing, Garten Bührer, Sprache Kißling, Verkehr Dietschi, Schulgeschäfte Graner.[31]) Ihre Verheiratung sollte erst in Betracht kommen, wenn die Anlage geschehen, die Sprache erörtert, ein Gemeindlein gesammelt sei.[32]) Es hielt nicht schwer, Brüder für Afrika zu bestimmen. „Beinahe alle unsere Zöglinge, sagen wir alle, zurzeit, wären jetzt sofort bereit, nach Afrika zu gehen. Auch das ist uns ein Zeichen von oben."[33])

Die Vier reisten über Nordamerika, wo es an herzlicher Aufnahme nicht fehlte. Die Gesellschaftsdirektion gab dem Komitee in

Basel „in einem eigenen, brüderlichen Schreiben die Versicherung ihrer aufrichtigen Liebesgemeinschaft an diesem Beginnen" und bot sich zur Vermittlung von Liebesgaben aus Amerika an; da sie tief in Schulden steckte, konnte sie selbst nichts tun, nur einiges versprechen. Gern hätten die Brüder eine amerikanische Hilfsgesellschaft für Basel entstehen sehen; es wollte wegen des Denominationswesens nicht gelingen. Bischöfliche und Presbyterianer zeigten Lust, sie in ihre Gemeinschaft aufzunehmen und für sie zu sorgen; der American Board war geneigt, Basler Zöglinge für Westafrika zu beziehen, da sich Amerikaner noch nicht für diesen Dienst gemeldet hatten.

Das Ehepaar Sessing und Bührer landeten am 17. Januar 1830 in Monrovia, Dietschi und Graner am 27. Februar. Am 22. März erlag Dietschi dem Fieber, am 26. März Bührer, am 12. Mai starb Graner. Die ganze Lage verdüsterte sich. Die Briefe aus Basel waren, wie sich nun zeigte, 1828 und 1829 von einem feindselig gesinnten Kolonialbeamten unterschlagen worden. Das Geschick der ganzen Kolonie war ungewiß, da abermals ein tüchtiger Gouverneur rasch gestorben war. Und wieder verstanden sich die Brüder nicht! Das Komitee wollte, daß sie ins Bassaland zögen und dort gemeinsam lebten. Kißling überzeugte sich durch einen Besuch daselbst von der Unmöglichkeit dieses Beginnens: das Land war voll Fehde, durch den Sklavenhandel entsetzlich heimgesucht. Das „alles miteinander gemein haben", wie die neue Instruktion lautete, leuchtete ihm auch nicht ein; sollte er nun seine einigermaßen geordnete Tätigkeit in Monrovia wieder ändern und gefährden? Er war zur Überzeugung gelangt, daß Afrika durch Afrikaner zu missionieren sei, die Hauptaufgabe der ausländischen Mission also in der Ausbildung einheimischer Lehrer zu bestehen habe. Da jedoch Sessing andern Sinnes war, wünschten sie, voneinander unabhängig arbeiten zu dürfen.

Man fand im Komitee: „Schmerzlicher als der Verlust der Brüder durch den Tod und die andern äußerlichen Schwierigkeiten sei der Umstand, daß, selbst noch unter solchen traurigen Verhältnissen, die Harmonie unter den Überlebenden gestört sei. Es wird aufs neue in Erinnerung gebracht, daß es nicht gut ausfällt, wenn Brüder zusammen ausgesandt werden, die schon im Missionshaus einander nicht verstanden." Man sprach bereits davon, die Mission in Liberia aufzugeben; jedenfalls wollte man mit der Sendung neuer Brüder zuwarten. Die C. M. S. lehnte es auf Anfrage hin ab, Kißling und Sessing in Sierra Leone zu verwenden; sie riet zum Ausharren oder zu einem neuen Unternehmen.[34]) Während der ersten Hälfte des Jahres 1831 zerbrach man sich in Basel über das Schicksal dieser Mission, die nach allen Zeichen unhaltbar erschien, den Kopf.

Die Lage der Beiden war inzwischen noch schlimmer geworden. Der Bankier in Amerika meldete, daß ihr Kredit erschöpft sei; sie mußten sehen, was sie von ihren Waren verkaufen konnten, um den Hunger zu stillen. Kißlings Schularbeit wurde durch den Widerstand der Regierung ruiniert; die überhandnehmende Lasterhaftigkeit der Kolonisten schreckte die Heiden davon ab, ihre Kinder nach Monrovia zu senden: so erstarb das Predigerseminar in seinen Anfängen, und als einzige, armselige Tätigkeit blieb die Fürsorge für das eigene Leben. Sessing, verzweifelnd an dieser Mission, fuhr im März 1831 nach Sierra Leone, wo er von den Missionaren der C. M. S. zum Bleiben bestimmt wurde; später ging er als Prediger nach Jamaika († 1854). Endlich mußte auch Kißling weichen; nachgerade war alles gegen ihn, den von Blutgeschwüren geplagten Mann, und als er aus Basel vernahm, die Aufhebung der Mission in Liberia werde wahrscheinlich erfolgen, gehorchte er dem Rufe Sessings: „Warum jenen Steinhaufen hüten, während es hier die Hände voll zu tun gibt?" Im Juli 1831 reiste er ab; am 22. Juni war in Basel beschlossen worden, die Station in Liberia aufzugeben.

In Kissey, Sierra Leone, tauften sie am 23. Oktober den ersten Bassa, „Jakob von Brunn". Nun kam Kißling erst recht zum Bewußtsein, wie sehr er gerade durch die Leiden an Liberia gebunden sei; nachdem er geschrieben hatte, er müsse wegen seiner gebrochenen Kraft heimkehren, bat er doch wieder, um in seinem Innern zur Ruhe zu kommen, um die Erlaubnis, nach Liberia zurückzukehren, „so sehr dem Fleisch hiervor grauste", und mit der Erziehungsanstalt einen neuen Versuch zu machen. Das Komitee blieb jedoch dabei: „Liberia ist nicht wieder zu besetzen."[35]) Höhere Gewalt hatte selbst entschieden: als Schwerleidender mußte er sich am 3. Januar 1832 nach England einschiffen, gebeugt durch das Gefühl, daß seine „Lauigkeit und Nachlässigkeit im Umgange mit Gott" seinen vierjährigen Dienst so unfruchtbar gemacht habe. An Bord schrieb er einen „Überblick der Geschichte unserer Mission in Liberia und die Beweggründe, die Missionsstelle in Liberia zu verlassen, dem werten Komitee in Basel zur Prüfung übergeben."

Das Manuskript ist ein ehrwürdiges Dokument treuesten Aushaltens bis zum notgedrungenen Rückzuge. Er schildert darin, wie Versuch um Versuch, in seinem Beruf zu dienen, scheiterte: die Jugendunterweisung durch Machenschaften des Regenten, die Wirksamkeit unter den namenchristlichen Kolonisten durch seinen Ausschluß vom Abendmahl der Baptisten und durch die Unzugänglichkeit der Methodisten für sein offenes Wort, seine Bemühungen um die schwarzen Prediger durch ihre Trägheit, seine monatlichen Missionsstunden durch das Ausbleiben der Zuhörer, sein Vorschlag, unter den Kolonisten eine Lesegesellschaft zu gründen, durch passiven Widerstand, sein Versuch,

ihre Waisen zu erziehen, durch die Gleichgültigkeit des Regenten und den Widerwillen der Erwachsenen gegen die von ihm geübte Kinderzucht. — „Fast unfaßlich" nannte er die Unwilligkeit der Liberianer, den leidenden Missionaren irgendwie zu helfen. „Als unsere Teuren starben, versagten ihnen die meisten den letzten Liebesdienst, sie zu bestatten." Er mußte einen kürzlich bestraften Dieb als Träger für einen Sarg anstellen. Unter solchen Umständen gelobte er sich, nicht von den „christlichen" Kolonisten, sondern von den heidnischen Eingebornen sich ins Gebüsch tragen zu lassen, wenn er in Liberia sterben sollte. Und dem Komitee mußte er nachweisen, daß es ihn selbst auch an der Arbeit verhindert hatte! Es hatte in erster Linie Schularbeit an den Eingebornen gewünscht, aber den Bau eines Lehr- und Schlafzimmers für Schüler ausdrücklich untersagt: also war kein Raum für Schüler, solange die Missionare im engen Raum beisammen lebten, und als ihr Sterben Raum gemacht hatte, blieben die große Diebstahlsgefahr und die starke Ausdünstung der Kinder Hemmnisse ihrer Zulassung in die Wohngemächer der Missionare. Ferner hatte das Komitee befohlen, nur solche Kinder auf Kosten der Mission zu erziehen, die ihr bedingungslos übergeben würden; nur drei solche waren jedoch erhältlich. „Einer, Jakob von Brunn, ist die einzige Frucht, die unser Missionsversuch in Liberia kennt."

Er nennt die Bedingungen einer haltbaren Mission in Liberia: Sie müßte selbst einen Schoner haben, um nicht vom Verkehr abgeschnitten zu werden und am Mangel zugrunde zu gehen, da auf die Hilfe der Einwohner rein nicht zu zählen und die Selbsterhaltung der Missionare eine unhaltbare Vorstellung sei („Ich konnte ja in L. mich nur dadurch erhalten, daß ich Waren verkaufte"); Häuser und Schulen müßten unbedingt gebaut werden. Er betonte: „Die Schwierigkeiten sind abseits von einer geordneten Kolonie zu groß."

„Die Vorschläge des Herrn Ashmun waren unwahr. Der Herr ließ es zu, daß wir auf unwahre Berichte hin die Mission in L. versuchten. Seine Nachricht beabsichtigte edle Zwecke, aber all sein Tun und Schreiben hatte den Charakter eines allzu warmen Enthusiasmus. Er verwechselte Zukunft und Gegenwart, Wünsche und Wirklichkeit. Er hieß in seinen Berichten verrichtet und getan, wovon er glaubte, daß er es in Zukunft zu tun imstande wäre. Er beschrieb den Zustand der Kolonie, wie er wünschte, daß sie sein sollte. Er begehrte Missionare in seine Kolonie, und um diese zu bewegen, nach Liberia zu ziehen, war ihm jedes Mittel willkommen." — So redete die Stimme der mit Herzblut erkauften Erfahrung. Sie konnte das Komitee in Basel nicht genügend warnen vor dem Enthusiasmus, wie der Versuch in Ostbengalen und besonders der Anfang in China beweisen.

Der Versuch in Liberia blieb nicht ohne Nachwirkung. Die Amerikaner schämten sich der langen Vernachlässigung dieses Gebietes von ihrer Seite und entsandten seit 1832 Missionare verschiedener Denominationen. Der Einfluß der Basler war noch in spätern Jahren an einzelnen Persönlichkeiten wahrnehmbar, Jakob diente seinem Himmelsherrn noch lange mit Eifer und Geschick. Kißling selbst aber trug einen gereiften Glauben davon, durch den er auf seinen Arbeitsfeldern in Sierra Leone und Neuseeland „vor keiner Anforderung, die das Leben an ihn stellte, mehr zurückschreckte"; die poetische Ader freilich war ihm in der Hitze Liberias vertrocknet.[36])

II. Teil.

Goldküste.

Erster Abschnitt.

Der erste Anfang, 1826–1838.

1. Kapitel.

Vorgeschichte.

Das Protokoll der Komiteesitzung vom 29. März 1826 bemerkt bedeutsam: „Es werden wichtige Nachrichten mitgeteilt über einen ernst angeregten Missionsversuch auf der Goldküste." Es handelte sich insbesondere um Briefe von Rönne, der zum Vermittler zwischen dem Basler Institut und Dänemark wurde.

Der Gouverneur der Goldküste, Major de Richelieu, war nach Dänemark zurückgekehrt. Er hatte zwei bis drei Jahre dort gewirkt und berichtete: Als er ankam, war das gottesdienstliche Leben in der Kolonie ganz ungeordnet, die Kirche leer, seit 15 Jahren kein Prediger im Lande; er führte Gottesdienst ein, den er selbst hielt, wobei die Neger sich mehr und mehr beteiligten; er errichtete eine Schule, in der er zum Teil selbst lehrte; er taufte 150 Schüler und nahm, als er abreiste, von den Eingebornen die letzte Bitte mit: „Vater, nimm doch einen Prediger mit dir zurück!" — Rönne, bei seinem ehemaligen Zöglinge, dem Kronprinzen, zur Tafel geladen, lenkte das Gespräch auf eine Mission an der Goldküste und die Geneigtheit des Basler Instituts, auf seine Rechnung einen Prediger dahin zu senden, wenn die Regierung ihn schützen wolle. Der Kronprinz meldete die Sache dem Könige, dieser wies sie an die Behörden und verhieß ihr guten Erfolg. Rönne schrieb:

„Der Herr selbst scheint seine Hand in Rücksicht auf die Sache auf Guinea zu offenbaren. Warum mußte ich gerade bei Sr. Hoheit dem Kronprinzen speisen, kurz nachdem Richelieu dagewesen war? Und warum mußte man an der Tafel über die Missionssache sprechen, die gewiß einen großen Teil der Tischgesellschaft nicht interessieren konnte? Und warum mußte ich gegen Gewohnheit die folgende Nacht in Kopenhagen bleiben, daß ich mit Richelieu sprechen konnte? Ich habe an dem, was geschehen ist, kein Ver-

dienst. Nicht uns, nicht uns, sondern dem Herrn gebührt die Ehre. Es ist doch ein Stern der Hoffnung, der über Guinea aufzugehen beginnt. Wir wollen beten, und der Herr wird die Sache nach seinem Willen leiten." Der Zeitpunkt war ihm merkwürdig: „Sie wissen, daß wir uns hier vorbereiten auf die große Jubelfeier; im Juni sind es 1000 Jahre, seit Harald, der erste christliche König, getauft wurde."

Von Richelieu lagen Antworten auf Fragen des Komitees vor. „1. Wird die Regierung einem solchen Versuch nichts entgegensetzen? A.: Sie wird ihn fördern. 2. Mit welchen Sprachen kommt man unter den Negern fort? A.: Mit der dänischen und einer afrikanischen. 3. Von wo aus läßt sich beginnen? A.: Vom Fort aus. 4. Welches ist die Gemütsart der Neger? A.: Sie sind gutartig und dürften etwa durch Geschenke angelockt werden. 5. Wäre die Sendung über Kopenhagen oder über England vorzuziehen? A.: Wenn die dänische Regierung die Sache begünstigt, ist der Weg kürzer und wohlfeiler von Dänemark aus." Der Gouverneur zweifelte nicht an der königlichen Genehmigung.

Das Komitee „fühlte einmütig alle Freudigkeit, einen kleinen Versuch mit zwei Brüdern in Afrika zu machen bei diesen einladenden Aussichten, da der Gouverneur der Sache geneigt sei, die benachbarten Engländer desgleichen, wie denn die C. M. S. nach Hänsels letztem Briefe einen Versuch von unserer Gesellschaft dort wünsche." Das Komitee, das die große Verantwortung nicht allein tragen wollte, achtete sorgfältig auf Winke von oben und erkannte sie in mancherlei Zustimmungsäußerungen aus dem Freundeskreise: „Den gleichen Wunsch drücken Herr Dr. Dräseke, die Freunde in Württemberg und Sachsen aus, sowie ein Jahresbericht Hoffnung dazu mache."[1] Cappelen wurde nach Dänemark abgeordnet, um mit Richelieu persönlich zu verkehren und „zu sehen, ob bei der gegenwärtigen Erregung der Gemüter nicht eine Missionsgesellschaft errichtet werden könnte".

Indem der Inspektor Rönne diese Beschlüsse mitteilte, fügte er bei: „Alles sei so niedrig und anspruchslos und auf denselben Fuß zu setzen, wie bei der Brüdergemeine! Ich hoffe, von der dänischen Regierung dieselben Privilegien und Konzessionen zu erlangen, wie sie diese in Grönland und Westindien erhalten hat. Von unserer Seite ist bloß von Mission, nicht von Kolonisation die Rede. Läßt es freilich der Herr gelingen, daß durch die Predigt des Evangeliums heidnische Neger zu ihm bekehrt werden, so wird für den Fall ihrer Ansiedlung ein bestimmtes Augenmerk dabei gefaßt werden müssen." Blumhardt wünschte die Bildung eines Hilfsvereins in Kopenhagen, „um die nötigen Einleitungen des Geschäfts bei der Regierung zu übernehmen und die eventuellen Aussendungen der Missionarien zu besorgen," und weiterer Hilfsgesellschaften in Holstein, Dänemark und Norwegen. „Wir warten stille ab, wie weit der Herr zu diesem ihm geheiligten Beginnen seinen Segen geben will und ob seine Stunde

geschlagen hat, alle heidnischen Bewohner der Goldküste zu seinem großen Abendmahl einzuladen." [2])

Der Gouverneur, dessen Abreise auf den Mai bevorstand, hätte gern die beiden Missionare mitgenommen; so rasch konnte jedoch die Sache nicht erledigt werden.[3]) Verschiedene Fragen harrten zuvor der Lösung. 1. Das Verhältnis zur dänischen Staatskirche. Bischof Münter von Seeland, zu dessen Kirchensprengel die Goldküste gehörte, hatte schon 1815 die Einrichtung von Schulen und Missionen daselbst geplant, ohne daß jedoch das dänische Missionskollegium zu einem Schritt sich bewegen ließ. Rönne, der ihn besuchte, erhielt von ihm den Bescheid, er wolle für die neue Mission einstehen, unter der Bedingung, daß die Missionare, sofern sie Prediger seien, von ihm ordiniert würden und unter ihm stünden. Das Komitee in Basel sah darin keine Schwierigkeit und faßte Cappelens dänische Ordination ins Auge, damit er das Amt des dänischen Predigers übernehmen könne, wobei er jedoch an möglicher Missionsarbeit nicht gehindert werden dürfe. Überhaupt bestimmte das Komitee seinen Standpunkt so: „daß unsere Missionare nicht, wie die Brüdergemeine, eine eigene und selbständig bestehende, unabhängige Christengemeinde in der Heidenwelt zu bilden ausgehen, sondern daß, wenn unter des Herrn Segen ein Gemeindlein aus den Heiden durch sie gesammelt werden sollte, wir es gar wohl zufrieden sind, daß dieses Gemeindlein mit der bestehenden Landeskirche in Verbindung tritt, sofern dies auf dem Fuße unserer kirchlichen Symbole geschieht und der Missionssache nicht in den Weg tritt." [3]) Und dem Bischof gab das Komitee in einem besondern Schreiben die Versicherung, „daß wir uns nur als einleitende Behörde für eine eigentliche dänische Mission betrachten." 2. Die Genehmigung durch die Regierung verzögerte sich. Richelieu schrieb, noch ehe sie erfolgt war, an das Komitee: „Ich wiederhole meine frühern Versicherungen, aus allen meinen Kräften zur Erreichung des Zweckes beitragen zu wollen, so wie ich es mir zur größten Ehre anrechne, daß ich durch Gottes besondere Gnade auf einen Platz gestellt bin, wo ich als Mittel und Werkzeug zur richtigen Auslegung des einzig wahrhaftigen Wortes unseres Heilandes Jesu Christi werde wirken und mitwirken können." [5]) An der Verzögerung der Genehmigung war ein Versehen schuld: sie erfolgte am 3. Juni unter der Annahme, es handle sich um ein Unternehmen des dänischen Missionskollegiums; dies mußte richtiggestellt werden, was am 2. September in Ordnung war.

Nun wollte das Komitee handeln, „sobald es nur immer sein kann"; es planierte die Entsendung von zwei bis drei „ganz einfachen, frommen Brüdern, die der Negerjugend sich gern annehmen und auch

einige Kunstfertigkeit in Handarbeiten besitzen"; eine Negerschule sollte vor allem angestrebt werden. Die Zeit der Geduld war jedoch nicht zu Ende. Eine menschliche Stütze brach ein: Gouverneur Richelieu kehrte nicht nach Afrika zurück, sondern wurde, weil Beschwerden vorlagen, abgesetzt. Das „Dänische Komitee für die Bildung einer Missionsanstalt auf der Küste Guinea" entstand erst Ende 1826 (Rönne, Rudelbach, Reuß, C. F. Rönne, Jean de Coningk (Kassier) und Cappelen). Cappelen war seit seiner Abreise von Basel für die Erweckung und Belebung des Missionsinteresses in Skandinavien mit Erfolg tätig gewesen, so daß er mehrere Hilfsvereine gründen und mit Basel verbinden konnte.

Er traf in Kopenhagen einen Major von Wriisberg, der nach langem Aufenthalt in Guinea auf Wunsch des Handelsministeriums die Bergpredigt in die Sprache von Akra übersetzte und von dem vielleicht eine Übertragung des ganzen Matthäus zu erwarten war; er erfuhr, daß vor etwa 50 Jahren ein „Student" eine Grammatik der Akra-Sprache verfaßt habe, die in Kopenhagen in zwei Exemplaren vorhanden sei; sie sei allerdings klein und unvollständig. Er hoffte, eine Kopie zu erhalten. Luthers Katechismus existierte in Akra-Übersetzung.

Am 22. November 1826 traf das Komitee eine vorläufige Bestimmung für die neue Mission. Es faßte für sie außer Cappelen und Salbach Sessing ins Auge. Dessen Weg führte jedoch nach Liberia. Die endgültige Berufung (28. März 1827) fiel auf Karl Ferd. Salbach aus Köpenik, 1799 geboren, Joh. Gottlieb Schmidt aus Aarburg im Aargau (1804), Gottlieb Holzwarth aus Allmersbach, Württemberg (1802) und Joh. Phil. Henke aus Nassau (1798).[6]) Cappelen, dessen Gesundheitszustand fraglich war, sollte seine Wirksamkeit in Norwegen fortsetzen. Das Komitee empfahl die vier Gewählten an Bischof Münter mit den Worten: „Wir glaubten einen schlichten, einfachen, genügsamen, sich gern für das Wohl ihrer Brüder aufopfernden Sinn in ihnen erkannt zu haben, und ein solcher Charakter erscheint uns selbst im Falle beschränkter wissenschaftlicher Vorbereitung für die Negerwelt als unentbehrliche Eigenschaft, um die erste Bahn der Schwierigkeiten zu brechen und nachrückenden Arbeitern die Wirkungskreise vorzubereiten, die ein höheres Maß wissenschaftlicher Vorbereitung erfordern sollten."[7])

Henke, Schmidt und Holzwarth verweilten einige Zeit in der Anstalt Beuggen, um sich ins Schulwesen einführen zu lassen. Cappelens Werbearbeit in Skandinavien machte inzwischen schöne Fortschritte. Das Komitee genehmigte freudig seinen Plan, Kiel oder Schleswig für Holstein, Kopenhagen für Dänemark, Christiania für Norwegen, Stockholm für Schweden „als Sammlungspunkte für die Mission in un-

mittelbare Verbindung mit Basel zu bringen".[8]) Gegen die Missionsfreunde in Christiania, von denen bereits eine schöne Gabe für Afrika vorlag, wurde der Wunsch geäußert: „Um der in einem christlichen Werke nötigen Ordnung willen möchten in Norwegen kleine Vereine tätiger Missionsfreunde errichtet werden, zum Zweck der Sammlung von Liebesgaben; einer der Vereine, etwa der in Christiania, sollte dann ein Zentralmissionsverein für Norwegen werden, um so die Sache zu vereinheitlichen und den Verkehr mit Basel zu vermitteln." — So wurde durch die neue Mission, noch ehe sie bestand, das Missionsinteresse in den skandinavischen Ländern von Basel aus angefacht.

Am Jahresfest 1827 wurden drei der Brüder — Salbach hatte in der Heimat seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen — in Basel verabschiedet. Sie sollten mit Salbach in Kopenhagen zusammentreffen, hier ein Jahr lang Dänisch treiben und in der Schule sich orientieren und etwa im Sommer 1828 sich einschiffen. Rönne wurde um Gelegenheit für sie gebeten, die einfachsten medizinischen Kenntnisse und chirurgischen Operationen sich anzueignen (Aderlassen, Wundbehandlung, Einrichten eines gebrochenen Beins); die ganze Ausstattung sollte — so schrieb Blumhardt an das Komitee in Kopenhagen — möglichst einfach sein: die Brüder sollen es nie vergessen, daß sie den seligen Beruf empfangen haben, sich zu den ärmsten Negern herabzulassen und ihnen gleich zu werden, um sie für das Himmelreich zu gewinnen.[9]) Eine allgemeine Teilnahme der Missionsfreunde für die armen Neger in Westafrika begleitete die ausziehenden Brüder.

In Kopenhagen machten sie Ähnliches durch, wie die für Liberia Bestimmten kurz zuvor in England: sie entzweiten sich. Henke wurde an den andern als Schwärmern irre, und sie sagten ihm dafür die Gemeinschaft ab. Wieder machte Blumhardt in tiefer Beugung vor Gott unsäglichen Schmerz durch. Er schrieb ihnen: Entweder tritt Henke zurück, oder sie versöhnen sich und ziehen vereint nach Afrika, oder sie werden alle nach Basel gerufen; Henke habe sich in vier Wochen zu entscheiden. Konrektor La Roche sprach im Komitee bei diesem Anlaß über „die betrübende Erfahrung, daß unsern Brüdern die Zwischenstationen zwischen dem Missionshause und der Heidenwelt so gefährlich seien und daß dabei aufgedeckt werde, was noch in ihren Herzen liege", und Pfarrer La Roche forderte dazu auf, „in der Anstalt immer mehr auf die echte, im Wesen und nicht in der Form bestehende Demut hinzuwirken". Obwohl bereits versöhnliche Äußerungen der Vier vorlagen, konnte sich das Komitee nicht entschließen, so rasch in ihre Ordination zu willigen; es wollte ihnen Zeit lassen zur Bewährung ihrer demütigen und bußfertigen Gesinnung.[10]) Da jedoch der König und Bischof Münter baldige Ordination und Aussendung wünschten und

alle vier in gemeinsamem Schreiben ihre vollzogene Versöhnung feierlich bezeugten, beschloß das Komitee am 21. Mai 1829, „im Namen des Herrn diese vier Brüder nach vorheriger Ordination des Herrn Bischof Münter miteinander nach der Goldküste ziehen zu lassen"; nochmals versicherte es diesen im Gesuch um die Ordination seiner kirchlich loyalen Gesinnung: die leitende Idee des Missionsunternehmens sei die des Reiches Christi, „ohne irgendetwas Partikulares und Beengendes dabei im Auge zu haben. Wir betrachten darum jede eventuelle Pflanzung, die unter dem Segen des Herrn auf seinem Saatfelde gemacht werden dürfte, als einen äußerlichen Zuwachs der dänischen Nationalkirche." [11])

Im Oktober zeigte sich endlich Schiffsgelegenheit in London; am 18. Dezember 1828 trafen sie in Christiansborg ein.[12]) Der Anfang auf der seit mehr als 100 Jahren kolonisierten Guineaküste war ungleich leichter als im ungeordneten Liberia. Sie ließen sich im Negerdorfe Osu beim Fort Christiansborg nieder, predigten den Dänen, begannen eine Negerschule, die Anklang fand, und unterwiesen 18 erwachsene Taufbewerber.[13]) Von ihrer Wohnung konnten sie vor Holländisch-Akra Sklavenschiffe vor Anker liegen sehen. Trostlose Verhältnisse wurden ihnen bald offenbar. Die verwilderten Europäer waren unfähig, ihre Umgebung sittlich zu heben; die vielen namenchristlichen Mulatten bildeten kein gutes Element, und unter den Negern war die Macht des Fetischdienstes ungebrochen. Die Brüdergemeine hatte auch dieses fernen Gebietes sich angenommen und dreimal Missionare entsandt (1736, 1763, 1769), sie aber hier so rasch verloren, daß sie die Arbeit in diesem gefährlichen Klima abbrach; die wenigen dänischen Regierungskapläne aber hatten ihre Tätigkeit auf Europäer und Mulatten beschränkt, für die Heiden war von dänischer Seite nichts geschehen. Als die Missionare nun sich mit der Eingebornensprache beschäftigen wollten, meinten die Dänen, sie sei für Unterrichtszwecke unbrauchbar, es solle Dänisch gelehrt werden; damit waren jene aber nicht einverstanden.

Die Brüder, unter sich nun völlig eins, waren guter Zuversicht, obwohl Salbach feststellen mußte: „Kircheneinrichtungen für den Religionsunterricht der Neger, die angeblich getroffen sein sollen, sind gar nicht vorhanden." Bald winkte die Errichtung einer zweiten Station in Ningo, beim Fort Friedensburg, östlich von Christiansborg. Salbach, der im März und April hier war, wurde von den Eingebornen als Lehrer der Religion und der Jugend mit Freuden begrüßt; der Fetischpriester lockte ihn mit der Bemerkung, daß in Ningo alle Priester reiche Leute würden, und im Blicke auf die Gräber der Brüdermissionare trösteten ihn die Neger: es seien viele gute Negerärzte am Orte, die

ihn in kranken Tagen kurieren würden.[14]) Auf dem Rückweg begegnete er überall dem Wunsch nach einem Religionslehrer, nirgends einem wahrnehmbaren Widerspruche.

Aber das Grab verschlang diese schönen Hoffnungen. Holzwarth erkrankte am 8. August 1829 an Leberentzündung und erlag ihr am 12. August; Salbach wurde am 21., Schmid am 25. August vom Wechselfieber ergriffen, dem beide am 29. August zum Opfer fielen. Henke schrieb: „So stehe ich nun von vier Streitern noch allein auf dem Kampfplatze; klein ist meine Kraft, und oft will der Mut sinken. In solchen schweren Stunden richtet sich das zagende Herz wieder auf an der Verheißung des Herrn: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, so daß es harrend und betend den Kampf fortsetzt." Die Trauerkunde gelangte erst im Juni 1830, auf das Jahresfest, über Sierra Leone nach Basel; Henkes erster Brief war durch Schiffbruch verloren gegangen.

„Soll die ganze, hoffnungsreiche Negermission auf jener Küste mit diesem schweren Schlag ein Ende haben? Soll um dieses empfindlichen Verlustes willen die Freudenbotschaft des Heils in Christo nie wieder auf diesen unglücklichen Ufern ertönen? So fragen wir uns, und eine innere Stimme spricht: Nein, das kann nicht sein, und von den Pforten der Ewigkeit her ruft unser verherrlichter Erlöser uns zu: Wer mir dienen will, der folge mir nach!" — in dieser Gesinnung trat das Komitee vor die Festgemeinde.[15]) Immerhin sandte es nicht sofort mit dem neuen Gouverneur Verstärkung aus, wozu er Gelegenheit bot, alle mögliche Unterstützung versprechend; es wollte vorerst weitere Berichte von Henke abwarten.

Dieser übernahm, im Einverständnis mit dem Komitee,[16]) im März 1830 das Amt des ordinierten Katecheten und Lehrers im Dienste und Sold der dänischen Regierung; als solcher hatte er in der Woche Schule zu halten, des Sonntags die Gemeinde zu pastorieren, die sich zusammensetzte aus „einigen tief versunkenen Europäern" und den Mulatten, Mischlingen nicht nur nach dem Blute, sondern auch nach der Vereinigung des Bösen vom Europäer und Neger in ihrem Wesen; von ihr urteilte er: „Kaum wird es eine noch verdorbenere in der weiten Christenheit geben." Er schrieb: „Solchen Menschen verkündige ich nun das teure Evangelium, bald in seinem hohen Ernst, bald in seiner freundlichen Milde, hoffend und harrend, ob doch vielleicht ein Körnlein des ausgestreuten Samens aufgehen und Früchte der Buße und des Glaubens tragen möge. Daß ich mich nach Missionsbrüdern recht innig sehne, fühlen Sie gewiß tief mit mir." Die schöne Schilderung Salbachs von der Empfänglichkeit der Neger mußte er richtig stellen: sie seien äußerst klug und verdorben, wüßten sich zu verstellen, wie man

es gerne hätte, um Geschenke und Branntwein zu erhalten; dies sei aber kein Grund, ihnen das göttliche Wort, das ja das höhere Verlangen in ihnen wecken könne, vorzuenthalten.

Der Gouverneur hinderte ihn stark in seiner Schularbeit, da er die Sklavenkinder zwar in der dänischen Sprache und in der Moral, nicht aber in der Religion unterrichtet wissen wollte. Die tieftraurigen Verhältnisse in seiner „Gemeinde" machten es ihm zur Gewissensfrage, ob er diesen Menschen das Abendmahl reichen dürfe; er bat um Bescheid aus Basel. Ein Besuch des treuen Kißling, der seinetwegen für kurze Zeit von Liberia herüberkam, war für den an Leib und Seele ermattenden Einsamen ein Labsal. Am 31. Oktober 1831 schrieb er seinen letzten Brief nach Basel: Das Predigen habe er bei sinkender Kraft einstellen müssen, noch erteile er Schule und Konfirmandenunterricht. Am 22. November 1831 entschlief er, ohne einen Freund, der von seinem Ende hätte erzählen können. Am 18. Dezember 1828 waren die vier ersten Basler Sendboten in Christiansborg angekommen, Ende 1831 barg die Goldküste ihre toten Leiber.

Am 9. März 1831 meldeten sich drei Zöglinge dem Komitee bereit, nach Guinea zu ziehen, wenn es sie einstimmig dafür bestimme. Es zögerte mit der Neubesetzung der Goldküste; die Ansicht ließ sich hören, für dauernden Aufenthalt müßte man jedenfalls nach dem Innern trachten. Am 6. April wurde beschlossen, nochmals einen Versuch zu machen mit den Drei, die sich angeboten hatten: den dänischen Schleswigern Peter Petersen Jäger aus Loitz (1808 geboren) und Andreas Riis aus Lygumkloster (1804) und dem Sachsen Christian Friedr. Heinze aus Kuniwalde (1804). Dieser bestand, besonderer Begabung und dem Rat der Professoren folgend, vor der Aussendung das medizinische Doktorexamen; der Arzt als Missionar war für das Todesland erwünscht. Die von ihm begehrte Verheiratung wollte das Komitee vor seiner Akklimatisierung nicht bewilligen. Jäger und Riis wurden in Lörrach ordiniert; widerstrebend bestätigte Bischof Münter diese badische Amtsweihe, wohl einem vom König ausgeübten Druck gehorchend. Heinze erhielt die dänische Approbation als Arzt für die Goldküste. Am 21. Januar 1832 segelten sie nach langem Warten von London ab; bei Kap Palmas vernahmen sie durch einen vorüberfahrenden Kapitän, daß Gouverneur und Prediger an der Goldküste gestorben seien. Am Tage darauf schrieben sie: „Wir gehen dennoch unerschrocken und freudig nach dem Orte unserer Bestimmung, weil uns der Herr gerufen hat und er mit uns ist. Wir machten aufs neue einen Bund mit unserm Herrn, wurden reichlich getröstet und gesegnet und erlangten neue Freudigkeit zu diesem Missionsberufe." [17])

2. Kapitel.

Christiansborg und Akropong. Acht Todesfälle.

Am 13. März 1832 waren die Sendboten in Christiansborg. Sie bezogen das Haus eines Mulatten in Osu und gingen rüstig ans Lernen der Tschisprache, das Augenmerk auf das Gebirge von Akwapem gerichtet. Am 26. April schon war Heinze, der Arzt, ein Opfer des Klimafiebers, am 18. Juli folgte ihm Jäger im Tode nach, und im September schien auch Riis unrettbar verloren — ein Negerdoktor jedoch, der gegen seine Gelbsucht mit kalten Bädern vorging, wurde das Werkzeug seiner raschen Heilung. Ein Aufenthalt auf dem Landsitz eines Kaufmanns Lutterodt, der den Missionaren aufrichtig wohlwollte, stärkte ihn vollends.

„Auf den Grabhügeln von sechs entschlafenen Brüdern stehen wir gerade wieder auf demselben Punkte, von welchem wir vor zwei Jahren mit unserem erneuten Missionsversuche ausgegangen waren" — so war im Jahresbericht 1833 zu lesen. Riis wurden die Mittel bewilligt zur Heimkehr oder zum Bleiben, wie er entscheiden wollte. Er sollte sich — so wurde im Komitee bemerkt — beim Bleiben die nötige Pflege verschaffen können.[18]) Es war gut, daß dieser Ton sich nun hören ließ; wollte das Komitee in Afrika kostbare Arbeitskräfte erhalten und ein bleibendes Werk schaffen, so mußte es die Notwendigkeit und den Wert freundlicher Fürsorge einsehen lernen und durch den schon erlittenen Schaden klug werden. Heinze und Jäger hatten sich durch Fußwanderungen verderbt; die Missionare der ersten Aussendung hatten das Schreckliche nach Basel berichtet, daß die Europäer in Christiansborg auf ihren Ausflügen sich von Menschen tragen ließen; die innere Freiheit, auch als Missionar für die Hängematte dankbar zu werden und vom stolzen Ideal der Bedürfnislosigkeit in Afrika zu lassen, reifte aus schwerer Erfahrung.[19])

Riis wurde wider seinen Willen durch das Amt des dänischen Predigers in Christiansborg festgehalten, bis 1835 ein solcher aus Dänemark eintraf. Nun brach er, frei und glücklich, nach Akropong, dem Hauptort des Akwapemlandes, auf.[20]) Es war ein folgenreicher Schritt, durch den die erste eigentliche Missionsniederlassung nicht an der Küste, sondern im Landesinnern entstand. Vor allem machten die raschen Todesfälle die Flucht aus dem mörderischen Küstenklima in die gesündere Berglandschaft wünschenswert; sodann galt es, die Mission ihrer eigentlichen Aufgabe zuzuführen und den Missionar nicht als Beamten oder Agenten der Regierung, sondern als unabhängigen Zeugen Christi darzustellen, was am ehesten gelingen mochte, wenn er mitten unter die Neger ging, frei von jeder Verwicklung in die an der

Küste herrschenden schlimmen Einflüsse. Der Missionar freilich trat damit in die unkultivierte Wildnis und in ein in tausendjähriges Heidentum verstricktes Volk ein, das in jeder Hinsicht erst zu erforschen war; aber es war der Beginn der von ihm freudig begrüßten und längst ersehnten eigentlichen Mission. Auf einer Erkundungsreise, auf der ihn Lutterodt begleitete, zog Riis am 21. März 1835 in Akropong zum Bleiben ein, um die Lebenskräfte des Evangeliums als Heilmittel anzuwenden gegen den Betrug und die Grausamkeit des allmächtigen Fetischismus, die Zerrüttung des Familien- und Volkslebens durch Sklaverei und Vielweiberei und das Unheil der bürgerlichen Streitigkeiten.

Nun zeigten die Freunde in Dänemark Lust, das beginnende Missionswerk ganz zu übernehmen. In diesem Sinne schrieb der Graf von Holsteinburg, Rönnes Nachfolger im Vorsitz des dänischen Missionsvereins, am 19. September 1835 nach Basel: der Verein hätte gern diese Aufgabe auf dänischem Boden für sich und würde dadurch im Heimatlande stärkeres Interesse finden. Das Komitee würdigte diese nationalen Motive, erwog aber: „Die allerschwersten Anfänge haben wir gemacht, sechs Brüder liegen auf der Goldküste begraben, durch viele Trübsale und Anfechtungen sind wir hindurchgegangen; jetzt beginnt der erste erheiternde Lichtstrahl aufzugehen, Riis ist akklimatisiert und läßt eine gesegnete Wirksamkeit hoffen. Zudem können wir ihm besser Gehilfen zusenden, als die Missionsdirektion in Kopenhagen, und hätten mehr Mittel in Händen, dieses Werk des Herrn zu fördern." Es beschloß, Riis „nicht ohne sein Vorwissen abzugeben und gleichsam zu verkaufen, sondern mit einer Entscheidung zuzuwarten, bis er selbst seine Meinung geäußert haben würde".[21]) Da Riis in seinen Tagebüchern zu erzählen wußte, wie das Land weithin für den Missionar offen und er selbst jederzeit bereit sei, in die Hauptstadt des Asantereiches zu ziehen, machte das Komitee dem Grafen von Holsteinburg den Vorschlag: die Dänen möchten an einer andern Stelle ihrer Goldküste für sich eine Station gründen, zu der Basel die Brüder abgeben könnte, da das Land für zwei Missionen Raum genug biete. Es wurde nichts aus dieser Anregung.[22])

Am 27. Januar 1837 beriet das Komitee über einen Brief von Riis, worin er dringend um Verstärkung bat, womöglich durch zwei Gehilfen, und bemerkte, auf seiner gesunden Bergeshöhe fühle er sich so wohl wie in Europa; es scheine etwas Liebliches werden zu wollen. „Dieser wichtige Brief erregt allgemeine Freude. Man ist im ganzen nicht abgeneigt, seinem Wunsche zu entsprechen; man erkennt sowohl in den veränderten Verhältnissen, als auch in der gesegneten Führung des einzigen übrig gebliebenen Bruders einen Wink des Herrn. Eine Meinung geht dahin, den Herrn durch das Los anzufragen, ob wir über-

haupt fernerhin Brüder nach der Goldküste senden sollen; eine andere will es darauf ankommen lassen, ob Brüder vorhanden sind, welche Freudigkeit haben, sich selbst zu diesem Werke anzubieten, und eine dritte spricht sich noch speziell dahin aus, unter diesen alsdann das Los entscheiden zu lassen." — Am 20. April wurde die Frage, „ob man noch einen Versuch wagen wolle, Brüder nach Guinea zu den armen Völkern Afrikas zu senden", vom Komitee freudig bejaht. Blumhardt stellte fest: „Es müssen schlichte, einfache, dem Herrn ergebene und bewährte Brüder sein, welche Heiterkeit, Anschicklichkeit, Demut und Niedrigkeit besitzen." Die Wahl fiel auf zwei Württemberger: Joh. Mürdter von Adelberg (1809 geboren), und Andreas Stanger von Möttlingen (1811). Von ihnen heißt es im Protokoll: „Stanger hat zwar keine besondere Sprachengabe, dafür aber andere ausgezeichnete Fähigkeiten, nämlich ein eigentümliches Talent für Mathematik und eine klare Erkenntnis des Christentums. Mürdter ist ein geschickter Schreiner und ein ernster, einfältiger und pünktlicher Bruder." Das Komitee genehmigte auch die von Riis erbetene Zusendung einer Braut, die er aus der Brüdergemeine Christiansfeld wünschte und durch Vermittlung ihres Predigers auch erhielt; es war die zwanzigjährige, blutarme, kindlich fromme, mit schöner Herzensbildung begabte Anna Wolters, die den Mut des Glaubens besaß, als erste und einzige weiße Frau auf die Berge von Akwapem zu ziehen. Am 3. November konnte Riis Braut und Brüder in Christiansborg dankbar empfangen.

Riis hatte inzwischen kritische Tage durchgemacht. König Ado von Akropong hatte sich gegen den dänischen Gouverneur Mörk erhoben und englischen Schutz gesucht. Riis wurde infolgedessen politischer Umtriebe beschuldigt, 1836 längere Zeit in Christiansborg festgehalten und für die Rückkehr nach Akwapem nur mit dem Bemerken freigegeben, daß er auf dänischen Schutz nicht zu rechnen habe. Mörk verklagte ihn, mit Umgehung der Kolonialbehörde, beim dänischen Könige wegen ungebührlicher Beziehungen zu Asante und erhielt die Vollmacht, nach Gutfinden ihn jederzeit zur Verantwortung nach Kopenhagen zu senden. Das Komitee erwog daher den Plan, für die Mission in Akwapem den Schutz des missionsfreundlichen englischen Gouverneurs in Cape Coast nachzusuchen und hier den Ausgangs- und Rückzugspunkt zu gewinnen; es wollte jedoch mit Vorsicht handeln. Propst Harms in Kiel leistete in dieser Zeit wichtige Dienste, indem er das Komitee über die Vorgänge in Kopenhagen unterrichtete und eine Riis rechtfertigende Darlegung des wirklichen Sachverhalts zur Orientierung der dänischen Machthaber vermittelte. Das Komitee riet Riis, im Notfalle der Gewalt zu folgen und sich nach Europa überführen zu lassen, oder aber mit den Brüdern auf englisches Gebiet sich zu be-

geben. Eines aber entschädigte Riis reichlich in dieser Zeit: die Anhänglichkeit seiner Neger, die ihn in Akropong jubelnd begrüßten und in seinem Hause während seiner Abwesenheit nichts angetastet hatten.

Als nun Mürdter, Stanger und Frau Riis eintrafen, begann ein fröhliches Schaffen; ein Garten wurde um das Haus angelegt, Sprachforschung eifrig getrieben, das Vertrauen der Neger durch Pflege ihrer Verwundeten und Kranken gewonnen. Aber schon am 24. Dezember 1837 erlag Stanger dem Fieber. Die beiden andern knüpften im Jahre 1838 durch zwei größere Reisen in die Voltagebiete wichtige Verbindungen an.[23]) Mit Hilfe eines Dolmetschers, eines Mulatten von Cape Coast, legten sie eine Sammlung von 1200 Wörtern der Landessprache an, die notdürftigen Austausch ermöglichte. Der Argwohn des Gouverneurs gegen Riis als einen Gegner der dänischen Macht blieb ein Hindernis und ließ die Missionare von Herzen dem englischen Einfluß die Oberhand im Lande wünschen.[24]) Das Komitee sah die richtige Stellung klar: „Wir haben die Angelegenheit des Bruders Riis kindlich in die Hand Gottes niedergelegt und warten auf seine Hilfe. Es ist alles daran gelegen, dem Herrn Gouverneur, der nun einmal mit Vorurteilen gegen euch eingenommen ist, möglichst keinen gerechten Anstoß zu geben, aufrichtig, redlich, wie sich gebührt, ehrerbietig und freundlich gegen ihn zu handeln, feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln, aber auch von eurem Missionsberuf kein Haar breit abzuweichen.“[25])

Die Hemmungen nahmen zu. Die Missionare konnten kaum noch Besuche bei Negern machen, aus Angst, es möchte ihnen zur Last gelegt werden, wenn sich ein Schwarzer gegen den Gouverneur verfehlte. Das Komitee urteilte dazu: „Wir werden keine andere Wahl haben als dem König noch einmal zu schreiben und ihn um die Gnade einer entscheidenden Antwort zu bitten, ob die Brüder frei und ungestört arbeiten können; in letzterm Falle würden sie das dänische Gebiet verlassen und in die Hauptstadt der Asante ziehen.“[26]) Mürdter schrieb am 25. September 1838, aus Kopenhagen sei durch den Gouverneur der Befehl an sie gekommen, ohne Bewilligung der Behörde sich unbefugter Trauungen und anderer Ministerialien zu enthalten, unter Androhung der Abberufung oder Landesverweisung.[27])

Trotz dieser mißlichen Lage baten die Brüder um Verstärkung, namentlich um einen Mann, der die Bibel in die Asantesprache übersetzen könnte. Das Komitee sah noch nicht klar und wollte „vor dem Herrn darüber nachdenken“; daß für ersprießliche Arbeit eine Vermehrung der Kräfte nötig sei, war klar, nicht aber, ob die Station an ihrem Orte bleiben könne, und von einer Aussendung neuer Arbeiter war neuer Argwohn des Gouverneurs zu befürchten.[28])

Die nächste Post von der Goldküste brachte die Kunde von Mürdters Heimgang (4. November 1838) nach achttägiger Krankheit. Riis, abermals der einzige Überlebende, konnte für sich, den vom Schmerze tief Verwundeten, Heilung nur von dem erwarten, der „verwundet worden ist, um mich armen Sünder zu heilen." Immer trüber wurde der Ausblick. König Ado hatte sich vergiftet, trotzdem dauerten die Streitigkeiten in Akwapem fort, und obwohl Gouverneur Mörk gestorben war, blieb Riis überzeugt: „Was die Mission betrifft, würden sämtliche europäische Behörden sie lieber aus dem Lande als darin haben." Schweren Herzens entschloß er sich, nach dem Wunsch des Komitees[29]) eine Erholungsreise nach Europa zu machen. Im Spätherbst 1839 verließ er Akropong mit seiner Frau. Er brachte sie nach Christiansborg und reiste über Cape Coast nach Kumase, der Hauptstadt des gefürchteten Asantereichs; vom 29. Dezember bis 12. Januar war er hier, er sah den barbarischen Pomp des großen Königs und die Blutspuren der im Lande herrschenden Greuel, konnte aber keine eigentliche Unterredung mit dem König erlangen. Das Ergebnis seiner Erkundungsreise lautet bündig: „Um eine Mission in Kumase anzufangen, bedarf man, glaube ich, klarerer Winke des Herrn, als ich von irgendeiner Seite her während meines ganzen Aufenthalts in Kumase erhalten habe."[30])

Am 7. Juli 1840 stand Riis in Basel vor dem Komitee; er tat die Schwierigkeiten einer Mission in Asante ausführlich dar: die Abgeneigtheit des Königs, die abgeschlossene Lage im Innern, den Sklavenhandel usw.; die entschlafenen Brüder beschuldigte er, ihre Gesundheit nicht geschont zu haben; Stanger z. B habe sich vom Arbeiten in der Mittagshitze nicht abhalten lassen; die Neger hätten den Unterschied zwischen ihm und den übrigen Europäern wohl erkannt und ihn dringend gebeten, wieder zu kommen; er wünschte, mit dem dänischen König, der ihn als Kronprinz seinerzeit so herzlich empfangen hätte, mündlich zu reden, und wollte darin, daß der alte König und Gouverneur Mörk gestorben seien, „einen beachtenswerten Wink der göttlichen Vorsehung erkennen."[31])

Zwölf Jahre waren seit der ersten Aussendung vergangen, neun Missionare in drei Partien ausgezogen, von ihnen acht Grabhügel an der Goldküste, ein Heimgekehrter übrig, eine feste Wohnstätte des Evangeliums noch nicht bereitet. Dennoch waren diese Jahre nicht verloren: tatsächlich war der Mittelpunkt des künftigen Werks in Akropong gefunden, durch Reisen waren diejenigen Punkte markiert, die später wirklich besetzt wurden, und die sprachlichen und ethnographischen Kenntnisse, die Riis mitbrachte, hatten ihren Wert.

Zweiter Abschnitt.

Der zweite Anfang, 1843–1850.

1. Kapitel.

Die Kolonisten aus Westindien.

Wäre in Basel der alte, kränkliche Blumhardt noch an der Spitze gewesen, so wäre wohl das afrikanische Missionsfeld endgültig aufgegeben worden. Mit dem neuen Inspektor, Hoffmann, aber war 1839 neuer Unternehmungsgeist eingekehrt; ihm stand fest, daß diese Mission nicht erlöschen dürfte. Er schrieb im Rückblick auf diese Zeit [1]):

„Nichts war klarer, als daß die bisherige Verfahrungsweise, immer wieder vereinzelt Missionare dorthin zu senden, um die ins Grab gesunkenen zu ersetzen, nicht in die Länge ausreiche. Allerdings war auch die Ungesundheit des Klimas außer allen Zweifel gesetzt. Allein durfte man vom Felde weichen, solange noch der Todesruf jenes Missionars fortklang: „Gebt Afrika nicht auf! Laßt noch 1000 Missionare sterben, aber fahrt fort zu senden!" solange zugleich der einzige Missionar, den der Herr neun Jahre lang in dem giftigen Klima erhalten hatte, auf die Fortsetzung der Mission dringend antrug, solange rechts und links von uns andere Missionen in demselben Klima unermüdet fortwirkten, solange die heidnischen Eingebornen selbst baten, sie nicht zu verlassen, solange Sierra Leone als leuchtendes Beispiel dastand, welches reiche Leben aus Gott auch auf den Gräbern der Sendboten emporblühe? Mochte man immerhin das Komitee als gewissenlos und verschwenderisch mit dem Leben seiner Sendboten schmähen, es konnte und durfte nicht weichen, solange zwar, wie es damals geschah, auf die Frage an die Zöglinge: „Wer von euch will freiwillig nach Westafrika ziehen?" keine Antwort erscholl, auf die verbesserte aber: „Wer sich will freudig nach Westafrika senden lassen, der erhebe die rechte Hand!" alle Hände rasch emporflogen. Und bis zu dieser Stunde ist es noch selten vorgekommen, daß einer dieser Jünglinge dem Ruf in dieses Feld der Gräber nicht mit frohem Ja geantwortet hätte. Es lebt also noch der echte Missionsgeist, und er verbot auch damals nach reiflicher Überlegung mit dem heimgekehrten Missionar und andern ernsten Freunden, die Hand vom Pflug zu ziehen."

Englischer Anregung entsprang Hoffmanns neuer Plan, mit christlichen Negern eine Missionskolonie in Akropong zu gründen. Sie

konnten, dachte er, den Missionaren die Handarbeiten, die manchem den Tod gebracht hatten, abnehmen und durch Darstellung eines christlichen Gemeindelebens das heidnische Schlagwort entkräften: „Das Christentum mag für die Weißen die rechte Religion sein, für die Schwarzen paßt es nicht." Sierra Leone konnte als Bezugsort nicht in Betracht kommen, da hier das Christentum noch zu jung war, um in seinen Bekennern die heidnische Roheit und Versunkenheit zu überwinden, die dort eingeführte anglikanische Gottesdienstform nicht zu Basler Missionaren auf der dänischen Goldküste paßte und die englische Mission daselbst schwerlich Lust hatte, ihre besten Familien herzugeben. In Westindien dagegen war unter Negern eine christliche Erziehung ältern Datums vorhanden, und zwar in der dem deutschen evangelischen Wesen verständlichen Form der Brüdergemeine. Dänisch-Westindien aber fiel außer Betracht, da hier die Aufhebung der Sklaverei eben erst im Gange war; es konnte sich nur um Britisch-Westindien handeln, welches Bezugsgebiet sich auch deshalb empfahl, weil den dortigen Negern das Englische geläufig, der Sieg dieser Sprache über die dänische an der Goldküste durch das Vorherrschen britischen und amerikanischen Handels nur eine Frage der Zeit war.

Hoffmanns Tatendurst redete schon von einer großen Missionskette, links mit den Methodisten an der Fante-Küste beginnend, rechts mit der C. M. S. am Niger endend, in der Mitte zusammengehalten durch baslerische Posten von Kyebi in Akem bis zum Volta; sie sollte auch dem Sklavenhandel wirksam begegnen.[2])

Am 17. Februar 1841 erklärte sich das Komitee bereit, die afrikanische Mission fortzusetzen; es beschloß, die Unitätsältestenkonferenz der Brüdergemeine um ihre Mitwirkung in Westindien anzugehen. Sie antwortete nicht ablehnend, aber zögernd: nur die tüchtigsten Leute, die auch festblieben, wenn die Missionare wegstürben, seien für diesen Zweck brauchbar, und da unter den westindischen Negern im allgemeinen der Zug nach Afrika nicht stark sei, könne nur der freie Drang christlicher Liebe als Beweggrund in Betracht kommen. Das Komitee ließ sich nicht abschrecken und bat die Ältestenkonferenz, seinen Plan ihren westindischen Missionaren zu unterbreiten. Zugleich beschloß es, den dänischen König um die Zusage obrigkeitlichen Schutzes für die zur Erneuerung der Mission beabsichtigte Ansiedlung christlicher Negerfamilien zu ersuchen; denn ohne solche Garantien waren die schwarzen Einwanderer vor dem Schicksal, als Sklaven gekapert zu werden, nicht sicher und die Erlaubnis zur Auswanderung westindischer Untertanen von der englischen Kolonialregierung gar nicht erhältlich. Da der König lange nicht antworten ließ, übersandte ihm das Komitee

zur Erinnerung durch die Gräfin von Holstein einen schön gebundenen Jahrgang des Magazins.[3])

Die Missionskonferenz der Brüdergemeine in Antigua antwortete (6. Juli 1841) mit dem Hinweise auf eine neue Schwierigkeit: Seit der Sklavenemanzipation fehlte es in Britisch-Westindien an Plantagenarbeitern, trotz der Einwanderung von Indern und Chinesen; deshalb wurde die Emigration freier Schwarzer auf jede Weise verhindert und Europäer, die sie begünstigten, durch Gesetz wie Sklavenhändler strafbar erklärt. — In Kopenhagen gab sich Riis, unterstützt durch die Gräfin von Holstein, Propst Harms und Bischof Münter, alle Mühe, den Widerstand der Behörden durch persönliche Verwendung beim Könige und den Beamten zu überwinden. Am 31. Januar 1842 endlich lag eine Resolution des Ministeriums vor, die den Wünschen des Komitees in Basel entsprechen konnte, wenn nicht in beigefügter Klausel dem Gouverneur die Vollmacht zugesagt worden wäre, Riis jederzeit zu entfernen, „sofern sein Verhalten in unsern Etablissementen hiezu Anlaß geben möchte". Alle Bemühungen der dänischen Missionsfreunde und des englischen Gesandten Brown, diese Klausel zu Fall zu bringen, waren umsonst. Damit nicht an ihr das Entgegenkommen der englischen Behörden und das ganze Unternehmen scheiterten, wollte die dänische Regierung immerhin erlauben, in den Mitteilungen des Basler Komitees an die fremden Autoritäten den Riis betreffenden Teil der Resolution wegzulassen. Das Komitee erwog, ob nicht eine Ansiedlung auf dem englischen Gebiet der Goldküste vorzuziehen sei, entschloß sich aber, nicht um dieser Klausel willen Akropong fahren zu lassen, wo in verhältnismäßig gesundem Klima doch schon ein Gutes versprechender Anfang gemacht sei; es zog dabei in Betracht, daß sich auf dem englischen Küstenstrich bereits die Methodisten niedergelassen hatten.[4])

Während dieser Verhandlungen mit den Behörden wurde allerlei vorbereitet, z. B. eine Baumsägemaschine bestellt, Zeuge für Tauschhandel ausgewählt, für den Riis auch Flinten und Pulver befürwortete, wegen der wilden Tiere, während das Komitee, um des naheliegenden Mißbrauchs willen, sich auf einen andern Standpunkt stellte: „Der Tauschhandel ist gut, doch soll er nicht zu weit getrieben und namentlich nicht mehr auf Kriegsmaterialien ausgedehnt werden, was in der Instruktion ausdrücklich zu bemerken ist." [5])

Sonntag, den 17. April 1842, abends, sollte Riis in Basel verabschiedet werden. Neue Bedenken tauchten in letzter Stunde auf und veranlaßten eine Sitzung des Komitees an jenem Abend um 5 Uhr. Der Vertreter der Brüdergemeine in London, La Trobe, kündigte Widerstand von seiten der westindischen Pflanzer an und mahnte zum Warten.

Nun verlautete im Komitee: „Der Herr will uns durch diese immer wiederkehrenden Hindernisse prüfen, ob wir auf ihn bauen oder auf Menschen" — „Es sei doch merkwürdig, daß jetzt, in letzter Stunde, dieser Brief eintreffen müsse: ob das nicht ein Wink sei?" — „Ob Riis nicht dänische Neger in Westindien suchen solle?" Nein, hieß es dagegen: die Regierung würde solchen gewiß einen Beamten in ihr Dorf setzen. Als Hauptgrund für das Vorwärtsgehen wurde Riis' große Freudigkeit genannt. Man beschloß einmütig, er solle mit seiner Frau alsbald nach England reisen und dort die Vorbereitungen treffen.

Da La Trobe vom Kolonialsekretär in London die freudige Versicherung erhielt, die Überführung westindischer Neger nach Afrika zu gestatten, bestimmte das Komitee nunmehr endgültig Riis' Mitarbeiter: Johann Georg Widmann aus Gniebel bei Tübingen, 1814 geboren, und Hermann Halleur aus Mecklenburg-Schwerin (1819), einen Handwerker, wie Riis ihn für die Leitung der Bauten u. a. zur Entlastung der Missionare begehrte. Mit ihnen wurde jener Georg Thompson ausgesandt, den Sessing 1829 als zehnjährigen Knaben gebracht hatte und der in Beuggen und im Missionshause erzogen worden war; sein Charakter bereitete allerdings einige Bedenken.

Halleur reiste direkt nach Afrika; Riis und Frau, Widmann und Thompson schifften sich am 28. Mai 1842 in Gravesend nach Westindien ein.[6]) Riis suchte seine Kolonisten auf den Inseln von Britisch- und Dänisch-Westindien. Er fand sie nach vielen Enttäuschungen; es waren 24 Personen: sechs Familien mit Kindern und zwei junge Männer aus Jamaika, ein Mann aus Antigua, und dazu Katherine Mulgrave, die, als fünfjähriges Kind vom afrikanischen Gestade nach Jamaika geschleppt, hier von einer englischen Dame christlich erzogen und durch die Brüdermission zur Lehrerin gebildet worden und durch mehrjährige Berufstätigkeit bereits erprobt war. Nach dem Vorschlag der Brüderkonferenz wurde sie Thompson als Gattin angetraut. Mit den Auswanderern wurde folgendes vereinbart:

„Sie weihen sich mit Leib, Seele und Geist dem Dienst des Herrn, und im vollkommensten Zutrauen zur Basler Missionsgesellschaft und ihren Stellvertretern machen sie nur folgende wenige Bestimmungen: 1. Die Form des Gottesdienstes und die Disziplin der Brüderunitätskirche soll beibehalten werden. 2. Sie unterziehen sich willig jedem Dienst für die Mission, wogegen sie während der zwei ersten Jahre gänzlich auf Kosten der Gesellschaft unterhalten werden. 3. Die Gesellschaft gibt ihnen gleich nach der Ankunft Land zu Gärten und Häusern und läßt ihnen wenigstens einen Tag in der Woche dafür frei. 4. Sobald sie nicht mehr von der Gesellschaft unterhalten werden,

dürfen sie nach Belieben für sich selbst arbeiten; doch werden sie stets willig sein, um billigen Lohn für die Mission zu arbeiten. 5. Nach fünf Jahren können sie nach Jamaika zurückkehren, und die Gesellschaft bezahlt ihre Rückfahrt, falls sie während dieser Zeit sich keines unsittlichen Betragens schuldig gemacht haben."[7])

Sessing, der in Jamaika wirkte und an dem Unternehmen seine Herzensfreude hatte, sprach sich staunend über den Segen aus, den Gott bisher dazu gegeben habe, und pries insbesondere die Gastfreundschaft eines Herrn Miller, der die ganze Pilgergemeinde mehrere Wochen beherbergte; für die Missionare unterbreitete er dem Komitee ein Anliegen: „Sessing bittet kindlich und aus Erfahrung, nachsichtig an die Brüder zu schreiben und sie zärtlich zu behandeln, weil Fieberkranke keine Vorwürfe ertragen können und dadurch ihr ohnedies geschwächter Zustand noch verschlimmert werde."[8]) — Die irische Brigantine, die für die Überfahrt um £ 600 gemietet werden mußte, war vom 8. Februar bis 17. April 1843 unterwegs; an Bord genas Frau Riis eines Töchterleins.[9]) Halleur kam im Mai nach. Nun nahm die Basler Mission auf der Goldküste ihren zweiten Anfang.

Es wäre nur unter der Voraussetzung richtig, den mit den Westindiern gemachten Versuch einen geschichtlichen Mißerfolg zu heißen, wenn von ihnen eine rein missionarische Auffassung ihrer Aufgabe bewußter Gewinnung der Heiden für Christus verlangt worden wäre. Die für sie wirklich gehegte bescheidene Hoffnung täuschte nicht: daß sie ein ordentliches Familienleben, ohne Vielweiberei und Sklaverei, ohne Kinderverkauf, Zauberei und Abgötterei, mit anständiger Kleidung und geregelter Arbeit darstellen würden. Allerdings zeigten manche bald einen recht schwachen Verleugnungssinn; Sorgen, die sie den Missionaren, Anstöße, die sie den Heiden bereiteten, fehlten nicht; einer mußte wegen schweren Sündenfalls in strenge Zucht genommen werden, ein anderer ertrotzte seine vorzeitige Rückkehr; Unzufriedenheit brach etwa aus, anspruchsvolles Wesen machte zu schaffen — aber an Beweisen echter Gotteskindschaft ließen sie es auch nicht fehlen, leicht und rasch lebten sie sich ein; für die äußerlichen Aufgaben und Zwecke der Ansiedlung waren sie brauchbar, dem Leben der Missionare gereichten sie dadurch zur wirklichen Schonung, und einzelne Sprößlinge haben in der Mission wacker mitgeholfen, so Missionar Nikolaus Clerk, der im September 1913 sein 25jähriges Dienstjubiläum in verdienter Anerkennung feierte[10]), und Pfarrer Hall.

2. Kapitel.

Grundlegende Arbeit.

Riis eilte nach Akropong voraus. Das Wohnhaus war ein Lehmhaufen, der Garten üppig verwildert, die Gerätschaften von den Termiten zerfressen, kein einziger Raum bewohnbar. Im Leben und Streben auch derjenigen Neger, mit denen häufig vom wahren Heil gesprochen worden war, sah er kaum eine hinterlassene Spur dieses Einflusses; am ehesten zeugten die vielen regelmäßig gesetzten Fruchtbäume und die kleine Kaffeepflanzung von der frühern Wirksamkeit der Missionare. Als nach und nach in Negerhütten Raum gefunden war, ließ er die Emigranten nachkommen.

Das Komitee wünschte Konzentration der Kräfte in Akropong (Riis Leiter, Halleur Arbeiter für das Äußere, Widmann Seelsorger, Sprachforscher und Schulleiter, Thompson Schulhalter). In bewußter Abweichung von diesem Plane stationierte Riis das Ehepaar Thompson in Osu, wo sie eine Schule eröffneten, und das Komitee gab ihm recht. Er hatte nämlich vom Gouverneur Carstensen die Mitteilung erhalten, daß ein Missionar der englischen Wesleyaner in Osu zu arbeiten wünsche, was er ihm nur verweigern könne, wenn die Basler auf diesen Posten verzichteten. Daraufhin erfolgte seine Besetzung durch Thompson. Man hielt es in Basel nicht für wünschenswert, daß die Wesleyaner mit ihrer andersartigen Praxis an der dänischen Goldküste sich festsetzten, und hielt dafür, daß es „selbst mit einigen Opfern ratsam sei, sie abzuwehren"; das Komitee wandte sich geradeswegs an die Leitung der wesleyanischen Mission in London mit der Bitte: „unser afrikanisches Arbeitsfeld unberührt zu lassen". Immerhin wurde Riis mitgeteilt, daß die Brüder künftighin über derartige wichtige Schritte konferenzmäßig Bericht zu erstatten hätten vor ihrer Ausführung.[11]) Daß später ein schon akklimatisierter Bruder an der Küste zu stationieren sein würde, wegen der Geschäftsführung, des Verkehrs mit der Regierung usw., wurde bereits erkannt; zuvor wollte man aber die obere Station sich einwurzeln lassen.[12])

Die Schule in Osu wurde am 27. November 1843 mit 33 Knaben und 7 Mädchen in einem Miethause eröffnet. Das starke Verlangen der Küstenbewohner nach englischer Sprache erleichterte Thompson den Anfang sehr, verleitete aber ihn und seine Nachfolger, mit der tatkräftigen Bearbeitung der an der Küste gesprochenen Gasprache allzu lange zuzuwarten, während in Akropong das dort geredete Tschi sofort

— namentlich von Widmann — in Angriff genommen wurde, getreu der vom Komitee empfangenen Weisung: „Die Negersprache darf durch das Englische nicht verdrängt werden.“[13])

Halleur konnte sich nicht einleben. Bezeichnend für den Seelenzustand, in den er geriet, sind die Worte, die er am 1. November 1843 nach Basel schrieb: „Wenn ich länger hier bleibe, gehe ich ganz gewiß verloren, und mein Leben wird einst von der Mission gefordert werden. Meine Gesundheit habe ich eingebüßt, meine Seele möchte ich retten.“ Er verließ die Basler Mission; später begegnet er unter den Goßnerschen Missionaren, die sich vorübergehend an der englischen Goldküste im Westen niederließen.

Da Riis und Widmann übereinstimmend über große Möglichkeiten und Gelegenheiten für das Evangelium berichteten — jener meldete aus Osu: „Große Negerdörfer bitten dringend um Schulen; von Dorf zu Dorf heißt es: Wir wollen die dänischen Missionare;“ dieser schrieb: „Im ganzen Lande steht Tür und Tor für uns offen, man ladet uns von allen Seiten zum Kommen ein; nicht nur Akra und Akwapem, auch Akem und Akwamu wollen Lehrer haben, dazu auch das weite Krepeland“ —, entsandte das Komitee Verstärkung: den Bayern Ernst Friedr. Sebald (1814 geb. — „hat Missionstrieb und ist ein tüchtiger Schreiner“), den Schleswiger Hans Niclai Riis (1822 geb.; „versteht Dänisch und ist für Sprachenerlernung besonders geeignet, für Schularbeit sehr brauchbar, Mangel an Herzlichkeit kann unter Leitung seines Onkels, dem er ganz ergeben ist, abnehmen“) und den Württemberger Friedr. Schiedt aus Ehningen (1819).[14]) Am 17. Januar 1845 langten sie an der Goldküste an.

Sie trafen in Akropong mißliche Verhältnisse, die ihnen unverständlich waren. Riis, der hochverdiente Träger der Mission, erschien ihnen in seiner urwüchsigen Tatkraft als ein Mensch, der im Busch bei den Negern mit den Jahren verwildert sei; er hatte sich, wie sie zu beobachten glaubten, ein allzu drastisches Verfahren mit den Menschen, besonders den Schwarzen, angewöhnt, worüber die Emigranten sich bitter beklagten. Das Komitee hatte ihn bereits mehrfach mahnen müssen: z. B. als er auf eigene Rechnung zwischen Osu und Akwapem eine Plantage kaufte, mußte es ihn daran erinnern, daß Brüder kein Privateigentum haben sollten, und vor Privatspekulationen warnen[15]); dann mußte es in der Befürchtung, er lasse sich zuviel ins Politische ein, beschließen: „Es ist Bruder Riis ohne Verzug eine ernste Vorstellung in diesem Sinne zu machen“[16]); wiederholt hatte es ihm einzuschärfen: „Der Pulver- und Flinten-Tauschhandel ist und bleibt gänzlich untersagt“[17]), und endlich mußte es sich mit einer unliebsamen Sklavenfrage abgeben, indem er acht Neger für die Arbeit in der Plan-

tage in dem Sinne „loskaufte", daß er ihnen erst am Tauftage den Freibrief zu geben gedachte. Darin erblickte das Komitee einen tatsächlichen Sklavenkauf; es erklärte: „Eine Sklavenbesitzung ist für unsere Mission bedenklich, streitet überhaupt gegen den Missionscharakter. Die Plantage soll nicht durch Sklaven bearbeitet werden, sonst lieber und selbst mit Schaden verkaufen!" Als Absteigequartier für den Verkehr mit der Küste mochte die Plantage an sich ihren Wert für die Mission haben, weshalb das Komitee sie übernommen hatte.[18]) Das Grundstück, auf dem später Abokobi erstand, erwies sich in der Tat als ein willkommener Rastort für die durchreisenden Missionare; es lohnte die geringe Kaufsumme reichlich.

Als nun die ungünstigen Berichte der Neuangekommenen eintrafen, beschloß das Komitee „mit tiefem Schmerz und Erschütterung", Riis aufzufordern, daß er mit Rücksicht auf seine zerrüttete Gesundheit, besonders aber den „unrichtigen und bedenklichen Zustand unserer afrikanischen Mission" so bald als möglich nach Basel komme[19]); von den andern Brüdern forderte es einen genauen Bericht über alle Verhältnisse der Mission ein. — Ehe dies in Basel verfügt wurde, mußte Riis mit seiner Frau wegen sinkender Kraft Afrika verlassen. Am 28. Juli verließen sie Akropong, am 13. August die Küste, in trüber Wehmut; Frau Riis erlag an Bord der Auszehrung, am 5. September. Das Komitee gelangte zu dem Urteil, daß sich Riis in äußerliche Geschäfte auf eine Art und Weise eingelassen habe, die mit der missionarischen Aufgabe nicht mehr zusammengehen konnte, indem er z. B. entgegen den Grundsätzen der Mission im Tauschhandel dem Begehren der Schwarzen nach Pulver und Flinten nachgegeben hätte. „Leider mußten wir wahrnehmen, daß auch auf ihn das erschlaffende Klima und die lange Einsamkeit unter einem rohen Geschlecht eine Wirkung geübt hatte, die uns dringend verbot, ihn unter dieselben schwächenden Einflüsse zurückkehren zu lassen."[20]) Riis wurde Missionsprediger in Stavanger und starb als solcher 1854. Das Urteil über Riis darf schwerlich nur nach den angeführten protokollarischen Äußerungen gebildet werden. Eine gewisse Unfähigkeit der jungen Mitarbeiter, den erfahrnen, durchgreifenden Pionier zu verstehen, ist in Betracht zu ziehen, und dem Komitee fehlte der Augenschein. Ohne Waffen konnten Missionare und Eingeborne sich der wilden Tiere kaum erwehren.

Sebald starb am 7. Dezember 1845, vor Ablauf seines ersten Jahres in Afrika; Riis der Jüngere mußte nach 1½ Jahren wegen einer Adergeschwulst an der Lippe in Europa ärztliche Hilfe suchen; Schiedt ließ sich im November 1845 in Christiansborg nieder, wo Thompson wegen sittlicher Vergehen hatte ausgeschieden werden müssen und die Anwesenheit eines Europäers auch aus geschäftlichen Gründen erforder-

lich wurde — Widmann stand fünf Monate lang allein in Akropong. Er wünschte Verstärkung. Das Komitee konnte und wollte sie nicht verweigern. „Das werden die nicht begreifen," äußerte der Inspektor[21]), „die nicht wissen, wie gegenwärtig der Jammer der armen Negervölker an die Gewissen derer spricht, denen der Herr in Gnaden vertraut hat, an der Ausbreitung seines Evangeliums zu arbeiten. Mag man immerhin sagen, es seien ungefährlichere Gebiete der Heidenwelt zur Besetzung übrig, mag man sogar das Komitee der Verschwendung mit dem kostbarsten Gut, dem Leben seiner geliebten Brüder, beschuldigen: all das wiegt auf der Wage des Heiligtums kaum wie eine Feder. Denn wenn einmal die Mission anfängt, die Wahrscheinlichkeit der Lebensgefahr zu berechnen und darnach ihre Tätigkeit zu bemessen, dann wird man auch auf ungefährlicheren Missionsgebieten vergeblich die Kraft bei ihr suchen, ohne die sie zum dummen Salze wird."

Die vier Erkornen waren: der Württemberger Joh. Christian Dieterle (1816), der Augsburger Friedr. Meischel (1810), Joh. Stanger aus Möttlingen (1820) und der Zimmermann Joseph Mohr, ebenfalls ein Schwabe. Bei der Verabschiedung (9. Juli 1846) wurden sie ermahnt, „sich in der Liebe des Herrn auch untereinander zu verbinden, sich in der lebendigen Glaubensgemeinschaft mit ihm fest gründen zu lassen und sich nicht sowohl vor äußern Gefahren zu fürchten, als vielmehr vor allem, was die Glaubenskraft schwächen kann. Die Hauptursache eines frühen Todes sei nicht das Klima, sondern der Kummer und Schmerz über die schauerliche Finsternis, die an den Seelen nagen. Bereits sehe es jetzt aber heller aus: die erste Notzeit sei vorüber, Schulen werden verlangt, Katechumenen seien da. Man müsse nicht nur den Heiden ein liebendes Herz entgegenbringen, sondern die Brüder müssen auch untereinander Liebe haben, die sich nicht ermüden läßt." Zwei Medizinkästen wurden ihnen mitgegeben (à 100 Fr.), der eine für Akropong, der andere für die neu zu errichtende Station auf dem Wege nach Osu, aber noch im gesundern Berglande, in Abude (Aburi).[22])

Am 15. Januar 1847 begrüßte Widmann die neuen Mitarbeiter in Osu; am 21. Januar wurde er in Gegenwart einer großen Volksmenge von Meischel in der Kapelle zu Akropong mit seiner Braut, Rosine Binder von Kornthal, die sie mitgebracht hatten, getraut.

Die Gründung der neuen Station Abude (Aburi) fiel Meischel zu. Zwei westindische Familien zogen als seine Helfer mit ihm dahin. Alles war erfreut, hilfbereit, lerneifrig — bis sie merkten, daß dieser Weiße keinen Branntwein gab: da ließen sie das Haus unfertig stehen, nahmen die Kinder aus der Schule weg und verhalfen Meischel zur Erfahrung, daß die Mission „eine Ge-

dulds-, Liebes- und Glaubensprobe" sei. Die Westindier dagegen halfen wacker. Das Missionshaus, das erstand, war ein kühles Lehmgebäude mit 1½ Fuß dicken Wänden und gutem Schindeldach, mit Wohn-, Arbeits- und Schlafzimmer für die einfachsten Bedürfnisse eines verheirateten Missionars.[23]) Hier zog die Augsburgerin Johanna Eppelein als Gattin ein.

Nach drei Jahren, im Dezember 1849, war noch kein erwachsener Heide als Bekenner Christi hervorgetreten, der Besuch des Gottesdienstes durch das geheime Verbot der Fetischpriester sehr beschränkt, dagegen die Schule mit ihren 10—18 Kindern ein Gärtlein der Hoffnung. Geschwächt durch Fieber, mußte Meischel im Februar 1850 Afrika verlassen. Die zur Generalkonferenz am 29. Dezember 1849 versammelten wenigen Brüder hatten in Anbetracht der schwachen Besetzung Akropongs keinen Mann für Abude übrig und beschlossen, immerhin die Gebäude daselbst im Stande zu halten. Mehrere Jahre sollten vergehen, bis Abude wieder einen Missionar erhielt.

Mit der Verstärkung, die im März 1849 eintraf, war auf die Dauer nicht geholfen: H. N. Riis drückte seiner jungen Gattin am 4. Oktober in Akropong die Augen zu und mußte selbst als Kranker schon im März 1850 nach Europa zurückkehren; Köster starb schon ein Vierteljahr nach seiner Ankunft, am 15. Juni 1849, in Christiansborg, und da Widmann mit seiner Frau im Frühjahr 1850 Erholung in Europa suchen mußte, waren noch drei Mann in Afrika übrig: Mohr und Dieterle in Akropong, Stanger (Schiedt war heimgekehrt) in Christiansborg. Dies war die ganze, dürftige Bemannung der afrikanischen Mission nach 18jähriger Geschichte.

In der Heimat wurde allen Ernstes nach dem Rechte dieser Mission gefragt: ob Afrika überhaupt Missionsland oder ob der Fluch Hams unwiderruflich sei? Die Leitung aber dachte nicht mehr ans Aufgeben. Wenn sie sich allenfalls gefragt hatte: Werden die Zöglinge noch den Mut haben, nach Afrika zu gehen? so gaben ihr diese selbst die Antwort; zwei, die für Afrika ins Auge gefaßt waren und vom Inspektor aufgefordert wurden, sich ja recht zu besinnen, erklärten sich rückhaltlos bereit, und ebenso tat ihre ganze Klasse. „Es ist freilich in jugendlicher Begeisterung bald etwas gesagt, und der Mut kann gewaltig sinken. Aber so wenig Jesus die Welt erlöst hat, ohne zu sterben, so wenig kann die Mission betrieben werden, ohne daß diejenigen, die sich ihr widmen, bereit sind zu sterben," äußerte der Inspektor in der Generalkonferenz am 4. Juli 1850, und im Jahresberichte war zu lesen: „Sind unsere Wünsche und Erwartungen getäuscht, der Rat Gottes besteht dennoch und wird ausgeführt werden auch an den armen Sklaven Afrikas. Im Gegenteil, statt am end-

lichen Erfolg unserer Arbeit zu verzweifeln, fühlen wir uns aufgefordert, die Frage an uns zu stellen, ob denn unsere Gesellschaft wirklich auch das für Afrika getan habe, was in unsern Kräften stand."

Was war bis 1850 erreicht? Schon die äußere Arbeit, die inmitten unaufhörlicher bürgerlicher Unruhen geleistet war, bedeutete einen schönen Erfolg. Die Missionskolonie bei Akropong war, verglichen mit den elenden Negerhütten, ein bewundernswertes Beispiel zur Nachahmung. Ein einstöckiges Steinhaus beherbergte die Missionare, die Westindier hatten niedliche kleine Steinhäuser; für Schule und Kirche war ein Stockhaus mit Grasdach vorhanden. Eine schöne Kaffeeplantage zeugte von christlichem Arbeitsfleiß, 1849 ertrug sie schon 200 Pfund; auch die Arrowroot-Pflanzung lieferte große Quantitäten. Viele Pisang- und Bananenbäume waren gepflanzt und lohnten bereits mit reichem Ertrag. Ein Neger meinte: „Das ist, weil ihr Gott dienet." Die Verwertung der gewonnenen Produkte war allerdings durch den Transport erschwert; da es noch nicht gelungen war, Tiere fortzubringen, mußte alles von Menschen zur Küste getragen werden.[24])

Das Studium der Tschisprache, die erst zur Schriftsprache zu erheben war, ging sehr langsam voran. Die Missionare mußten sich selbst ihre Sprachgehilfen mühsam heranbilden, und jene äußerlichen Arbeiten der Stationsanlage raubten viel Zeit. Es dauerte beinahe ein Jahrzehnt, bis einige sprachliche Sicherheit erzielt war. Den christlichen Begriffen einen Ausdruck zu geben, hielt schwer, da jedes entsprechende Wort fehlte. Für „glauben" mußten die beiden Begriffe „nehmen" und „essen" verbunden werden, um dem Empfinden der Neger ein gewisses Verständnis zu vermitteln. An Bibelübersetzung und Herstellung von Schulbüchern war noch nicht zu denken.

Mit den westindischen Einwanderern war der Verkehr durch das ihnen geläufige Englisch sofort möglich, sie bildeten das erste Feld der Pastoration. Ihr christlicher Einfluß auf die Eingebornen wurde dadurch gehemmt, daß sie auf diese herabsahen und deshalb nicht die rechte Fühlung mit ihnen gewannen; darum hielten sich die Eingebornen lieber an die Missionare. Nach Ablauf der fünf Jahre schieden diejenigen aus, die sich mit ihrer Stellung innerhalb der Mission auf die Dauer nicht befreunden konnten: etliche kehrten nach Jamaika zurück, andere gingen an der afrikanischen Küste anderswohin, auch der Tod riß Lücken. Drei bis vier Familien aber blieben, ein solider Grundstock der werdenden Negergemeinde; Hall wurde Gemeindeältester in Akropong, Alexander Clerk Diakon; aus den Familien Hall, Clerk, Rochester, Mullings und Miller gingen Lehrer und Katechisten der Mission hervor. Und die

Verpflichtung gegen die Emigranten, für welche die Mission einstehen mußte, hielt diese selbst fest und erlaubte nicht, sie wieder aufzugeben.

Die sprachliche Schwierigkeit verlangsamte die Missionsarbeit unter der einheimischen Negerbevölkerung. Am 14. Juli 1844 wurde in der Landessprache das erste christliche Lied gesungen, am 11. August die erste Predigt gehalten. Als es nach Jahren gelang, in einfachster Weise etwas vom Evangelium zu sagen und die Nichtigkeit des Götzendienstes darzutun, wurde erst recht offenbar, wie hart der Boden war. Sie hörten ohne besondern Widerspruch zu, waren aber vom ererbten Heidentum mächtig drunten gehalten in tiefster Verkommenheit. Sie sagten oft: „Bei uns Alten wird es schwer halten, bis wir unsere alten Gewohnheiten aufgeben; unsere Kinder aber werden es eher tun." Der Jahresbericht 1845 meldete: „Es sind jetzt 14 erwachsene Neger um den lieben Bruder Widmann versammelt, um für die heilige Taufe vorbereitet zu werden"; Schiedt erzählte entzückt: „Dieses Akropong ist ein Wunder, und Rührung ergriff mich, als ich das Kirchlein sah, gefüllt mit Christen und Heiden, mit Nackten und Gekleideten, und die vielen, die draußen horchen, weil sie sich noch nicht hineinwagen."[25]) Aber die Erstlinge kamen nicht aus den Reihen der Erwachsenen. Mühsam gewonnene Erfahrung lehrte, daß nur der Weg von unten herauf zum Ziele führen konnte: die Erziehung der Jugend, und zwar nicht nur durch regelmäßige Unterweisung, sondern durch völlige Versetzung in die Missionskolonie.

So kamen die Missionare dazu, sich mit Hausknaben zu umgeben, die sie Tag und Nacht um sich hatten, und aus diesen gingen die ersten Täuflinge hervor: John und Mose, die Pfingsten 1847 in Akropong die Taufe empfingen, sodann zu Weihnachten die vier Schulknaben Paul, William, Isaak und David Asante, am 9. Juli 1848 Jonathan. In den folgenden Jahren fehlten die Heidentaufen. Die Gemeinde zu Akropong zählte Anfang 1851 31 Seelen: 25 Westindier und sechs eingeborne junge Leute; darunter waren 18 Kommunikanten, die sechs Erstlinge feierten am vierten Advent 1850 ihr erstes Abendmahl, einer hatte bald nach der Taufe wegen sittlicher Verirrungen ausgeschlossen werden müssen. Es war ein Gemeindlein im Kindesalter, das fortwährender Aufsicht und Pflege bedurfte.

Die westindischen Kinder erhielten von Anfang an englischen Schulunterricht. Eingeborne Knaben ließen sich nur schwer und langsam heranziehen, da man vom Zweck und Sinn dieser fremden Einrichtung nichts ahnte. Kamen einige, so mußten ihnen zuerst Kleider gegeben werden, sollten sie nicht völlig nackt dasitzen. Nach einigen Jahren ging es besser. 1846 wurde von 18, 1847 von 70 Schulkindern berichtet. Seit Frau Widmanns Ankunft näherten sich auch die Mädchen.

Die Arbeit an der Jugend bereitete allmählich Freude, trotz der sprachlichen Mühe. In dieser Hinsicht war das Komitee ein getreuer Mahner. „Die Brüder sind zu erinnern, daß in den Schulen hauptsächlich die Landessprache soll kultiviert werden und daß das Reden durch Dolmetscher bloß für den Anfang sei" (10. Juli 1847). „Pfr. Le Grand macht eine Bemerkung über die Schule in Afrika betreffend die englische Sprache und die Landessprache. Das Resultat ist, daß die englische Sprache nicht zu bevorzugen, sondern die Landessprache gelernt und gelehrt werden soll" (4. Oktober 1848). Ein primitives Schulbüchlein in der Tschisprache, das als erster Nothelfer dienen sollte, erwies sich als so unverständlich, daß es den Kindern die Schule zu verleiden drohte.[26]) Dieterle half sich in der biblischen Geschichte so, daß er sie vorher mit einem Zögling übersetzte und niederschrieb und dann in der Stunde vorlas.

Nach und nach wurde die Schule den Kindern zur Freude, sie brachten das Gehörte heim und sprachen sich zu Hause gegen den Götzendienst aus; Empfänglichkeit regte sich und ließ hoffen, daß Jugenderziehung der richtige Weg zur Gemeindebildung sei, und im Jahre 1848 wurde in aller Anspruchslosigkeit ein grundlegender weiterer Schritt getan, indem mit dem Westindier John Rochester und vier getauften jungen Akropongern durch Dieterle und Widmann ein Katechistenseminar begonnen wurde. Biblische Geschichte, Englisch, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Gesang waren das bescheidene Anfangspensum.

Die Küstenstation (Osu, Christiansborg) lag in der Mitte des Akralandes, das sich in 4—5 Stunden Länge und Breite an der See hinzieht — eine wellenförmige Ebene, deren an der Küste gelegenen Städte und Ortschaften ihre Plantagendörfer 3—5 Stunden landeinwärts haben. Als Landessprache der etwa 50 000 Einwohner kam Ga in Betracht. Die Mission hatte ein großes Haus, das ein dänischer Statthalter gebaut hatte, billig gekauft; es stand mitten in den Negerhütten der Stadt, unweit des Meeres, und enthielt im Erdgeschoß Räume für Schule und Ökonomie, im obern Stockwerk Missionarswohnung, Mädchenschule und Wohnung der Lehrerin. Etwa 200 Schritt entfernt stand eine am 1. Januar 1850 eingeweihte, geräumige Kapelle mit Bogenfenstern. Der Missionsbesitz umfaßte ein beträchtliches Stück Land.

In sittlich-religiöser Hinsicht war es hier womöglich noch schlimmer als in Akropong. Der Fetischdienst und die Schurkenherrschaft seiner Priester statteten die Religion mit Schrecken aus, und damit ging tierische Gesinnung zusammen: „ein Leib, Seele und Geist schlaff machendes Fleischeswesen und daraus entstehende entsetzliche Stumpfheit für

geistliche Dinge."[27]) Auch hier konnte nur mit grundlegender Arbeit von unten herauf etwas erreicht werden: durch Erziehung eines neuen Geschlechts. 1850 waren 110 Schulkinder gesammelt: 100 in Christiansborg, 10 in Täschi. Im Fort bestand eine Schule für Mulattenmädchen. Als sie der Mission angeboten wurde, mahnte Riis ab: sie habe nur den Zweck, den künftigen Kebsweibern der Beamten Bildung zu verschaffen. Das Komitee fand jedoch, „daß die Gelegenheit benützt werden sollte, den Samen der Wahrheit in die Herzen dieser Unglücklichen auszustreuen",[28]) und übernahm sie. Frau Mulgrave, die von ihrem ausgeschlossenen Manne getrennt lebte, widmete sich mit Treue und Sachkunde der Mädchenschulung. Mit einem Lehrerseminar war ein kleiner Anfang gemacht, Ende 1850 hatte es vier Zöglinge, lauter Neger, da einige aufgenommene junge Mulatten sich vom Handel hatten wegziehen lassen, sobald sie etwas gelernt hatten.

Eine kleine Gemeinde bestand. Abraham, der Erstling, war am 26. Juli 1846 getauft worden, einige Schüler folgten ihm nach; Ende 1850 standen 13 erwachsene Getaufte mit der Station in Verbindung. In Ga war noch nichts gedruckt. Bibelsprüche und ein kleiner Katechismus waren handschriftlich übersetzt, für Grammatik und Lexikon einige Vorarbeiten gemacht. Stanger urteilte 1850: „Befürchtungen haben wir eigentlich keine besondern für unsere Mission, als etwa die: der langsame Gang und die Schwierigkeiten und Nöte unseres Werkes möchten die Geduld mancher Freunde in der Heimat zu viel in Anspruch nehmen. Hoffnungen jedoch haben wir viele, die sich aber nicht leicht in Worte fassen lassen."

Am 29. Mai 1844 beriet das Komitee über ein Gesuch der „Gesellschaft zur Abschaffung der Sklaverei und zur Förderung der Zivilisation in Afrika" aus Barbados, Hand zu bieten zur Errichtung einer Bildungsstätte für schwarze Missionare und Lehrer, die man den europäischen nach Afrika zu Hilfe senden könnte. Es legte diesen Plan den Missionaren an der Goldküste zur Prüfung vor. Riis wollte einem Seminar in Westafrika selbst den Vorzug geben, und da die Sache in Akropong schon einigermaßen im Gange war, gab das Komitee sein Einverständnis damit kund, daß hier ein eigentliches Lehrerseminar entstehe, und berichtete in diesem Sinne nach Barbados.[29])

Das Verhältnis zur dänischen Regierung gestaltete sich nach dem Weggang des ältern Riis freundlicher. Sie erklärte am 12. Februar 1847: „Das Gouvernement sieht die afrikanische Missionssache für so wichtig an, daß es sie nicht dem schiefen Urteil der öffentlichen Meinung aussetzen durfte, weil ein einzelnes Glied der Mission seine Pflicht nicht erfüllte; um solcher Rücksicht willen sei

auch die Regierung im Falle Riis mit großer Schonung vorgegangen. Der König wolle der Missionsgesellschaft in Basel zu erkennen geben, daß aller Grund vorhanden sei, die fruchtbare Wirkung ihrer Bestrebungen an der Goldküste Guinea, im ganzen genommen, anzuerkennen." Es war für den Verkehr der Missionare eine bedeutende Erleichterung, als die Regierung gestattete, daß sie ihre durch die Behörde vermittelten Bezüge nicht mehr wie früher in Waren annehmen mußten, sondern das Recht erhielten, pro Mann bis zu 600 Taler jährlich in bar ausgezahlt zu bekommen, natürlich auf Kosten der Mission.[30])

Im Jahre 1847 trat an die Mission die Frage heran, ob sie Schule und Gottesdienst im Fort übernähme, indem der Gouverneur den Posten des dänischen Kaplans aufzuheben wünschte. Durch Annahme des Angebots brachte die Mission die ganze Mulattenbevölkerung, die im Fort eingepfarrt war, unter ihren Einfluß; dennoch spürte das Komitee wenig Lust: „Der Missionar würde zugleich Seelsorger verdorbener Europäer und liederlicher Beamten, müßte ihnen amtshalber ans Gewissen reden, und seine Stellung als Missionar würde bald alteriert und ungünstig." [31]) Die Sache mußte noch weiter erwogen werden; denn die dänische Generalzollkammer ließ die Basler Mission durch die dänische Missionsgesellschaft anfragen, ob sie das ganze Schul- und Kirchenwesen in Dänisch-Guinea übernehmen würde, in dem Sinne, daß sie die früher im Fort unterrichteten Mulattenkinder in englischer Sprache schulen und kleiden würde, gegen 700 Taler jährliche Entschädigung, und an Sonn- und Feiertagen im „Etablissement" englischen Gottesdienst hielte, alles dies unter Kontrolle des Gouverneurs. Die dänische Missionsgesellschaft bemerkte in ihrem Begleitschreiben, daß für Gottesdienst und Schulwesen Ritual und Konfession der lutherischen Kirche gelten müßten und dies von seiten der Mission ausdrücklich zuzusichern wäre; „obgleich Freund der Unabhängigkeit", meinte sie die Annahme des Angebots als nützlich empfehlen zu sollen.

Das Komitee freute sich dieses großen Vertrauensbeweises, verhehlte sich aber die Schwierigkeiten nicht, auf die es in seiner Antwort an Pastor Holm, den Vorsitzenden der dänischen Missionsgesellschaft, hinwies. „Es versteht sich von selbst, daß der Gottesdienst im Namen der lutherischen Kirche, folglich auch mit ihren Formularen stattfinden müßte. Dies hätte keine Schwierigkeit, sofern unsere meisten Missionare Lutheraner aus Württemberg, Bayern oder Dänemark sind. Aber auch der lutherische Missionar soll nach den Grundsätzen unserer Gesellschaft ein frei evangelischer, er soll vor allem ein Knecht dessen sein, der weder lutherisch noch reformiert, sondern die ungetrübte Quelle aller Wahrheit ist. Er kann als Missionar mit einem reformierten

oder unierten Gehilfen auf der Station zu arbeiten haben; wie kann er nun in der einen Rücksicht streng und exklusiv lutherisch, in der andern frei evangelisch sein? Die Schwierigkeit liegt nicht im Gebrauch der Formulare; denn auch unsere reformierten Brüder werden sich dessen nicht im geringsten weigern."

Ungescheut wies Hoffmann darauf hin, daß der Missionar bei den häufigen Branntweingelagen nicht, wie es bei den Pastoren üblich war, anwesend sein könnte. Und wie hatte er sich zu verhalten gegenüber den meist unverheirateten Beamten mit ihren Konkubinen, die aus den Mulattenkindern der Fortschule hervorgingen? Sollte er in der heidenchristlichen Gemeinde strenge Zucht üben, in der lutherischen gar keine? [32])

Obwohl Basel auf Ausübung der Kirchenzucht bestand, war in Dänemark die Geneigtheit groß, die Sache zur Zufriedenheit der Mission zu erledigen, wie sich Holm durch hochgestellte Herren versichern ließ.[33]) Dennoch zerschlug sie sich. Es entsprach durchaus der Überzeugung der Missionare in Afrika, wenn das Komitee bestimmte: „Die Brüder sind aufzufordern, keine Maßregeln einzugehen, die sie von der dänischen Regierung in irgendeiner Weise abhängig machen könnten. Sie werden das Kirchenwesen im Fort wie bisher, soweit es ihre Kraft zuläßt und ihr Missionscharakter erlaubt, fortsetzen, ohne Anspruch auf Bezahlung und ohne Übernahme irgendwelcher Verbindlichkeit, aber auf dem Fuße der Freiwilligkeit, auf welchen diese Angelegenheit durch Gottes Führung zurückgeführt worden ist." [34])

Am 29. März 1849 begehrte der Gouverneur von der Konferenz der Missionare ein Gutachten darüber, „wie das Kirchenwesen in Zukunft im Blick auf etwa möglicherweise bevorstehende wichtige Veränderungen am zweckmäßigsten geordnet werden kann." Die Konferenz antwortete mit der Bitte um die nötigen Maßnahmen, „damit der Basler Mission der äußerliche Bestand gesichert werde". Die angedeuteten „Veränderungen" bestanden in der Abtretung der dänischen Goldküste an England, die Anfang 1850 vollzogen wurde. England zahlte an Dänemark £ 10 000 und bildete nunmehr aus seinen abgerundeten Besitzungen an der Goldküste ein eigenes Protektorat. Die dänische Zentralverwaltung der Kolonien ließ vor dem Vollzug der Übergabe das Basler Komitee wissen: „Die Basler Missionare auf Guinea werden auf die Mitwirkung des Gouverneurs zählen können hinsichtlich der Maßregeln, die sie für nötig erachten. Es ist ihm befohlen worden, den Missionaren alle mögliche Unterstützung zu leisten, und er ist angewiesen, dahin zu wirken, daß die Missionare von seiten der britischen Regierung die Zusicherung erhalten, ihre bisherige Wirksamkeit zur

Ausbreitung des Christentums und der Zivilisation unter den Eingebornen ungehindert fortsetzen zu können." [35])

Die Mission begrüßte den Wechsel insofern, als zu hoffen war, das starke britische Kolonialreich werde mehr für die Goldküste tun können, als Dänemark möglich gewesen war. Den dänischen Missionsfreunden tat es herzlich leid, daß die Arbeitsgemeinschaft mit Basel nun aufhören sollte; Pastor Holm sprach darüber ihr ehrliches Bedauern aus, mit der Hoffnung, „daß die gegenseitige Liebe bleiben werde". [36]) Die Loslösung von der dänischen Regierung vollzog sich in erfreulicher Freundlichkeit; diese überließ der Mission z. B. das ihr seinerzeit ausgeliehene Kirchen- und Schulinventar geschenkweise, „in Anerkennung der Wirksamkeit der Missionare zur Ausbreitung des Christentums und zur Förderung der Zivilisation".

Auf das Verhalten der Missionsleitung in politischer Beziehung fällt Licht durch eine charakteristische Episode, über die das Komiteeprotokoll vom 17. Oktober 1849 berichtet: „Ein Gouvernementsmitglied äußerte gegen Widmann den Gedanken, wenn Dänemark Guinea behalte, in Akropong ein kleines Fort zu bauen; was er dazu meine? Widmann habe sich auf Wunsch schriftlich dazu geäußert. Beschluß: Es ist dem Bruder Widmann die Gefahr eines solchen Ansinnens anschaulich zu machen, indem es mehr auf einen politischen Anhaltspunkt werde abgesehen sein, als auf Sicherung der Mission."

Dritter Abschnitt.

1850–1869.

Einleitendes.

Einige Zahlen mögen das Wachstum der Mission in diesem Zeitraum veranschaulichen. Leider können als Anfangszahlen in der Regel erst die von 1855 genannt werden, da erst von diesem Jahre an einheitliche Statistik der Mission vorliegt. Stationen gab es 1852: 2 (Akropong und Christiansborg), 1869: 9; Missionare 1850: 6, 1869: 14; Gemeindeglieder 1851: 46 (Akropong: 33, Christiansborg: 13); 1869: 1581; Schüler 1855: 177, 1869: 856. Während sich 1855—1869 in Indien die Zahl der Gemeindeglieder verdoppelte (1862—3675), in China beinahe verdreifachte (183—499), verneunfachte sie sich in Afrika.

Zu diesem Wachsen und Gedeihen wirkten mancherlei Umstände mit. Zunächst ist die bedeutende Besserung in den Gesundheitsverhältnissen der europäischen Arbeiter hervorzuheben. So ungünstig, wie in den Jahren 1828—1845, waren sie nachher nie mehr. In jenem ersten Zeitraum waren von 15 Personen gestorben: 9 vor Vollendung ihres dritten afrikanischen Jahres, 6 schon im ersten, während nur 3 (darunter Frau Widmann) das fünfte Jahr überschritten; Widmann allerdings brachte es auf 31 Jahre. Die Jahre 1847—1854 waren verhältnismäßig recht günstig, indem auf 18 Personen nur drei Todesfälle kamen; ebenso 1864—1866, während welcher Zeit von 27 Personen drei vor ihrem dritten Jahre starben. Die Zwischenzeit 1855—1863 war ungünstiger: von 44 starben elf in den ersten drei Jahren.[1])

Afrika blieb das Todesland; aber die Missionsleitung lernte ihre Pflicht erkennen, das Leben der Missionare nach Möglichkeit zu schonen. Josenhans wies die Ausziehenden Mann für Mann an, wie sie ihre Häuser bauen sollten. Die Erfahrung förderte einen Normaltypus für das Missionshaus zutage, an dem im allgemeinen festgehalten wurde: ein einstöckiges Gebäude mit vier bis acht Zimmern, mit Ve-

randa ringsum, die als Korridor, Sonnen- und Regenschutz diente, mit der Längsachse von Ost nach West, damit die Sonne zu der Zeit, da sie unter der Veranda durchschien, nur die Schmalseiten bestrahlte, während sie in der übrigen Zeit die Mauer gar nicht erreichte. Je näher dem Boden man schlief, desto eher und sicherer stellte sich Malaria ein; diese Erfahrung lehrte, die Wohnräume möglichst hoch über dem Erdboden anzulegen, sei es auf einem Sockel, sei es über einem eigentlichen Unterstock. Die theoretische Begründung folgte dieser praktischen Erfahrung nach: die Miasmen werden nur durch eine Luftströmung vom Boden, dem sie entstammen, aufgehoben, sammeln sich also auch wieder bei ruhiger Luft, besonders des Nachts, in den untern Schichten.

Das Komitee verpflichtete die Ausziehenden zu derjenigen Lebenshaltung, die sich als die zweckmäßigste herausstellte. Es wurde Grundsatz, nur wenige, aber stark besetzte Stationen zu errichten, damit es in den unvermeidlichen Krankheitsfällen nicht an der nötigen Pflege fehlte, ohne daß die Gesunden sich dabei überanzustrengen hätten. Für die Heimkehr Leidender mußte allerdings eine Regel aufgestellt werden. Die Abgeordneten der Hilfsvereine am Missionsfest 1850 waren darin eins, daß auch ein erkrankter Missionar auszuharren habe, bis die Heimkehrerlaubnis aus Basel eingetroffen sei, selbst auf die Gefahr hin, daß ihn dies das Leben koste, obwohl sich dies nicht schlechthin befehlen lasse. Diese Mitteilung bestimmte den seit längerer Zeit leidenden Missionar Zimmermann, auf die geplante Heimreise zu verzichten, obgleich er nur den Tod vor sich sah, „und der Herr krönte diesen Glauben und Gehorsam, indem dieser Bruder von dem Tage jenes Entschlusses an zu genesen anfing und nach vier Monaten völlig hergestellt war".[2]) Weil aber das Leben der Europäer an der Goldküste immer gesundheitlich gefährdet blieb, wurde auf diesem Missionsgebiete die Gewinnung einheimischer Missionsarbeiter besonders angelegentlich angestrebt und das Schulwesen auch unter diesem Gesichtspunkte planmäßig gefördert. Die Zahl der eingebornen Helfer stieg im Zeitraume 1855—1869 von 17 auf 54.

---

1. Kapitel.

Das Gagebiet.

Christiansborg war für das Gebiet in der Küstenebene der Ausgangspunkt. Für diese Station erlangte die Aussendung von Joh. Zimmermann aus Gerlingen, Württemberg, und C. W. Locher aus Zürich Bedeutung. Ihre Bestimmung für Afrika (Oktober 1849)

nahmen sie „mit vieler Fassung, ersterer sogar mit Freude" auf. Zimmermann, der vom Ackerbau herkam, nahm einen Pflug und etwas Ackergerät mit; sein Hauptauftrag war die Übernahme des Seminars in Osu; Locher sollte das Rechnungswesen der Mission besorgen. Solche Teilung kam der Arbeit zustatten.

Da Zimmermann für das Seminar der Hausmutter bedurfte, ging er auf den Rat der Generalkonferenz die Ehe mit der in Wandel und Wirken bewährten Katherine Mulgrave, der geschiedenen Frau Thompson, ein. „Er suche nicht Genüsse, sondern die Mission; allerdings erwäge er auch den verlassenen Zustand der Braut," schrieb er nach Basel. Das Komitee genehmigte mit Bedauern diesen Schritt, jedoch so, „daß Zimmermann, wie er selbst es ausspricht, seine bürgerlichen Verhältnisse in der Heimat als aufgelöst betrachtet und sich als definitiv in Afrika stationiert ansieht".[3])

Da die Kirche unter englischer Hoheit staatsfrei war, eine Fortgemeinde also nicht mehr bestand, mußten die Mulatten sich an die Missionare halten, wenn sie überhaupt zur christlichen Gemeinde gehören wollten. Dies ergab Übergangsschwierigkeiten; denn in der Fortgemeinde hatte nach europäisch-kirchlicher Weise jeder Getaufte als Christ gegolten, Kirchenzucht nicht existiert. Die Angehörigen der Konfirmanden kamen ohne weiteres mit diesen zum Abendmahl; Locher meinte: „Wir haben nicht das Recht, sie vom Tische wegzuweisen, nachdem sie von uns gewarnt sind." Das Komitee konnte diese doppelte Behandlung der Gemeindeglieder nicht zulassen. Josenhans schrieb:

„Offenbar müßte die Missionsgemeinde von vornherein zugrunde gerichtet werden, wenn der Grundsatz gelten würde, die Mulatten ohne weiteres zuzulassen. Entweder würden die neubekehrten Neger nach ungleichen Grundsätzen behandelt: man würde sie vom Abendmahl ausschließen, die Mulatten nicht. Dies müßte als eine Parteilichkeit und Ungerechtigkeit erscheinen. Oder aber es gälte ein Kirchengesetz für alle, das Gesetz, daß keine Kirchenzucht sei. Dieser Grundsatz, dieser Stand der Dinge darf von uns nicht anerkannt und geduldet werden. Eine Missionsgemeinde ohne Kirchenzucht kann nicht gedeihen, Verzicht auf die Kirchenzucht ist eine entschiedene Umgehung des göttlichen Wortes. Wir müssen euch also ganz entschieden bitten, diesen Grundsatz aufzugeben. Es ist niemand zu konfirmieren, wer nicht Zeichen seiner christlichen Lebendigkeit gibt, und niemand ist zum Abendmahl zuzulassen, wer anstößig wandelt oder ungläubige Überzeugungen hat und ausspricht. Wer das Recht bestreiten will, Unwürdige vom Abendmahl auszuschließen, sehen wir durchaus nicht. Unsere Missionskirche ist unabhängig von jeder Obrigkeit oder kirchlichen Behörde in Osu. Jede Kirche ist frei auf englischem Grund und Boden. Die Kapelle gehört uns, und wir haben keine Verbindlichkeit eingegangen gegen irgend jemand. Wir bitten und befehlen also um des Herrn willen, daß die Kirchenzucht nach dem Worte Gottes ohne Ansehen der Person geübt werde. Wird dadurch eine Trennung der Mulattengemeinde von der

Missionsgemeinde herbeigeführt, so ist dies viel besser als eine Übertretung des göttlichen Gebots und eine Vernichtung der Mission von vornherein." [4])

Am 24. August 1851 wurden fünf Missionsschüler, lauter Neger, getauft; der jüngste war mit seinem krummen Rücken eine der wenigen Mißgestalten, die nicht nach der Landessitte am Lebensanfang getötet worden waren; der dänische Lieutenant hatte ihn aus Mitleid angenommen und der Missionsschule zugesandt. Es waren nun 18 bekehrte Heiden in der Gemeinde. — Anfang 1852 begann es sich unter Heiden und Mulatten zu regen. Zimmermann berichtete am 30. August: „Seit sechs Monaten hat sich unsere ganze Lage geändert, und zwar in erfreulicher Weise. Die Kapelle hat sich gefüllt. Eine schöne Anzahl Heiden, auch vom weiblichen Geschlechte, haben die Taufe verlangt. Eine Anzahl Mulatten begehrten die Aufnahme in Gemeinde, Schule und Institut, zur Förderung in der Erkenntnis, aber gewiß auch im innern Leben. Das alles ist nicht etwa eine Aufregung, von der man erwarten könnte, daß sie schnell vorübergehe, sondern eine längst vorbereitete Entwicklung, die wir zwar nicht so günstig erwartet haben, aber doch jetzt, da sie gekommen ist, wohl begreifen können." [5]) — Die Wirksamkeit eines edlen englischen Gouverneurs, der die Förderung des Volkes erstrebte, mochte zu dieser Bewegung beitragen; hauptsächlich jedoch fiel ins Gewicht, daß die geheimnisvolle Scheidewand der Sprache zwischen Missionaren und Volk zu fallen begann und dieses das Wort vom Kreuz in seinen eigenen, verständlichen Lauten zu Herzen nehmen konnte. Ende 1852 waren 59 Gemeindeglieder vorhanden, Kinder unter 13 Jahren nicht eingerechnet. Als vierter Missionar für Christiansborg schiffte sich im Dezember 1852 der Badener August Steinhauser aus Langenwinkel ein; er brachte die Knabenanstalt, sein besonderes Arbeitsgebiet, in Blüte. Am 20. März 1853 konnten elf Personen getauft werden, fast lauter Sprößlinge der Missionsschule. Es war nun möglich, das umliegende Land öfter zu besuchen; Außenstationen entstanden in La (Labodei) und Täschi. Ende 1853 hatte die Gemeinde 111 Glieder: 51 Neger, 34 Mulatten und 26 Kinder und zudem 20 Katechumenen. In der Mädchenanstalt waren 7 Mädchen, in der Mädchenschule 32 getaufte (in der Mehrzahl von der ehemaligen Fortgemeinde stammende) und 20 heidnische Schülerinnen, in der Knabenschule 46 Getaufte und 11 Ungetaufte, im Seminar 8 Zöglinge.

Über dieses blühende Werk brach ein Unwetter herein. „Es steht bei uns so, daß wir in acht Tagen vielleicht noch eine Station haben, aber keine Stadt mehr, oder einen Distrikt, aber kein Volk mehr darin," schrieb Stanger am 1. Februar 1854. Während die Dänen die Volksanschauung sehr schonend behandelt hatten, gerieten die englischen Be-

griffe von Gerechtigkeit mit ihr in Kampf. Es mißfiel ihr, daß ein Gesetz der neuen Regierung die Weiber gegen grausame Männer schützte und zum Davonlaufen berechtigte, ebenso, daß sie der Sklaven sich annahm, und die eingebornen Machthaber vermißten die von den Dänen ihnen ausbezahlten, von den Engländern abgeschafften Prämiengelder mit Unwillen. Die Einführung einer Kopfsteuer brachte durch ihre Art und Weise die angesammelte Unzufriedenheit zum Ausbruch.[6]) Es kam zu Negeraufständen, in deren Folge die Engländer Christiansborg, La und Täschi bombardierten. Trotz der Versicherung des Kommandanten, daß auf die Missionsstation nicht gefeuert werden sollte, wurde gerade sie, wohl durch Mißverständnis, vom Kriegsschiff zuerst beschossen und schwer beschädigt (13. Sept. 1854); die Negerstadt wurde ein Trümmerhaufe.

Die Missionare hatten der Einladung der Engländer, zu ihnen ins Fort zu kommen, nicht folgen wollen. „Die Eingebornen würden dies als eine feindliche Demonstration angesehen haben, manche unserer Leute hätten uns verlassen und sich ihren Landsleuten angeschlossen, und es wäre von der wütenden Menge für uns und unser Eigentum alles zu fürchten gewesen. Wir aber haben als Friedensboten, soviel an uns ist, in besonderer Weise mit allen Menschen Frieden zu halten.“[7]) Die Missionare selbst blieben unversehrt. Schwerer als der materielle Schaden drückte sie die in der mühsam gesammelten Christengemeinde angerichtete Verheerung. Einen Teil der schwarzen Gemeinde und sämtliche Seminaristen konnten Steinhauser und Zimmermann auf der Missionsplantage Abokobi wieder vereinigen, auch wurde mit dem Wiederaufbau der Stationsgemeinde bald begonnen; aber die Stadt lag öde, und tiefes Dunkel umhüllte die Zukunft der Station. Erst im Juni 1857 unterwarfen sich die Leute von Christiansborg allen Anforderungen des Gouverneurs, auch der Kopfsteuer.

Diese Kriegsunruhen hatten für das Missionswerk mancherlei Folgen. Die Stellung der Bevölkerung zur christlichen Sache schied sich in größere Entschiedenheit für oder gegen sie. Die Gemeinde in Christiansborg, die 1856 wieder 77 Seelen zählte, schloß sich daher enger zusammen und strebte nach dem einheimischen Recht, eine eigene Asafo oder Zunft zu bilden. Erst 1859 begann die Stadt als solche wieder aufzublühen, das Wachstum der Gemeinde war mühsam. Elias Schrenk[8]), ein Württemberger, geboren 1831, zum Kaufmanne ausgebildet, traf im August 1859 in Christiansborg ein. Er sollte als Generalkassier fungieren und hatte während seines ersten Aufenthalts, 1859—1864, mit Geldgeschäften, Warenspedition und dgl. viel zu tun; zugleich aber gereichte seine kräftige Wirksamkeit in Predigt und Seelsorge der Gemeinde zur Sichtung und Förderung.

Die Filialgemeinde in der zwei Stunden von Christiansborg entfernten Küstenstadt Täschi, die neun Seelen zählte, wollte, wie Schrenk wohl bemerkte, im Hause des schon 1847 getauften Akrong, wo sie sich versammelte, nicht gedeihen, ohne daß die Ursache ersichtlich war. Der erwartete Tag der Offenbarung kam: Akrong half einem Freunde, seine entlaufene Sklavin einzufangen, zu Tode zu quälen und im Sande zu verscharren; eine Hyäne aber, die des Nachts die Leiche ausgrub, brachte das Verbrechen ans Licht. Nun, da dieser Mann entlarvt und ausgeschieden war, „hatten wir wieder Segen in der Arbeit in Täschi". Im Sklavenorte Legong entstand ein Gemeindlein.

Die Verhältnisse in Christiansborg verlangten eine durchgreifende Hand. In sittlicher Beziehung wurden sie womöglich noch schlimmer. Hatten die Dänen beim Weggang ihre Konkubinen wenigstens versorgt, so ließen sie die englischen Offiziere mit ihren Kindern einfach sitzen. Es gab eine zahlreiche Mulattenbevölkerung, die, ohne Anschluß an die Missionsgemeinde, so ziemlich heidnisch lebte. Aber für ihre in wilder Ehe gezeugten Kinder begehrten auch die Engländer, wie früher die Dänen, die Taufe. Dabei wurde es für Schrenks Gewissen eine Unmöglichkeit, Gelübde von gottlosen Paten und Eltern, die für nachfolgende christliche Erziehung nicht die geringste Gewähr boten, anzunehmen. Er beantragte deshalb im Generalausschusse (17. Nov. 1862): „Es dürfen keine Kinder mehr getauft werden, von denen nicht wenigstens der Vater oder die Mutter in unserer Gemeinde sind, damit wir eine Garantie für christliche Erziehung haben." Ängstliche Kollegen schüttelten den Kopf, das Komitee aber gab Schrenk recht, und in der Gemeinde entstand heilsame Ordnung. Vom Sonntagsgottesdienst mußte das englische Militär ausgeschieden werden, da die Offiziere ihn mißbrauchten, um in der Gemeinde die Beute ihrer Lust aufzuspüren; Schrenk übernahm die schwierige Aufgabe, im Fort besondern, englischen Gottesdienst zu halten.

Ende 1869 hatte die Station 240 Gemeindeglieder. Außerhalb der Stadt, wo die Mission ihr Hauptquartier besaß, lag ihre Niederlassung „Salem" mit Lehranstalten und Ökonomiegebäulichkeiten; Filialen bestanden in Täschi und Legong, je zwei Stunden entfernt. Fünf Katechisten waren tätig, darunter der spätere Pfarrer Karl Reindorf, und drei Lehrer. Zweimal wöchentlich, des Sonntags und in der obligatorischen Klassenbibelstunde, hatten die Missionare fast die ganze Gemeinde um sich. — Über Familienleben berichtete Schrenk: „Wir müssen zuerst eine Anzahl Frauen hereingebracht haben, ehe ein bleibender Grundstock christlicher Eheleute da sein wird, die ihre Kinder erziehen können. Wir stehen noch in den Anfängen. Eine Anzahl Weiber ist etwas aufgewacht. Die meisten Gemeindeglieder verdienen ihr Brot."

Ein seit Anfang der sechziger Jahre bestehendes Presbyterium leistete gute Dienste. Die Stadt war in drei Sprengel eingeteilt, jeder Älteste hatte in dem seinigen Besuche zu machen und am Sonntagabend in der Konferenz darüber zu berichten. Mit Wehmut blickte Schrenk, der Berichterstatter, zurück auf die vielen in den letzten 20 Jahren zurückgefallenen und verschollenen Christen.

Er nannte in Offenheit zwei Gründe dieser betrübenden Erscheinung. „Wir Missionare sind meistens junge Leute, geistes- und wissensarm, die dann auch in der Gemeindebildung manche Mißgriffe tun, bis das Elend der Gemeinde uns so nach und nach in ein richtiges Geleise bringt." Die Missionare konnten eben in der ungesunden Gaebene kaum alt werden. „Unsere Christen würden entschieden höher stehen, wenn unsere Taufpraxis nicht jahrelang allzu lutherisch und deshalb verfehlt gewesen wäre. Wer den durch moralische Fäulnis geschwächten Willen, sowie das Seelenleben und damit die ganze Stumpfheit unserer Afrikaner kennt, der kann seine Theorie nicht mehr in Wittenberg holen und am allerwenigsten bei den auf momentane Gemütsbewegung sich stützenden Wesleyanern.... Die meisten, die sich bei uns zur Taufe melden, werden in ihrem Leben nichts, wenn sie nicht längere Zeit unterrichtet werden und so zu einer Idee der Heilsgeschichte und durch Erkenntnis zu einer gewissen Kraft kommen, die das Gewissen schärft." — Über die verschiedenen Volksklassen urteilte Schrenk: „Die Fischer, ein Hauptteil der Küstenbevölkerung, sind hart wie Stein; offener sind die Bauern, deren wir aber wenige haben. Andere, ohne bestimmten Beruf, sind ebenfalls offener; aber bei ihnen ist immer der erste Schmerz: Arbeit, Arbeit!"

Die Gemeinde in Abokobi entstand infolge der kriegerischen Wirren, indem Steinhauser und Zimmermann ihre versprengte Schar hier im Busch zusammensuchten, 1854. Ein Lehmhäuschen für den besuchenden Missionar und drei Christen waren schon vorhanden. Die Gemeinde, die sich sammelte, wuchs rasch und schön und überflügelte die Muttergemeinde, wie folgende Vergleichung zeigt:

	1856	1860	1865	1869
Gemeindeglieder:				
Abokobi	66	132	168	232
Christiansborg . . .	77	140	189	216
Katechumenen:				
Abokobi	42	30	21	22
Christiansborg . . .	—	16	—	20

1857 war für die Entwicklung der Station ein bemerkenswertes Jahr. Die erforderlichen Kulturarbeiten wurden eifrig in Angriff genommen: der Busch gerodet, Wege angelegt, der Bau dauerhafter, richtiger Missionshäuser begonnen und ein Brunnenschacht gegraben, der erste an der Goldküste, der statt den faulen, giftigen Wasserpfützen eine reine Quelle eröffnete und an das ganze Küstenvolk eine Aufforde-

rung war, statt Gold Brunnen zu graben und trotz Berggeistern und Kobolden in der Tiefe Wasser zu suchen für Menschen, Vieh und Gärten. Am 11. Oktober wurde die Gemeinde belebt durch die Taufe des frühern Fetischpriesters Paulo Mohenu mit seiner Familie, der durch wahrhaft christlichen Wandel und segensreiche Tätigkeit als Reiseprediger die Mission förderte († 1886).[9]) Dieser Gewinn tröstete aber nicht über den Verlust hinweg, den die Station durch den Heimgang ihres treuen Missionars August Steinhauser erlitt; er entschlief am 13. Sept. 1857, von Heiden, deren 50 er getauft hatte, und von Christen zugleich betrauert. Zimmermann nannte ihn „einen der edelsten, kräftigsten und fleißigsten Arbeiter", und Josenhans urteilte: „eine jungfräuliche Seele, obgleich ein starker Geist, ein Mann in Christo, ein unermüdlicher Missionar!"[10]) Am Tage vor seiner Erkrankung hatte er das erste Ga-Liederbüchlein im Manuskript vollendet. Auf die Kunde von seinem Abscheiden hin bestimmte das Komitee alsbald die Zöglinge Auer und Aldinger für Afrika.

Von Abokobi aus ließ sich eine zahlreiche Bauernbevölkerung in den Weilern und Dörfern der Ebene leicht erreichen. Ihr Fetischdienst war ungebrochener, zugleich aber ihre Gesittung einfacher, das Leben patriarchalischer, der Sinn religiöser, die Arbeit geachteter als in den Küstenstädten; einen Gegensatz von arm und reich kannte man kaum. Zimmermann fand 1858 bei den Christen von Abokobi, wenn er sie mit denen von Christiansborg verglich, größere Entschiedenheit und Geistesfrische; sie waren zarte Pflänzlein, die aber wuchsen, und ihr Gebetseifer konnte Gläubige der alten Christenheit beschämen. Einer sprach im Sterben die schönen Worte: „Ich habe die herrliche Krone unseres Herrn Jesu Christi gesehen; die Vergebung aller meiner Sünden hat er mir zugesagt, daher ist nichts Scheidendes zwischen mir und meinem Heiland."[11])

Als Stationsmissionare sind zu nennen: der Württemberger J. Heck, 1856 ausgesandt, entschlafen am 11. Mai 1866 in Christiansborg[12]), sein Landsmann E. Schall, 1856 ausgesandt, und der Berner Ulrich Lüthy aus Münsingen, 1866 ausgesandt, am 7. Mai 1869 rasch abgerufen. — Das Werk entwickelte sich im ganzen friedlich. Ein Konflikt mit den Bewohnern eines Dorfes wegen einer hilfesuchenden, kranken Sklavin, die sie mit Gewalt fortschleppen wollten, war ein außerordentliches Ereignis (1869). Der Jahresbericht 1869 entwarf ein schönes Bild gut besuchter Gottesdienste, zutraulichen Verhältnisses zum Missionar, in der Gemeinde waltender Zucht des heiligen Geistes, welche die Ermahnung in den meisten Fällen nicht ohne Wirkung ließ, treuer Mitarbeit der Gemeindeältesten, erfreulicher Ausgestaltung christlichen Ehelebens („wir haben in der Gemeinde Ehen, auf die wir

hinweisen können als Beispiel zur Nachahmung") und deutlichen Einflusses auf die Heiden. Ein einziges, krankes Gemeindeglied brauchte Unterstützung.

Der Boden in der Umgegend war verschieden. In der nächsten Nähe liefen die Heiden kaum 100 Schritt weit um der Predigt willen — in den La-Dörfern kamen sie eifrig, disputierten, verteidigten den Fetisch oder zeigten starkes Interesse, z. B. in Berekuse, einem Hauptort des Fetischdienstes, wo sie massenhaft sich einstellten und viele des dunkeln Treibens herzlich müde waren, andere sich heftig dafür wehrten. Schöne Tauffeiern konnten hier stattfinden (7. und 21. November 1868).

Zimmermann, Steinhauser und Locher drangen in den fünfziger Jahren in das 18 Stunden landeinwärts gelegene Kroboland, wo ein etwa 50 000 Seelen starkes Volk in Hunderten von Ortschaften wohnte, Plantagen pflegte, Palmöl gewann und in Kriegszeiten und zu Festfeiern in schön gebauten Bergstädten sich zusammenzog; es konnte gegen 10 000 Krieger stellen. Das hier gesprochene Adangme ist mit Ga verwandt. Der alte König Odonko Azu bereitete 1855 freundlichen Empfang und gab Zimmermann seinen Sohn Tei zur Erziehung mit, der der Erstling der Kroboer wurde.[13]) Der König erschien als ein offener Mann, der dem Fetischwesen nicht mehr traute und gern schon früher von den Weißen Lehre angenommen hätte. Zimmermann befürwortete die systematische Bearbeitung dieses Gebietes dringend, für welches, wie er besonders betonte, die Nähe des Volta Verkehrserleichterungen bot. Er schlug in erster Linie Odumase, den Landsitz des Königs, schön am Gebirge gelegen, acht Stunden von Akropong, zur Besetzung vor.

Zunächst kam nun ein Katechist von Zeit zu Zeit. Die Konferenz von Akra beantragte in Basel 1857 die Stationierung eines Europäers in Odumase; das Komitee genehmigte die Gründung einer Station, die noch 1857 erfolgte, jedoch nur durch zwei Katechisten, da das Komitee der Meinung war, die Nähe von Abokobi und Akropong rechtfertige die Errichtung einer Europäerstation nicht.[14]) Bald entstand eine kleine Gemeinde; ein Sohn und ein Knecht des Königs ließen sich durch Zimmermann taufen; der König selbst wurde mit mehreren Söhnen Taufkandidat; er wollte nur noch, wie er sagte, auf einige Älteste warten, und die Taufbewerber ihrerseits warteten auf ihn.[15]) Auer und Aldinger, die im Oktober 1858 in Krobo waren[16]), fanden vier Christen und vier Taufbewerber, samt einem Häuflein Schüler; vier junge Männer konnten getauft werden; sie feierten, wie es in einem ganz jungen und kleinen Gemeindlein noch möglich war, ein Liebesmahl, an dem auch der noch stets zögernde König teilnahm.

Stangers persönliche Rücksprache mit dem Komitee förderte die Angelegenheit einer Europäerstation. Die afrikanische Generalkonferenz befürwortete sie durchaus, ging aber im Vorschlag der Örtlichkeit auseinander: sieben Stimmen fielen auf Dauromadam, drei (die der Tschimissionare) auf Odumase. Das Komitee entschied für die Minderheit: „Dauromadam ist uneben, unfruchtbar, wasserarm und nicht inmitten des Volkes. In Odumase hat es Palmen und Quellwasser, Bau- und Pflanzland; dort wohnen unsere Christen und ein Volk, das dem Evangelium sein Ohr leiht." [17]) Das Komitee bestimmte Zimmermann zum Stationsleiter, Aldinger zum Mitarbeiter. Die Missionsniederlassung erstand 1859 in Odumase, mit prächtigem Fernblick über die nahen Palmenwälder. Der Landkauf ging nicht leicht; einige bigotte alte Männer und alle Weiber fürchteten, daß die Missionare, sobald sie im Lande Wohnrecht hätten, nach den Ordnungen des Fetisches nicht fragen würden, und richtig: Aldinger erdreistete sich, Brot zu backen und Ziegen zu halten, was der Fetisch nur den Priestern in den Bergstädten zuließ! Dem König gelang es mit Mühe, das um den rauchenden Backofen her tobende Volk zu besänftigen. Diese Schwierigkeiten des Anfangs erschütterten die Gewißheit nicht, daß in der ganzen Entstehungsgeschichte dieser Station die Hand Gottes selbst alles geleitet habe. Ihr Berichterstatter schrieb 1860 vollbewußt: „Es gibt einen göttlichen, ewigen Heils- und Operationsplan nicht nur über alle Menschen, sondern auch über diese und jene Provinz, über diese und jene Stadt, über dieses und jenes Dorf, über diesen und jenen Hof. Bei der Gründung neuer Stationen muß dieser Plan verfolgt werden. Gott hat alle zum Ungehorsam zusammengeschlossen, auch die Kroboer, damit er sich über alle erbarme. Die Zeit der gnädigen Heimsuchung und Erbarmung für Krobo scheint gekommen zu sein, da Gott seine Absichten auf Zusammenschließung unter den Gehorsam an diesem Volk nunmehr erreichen kann." [18])

Aldinger mußte schon 1862 sein Arbeitsgebiet im Kroboland verlassen, da seine Frau das heiß-feuchte Klima nicht ertrug; er übernahm in Christiansborg das Missionsschulwesen. Er hatte das Land tüchtig bereist und mancherorts Zuhörer in Scharen um sich gesehen. Ein Negermädchen meinte von ihm: „Wenn er predigt, steht Erbarmen auf seinen Lippen geschrieben." [19])

Es ging nicht nach Steinhausers Prophezeiung, bald werde der ganze Stamm gewonnen sein. Es fehlte nicht an Leuten, die die Gottesdienste fast wie Christen besuchten, sich bis auf einen hohen Grad unter die Zucht des Wortes Gottes stellten, auch wenn sie schmerzte; keine Station zeigte ein so reifes Erntefeld, solche Empfänglichkeit und Zugänglich-

keit — freilich hatte auch keine weniger Arbeiter. Aber sie wollten nicht getauft sein, mit ihrem Könige wollten sie immerzu warten.[20]) 1862 taufte Zimmermann eine Ehefrau und einen 15jährigen Sechsfingerknaben, den der älteste Christ durch Aufnahme an Kindesstatt von dem solchen Unglücklichen drohenden Tod errettet hatte.

Am 24. April 1864 war auf dem Kroboberge großer Fetischtag und alles Volk festlich versammelt. Im Hof des Königspalastes stand Missionar Rös und predigte mit Erlaubnis des Herrschers der Menschenmenge über die Gegenwart Gottes, und wenige Stunden darauf sah derselbe die gleiche Menge die wildesten Fetischtänze aufführen und aus Menschenschädeln den Palmwein trinken, unter Leitung des Königs. Da fragte sich Rös: „Sind das unsere lieben Kroboer, denen nun seit Jahren das Evangelium verkündigt wird, die uns so freundlich aufnehmen und uns so oft mit sichtbarem Interesse anhören? Ist das unser König dort in der Mitte der tobenden Menge, der regelmäßig unsern Gottesdienst besucht, eine große Erkenntnis der Schrift besitzt, fast jeden Morgen an unser Fenster kommt und nach uns fragt, ob wir alle gesund seien und gut geschlafen haben?“[21]) — So sah es damals in Krobo aus.

Und 1867: „Leute, die getauft sein wollen, gibt es in Menge. Aber die Hiesigen schieben die Taufe unter irgendeinem Vorwand auf von Jahr zu Jahr, besuchen die Kirche und denken, wenn sie es machen wie der König, sei es genug, und die Auswärtigen, handelnde und gewerbetreibende Gaer, kommen am Sonntag, besuchen Kirche, Sonntagschule und Kinderlehre und eilen dann heim.“ Aber ein Grundstock wackerer Christen war nun immerhin vorhanden; die beiden Kirchenältesten und einige andere Männer reichten mit ihrem Ernst und ihrer Zucht über den Sehbereich des Missionars hinaus. „Das ist uns ein Trost bei der vielfachen Sattheit, die nach der ersten Freude am Wort und am Reiche Gottes hier eingetreten ist. Unsere Station und unser Stamm ist so recht in das Stadium der stillen, fast unmerklichen Durchsäurung mit dem Evangelium eingetreten.“ Zimmermann nannte Beweise dieses Vorgangs: ernste Verwicklungen kriegerischer Art konnten, während im Nachbarlande Unruhe war, vermieden werden, echt heidnische Grausamkeit schien fast verschwunden zu sein, Gefangene wurden auf die Fürsprache des Missionars hin freigegeben.

Der Jahresbericht 1869 gab folgendes Bild. Zimmermann konnte sagen: „Das Evangelium hat den Krobostamm so durchdrungen, daß jede Seele, die mit Ernst nach Rettung vom zeitlichen und ewigen Verderben fragt, die eine und einzige Antwort finden kann.“ Die

Gemeinde hatte eben erst eine Krisis durchgemacht: ein ehebrecherischer Gehilfe war ausgeschlossen, ebenso drei andere angesehene Christen; einer der Händler, ein Getaufter, war Fetischpriester geworden. Sie erholte sich langsam und schwer, ihr Kern aber wurde gestärkt. Sie zählte Anfang 1869 90 Glieder, darunter 39 Kommunikanten, und 12 Katechumenen — ein recht bescheidenes Ergebnis im Vergleich mit Christiansborg und Abokobi. In einer Mädchenanstalt, die eine Tochter Zimmermanns leitete, waren zwölf Mädchen, in der Gemeindeschule 23 Kinder. Die Sonntagschule besuchten durchschnittlich zehn. Sra, zwei Stunden südwestlich gelegen, war Außenstation, vom Katechisten Adolf Briandt bedient. Zwei Stunden nordöstlich, am Volta, lag die zweite Außenstation: Dauromadam, ohne Katechisten. Seit 1855 waren im Stationsgebiet 150 Personen getauft worden.

Von Odumase kamen die Missionare ins Voltagebiet, das sich durch seine Wasserstraße der Mission empfahl. Besonders das nahe bei der Mündung gelegene Ada, dessen Handelsbeziehungen tief ins Innere reichten, erschien als „strategischer Punkt". Die Missionshandlung ging hier voran. Der Hesse Karl Schönfeld wurde beauftragt, ihn als Kaufmann und Missionar zu besetzen. Er traf im Sommer 1867 ein, von einer Sturzwelle ans Land geworfen. Deutsche Handelsagenten verweigerten ihm für seine Waren jede Unterkunft; seine erste Residenz war ein elendes Hüttchen, der Überrest der Basler Handelsfaktorei, die hier schon bestanden hatte; Ada war mit dem Boot in 1½ Stunden zu erreichen. Der Sklavenhandel hatte hier geblüht. Die Stimmung war, ähnlich wie in Krobo, eher günstig für das Evangelium. Schwere Kriegsunruhen der letzten Jahre mit der Not in ihrem Gefolge schienen den Boden einigermaßen bereitet, den Trotz und Hochmut der Händler gedämpft zu haben. Man sehnte sich im Lande nach Frieden und erwartete von der Mission seine Förderung. Daher erfuhr Schönfeld freundliche Aufnahme. Bald kamen Hörer in schöner Zahl zu seinen Abendandachten. Schulung wurde begehrt, aber mit dem törichten Anspruch, daß die Mission für Nahrung und Kleider zu sorgen habe, was der Missionar sofort grundsätzlich ablehnte, und da es nur wenige freie Kinder gab, die Sklavenkinder aber für ihre Herren zu arbeiten hatten, die ihre „Verwöhnung" durch die Schule nicht wünschten, war der Schulbesuch kümmerlich. Die Predigt drang auch hier nicht so leicht durch; Pfänder- und Sklavenwesen, Familienverwicklungen und Vielweiberei waren ihr besonders im Wege. Die Abendschule, in der Schönfeld etwa 20 ältere Knaben und junge Männer lesen und schreiben lehrte, versprach am ehesten Erfolg; hier traten Eifer und Liebe zur Sache ans Licht, diese Leute fehlten auch in den Gottesdiensten nicht. Aber die abmahnenden Mütter erschwerten den

Übertritt; die bekannte, rührende Abhängigkeit des Negers von seiner Mutter erwies sich in diesem Falle als Hindernis der innern Befreiung.

Anfang 1869 wies die Station auf: 12 Gemeindeglieder, darunter 3 Kinder, 12 Katechumenen und 23 Schulkinder. Noch war die Mühsal des Anfangs nicht überwunden; der kleine Stationsort Adafo lag recht ungünstig, die Leute waren häufig abwesend, um Handel zu treiben und Palmöl zu tragen.

Im ganzen Gagebiet waren bis 1869 in vier Gemeinden 548 Glieder gesammelt, von denen 446 auf das Akragebiet mit Christiansborg und Abokobi entfielen; dazu kamen 66 Katechumenen. In sprachlicher Beziehung lagen nun schöne Früchte des Fleißes vor. Zimmermann leistete die grundlegenden Arbeiten. 1853 war sein ABC-büchlein in Ga, sechs Seiten Manuskript, fertig — es wurde sofort gedruckt —, ebenso die Evangelien Matthäus und Johannes.[22]) Das Komitee wachte darüber, daß seine literarische Gabe Spielraum hatte. Als Zimmermann 1855 sich anbot, „im Vertrauen auf den Herrn sein eigenes Brot zu essen", also auf Gehalt zu verzichten, damit nicht um der Finanznot willen am Werk in Afrika zu seinem Schaden gespart und die Heiratserlaubnis für die Missionare zurückgehalten würde, nahm das Komitee um seiner Übersetzungsarbeiten willen dieses Opfer nicht an; er hatte im Sinne gehabt, durch Ackerbau und Handel sich durchzubringen, und meinte: „Ich habe Afrika zu meiner Heimat erwählt, und deshalb wäre für mich ein solcher Schritt leichter als für irgendeinen andern Bruder."[23]) — 1855 erschienen die vier Evangelien, von Zimmermann übersetzt; die Basler Bibelgesellschaft half mit einer Summe, die seit 1846 „für den Druck einer Bibel in der Asantesprache" bereit lag.[24]) 1857 gelangte seine englische Gagrammatik in Stuttgart zum Druck, in 500 Exemplaren, ein unschätzbares Hilfsmittel der Mission; im September gleichen Jahres langte sein Gawörterbuch, 1158 Folioseiten, worüber er Tag und Nacht gesessen hatte, in Basel an. 1860 erschien Arnolds Biblische Geschichte, von Katharina Rüdi, Lehrerin der Mädchenanstalt in Christiansborg, übersetzt. Ende 1860 meldete die Britische Bibelgesellschaft, daß sie beschlossen habe, Zimmermanns Neues Testament — zunächst Evangelien und Apostelgeschichte — in 1250 Exemplaren herauszugeben; der Druck geschah unter Aufsicht der Basler Mission.

1862 war in den Komiteeverhandlungen vom Gagesangbüchlein die Rede; es wurde revidiert und durch „eine Auswahl der besten von Zimmermann metrisch übersetzten Psalmen" bereichert.[25]) 1865 wurden der kleine lutherisch-brenzische Katechismus und das württembergische Konfirmationsbüchlein in einem Bändchen herausgegeben. 1866 war die Übersetzung der Bibel vollendet, ihre erste Auflage wurde

in einzelnen Teilen herausgegeben. So war also eine kleine christliche Literatur geschaffen, die allerdings noch der Verbesserung bedurfte. Auch in Adangme waren durch Zimmermanns Fleiß die ersten sprachlichen Hilfsmittel hergestellt: Katechismus, Spruchbuch und biblische Geschichte für Katechumenen, die Ga nicht oder noch nicht verstanden.

---

2. Kapitel.

Das Tschigebiet.

Es wurde oben darauf hingewiesen, daß in Tschi noch zu Anfang der fünfziger Jahre nur die dürftigsten Hilfsmittel für den ersten Notgebrauch vorlagen. H. N. Riis, 1850 nach Europa zurückgekehrt, arbeitete in Basel eine Grammatik mit Wörterverzeichnis und Sprichwörtersammlung aus; sie erschien 1853/54 englisch und deutsch und erleichterte das Sprachstudium einigermaßen. Wie wenig grundlegendes sprachliches Einverständnis bisher erzielt war, geht aus einem kleinen Konflikt des Jahres 1851 hervor. Dieterle hatte einen sprachlichen Aufsatz eingesandt, zu dem Riis, ihn begutachtend, meinte, der Verfasser habe ganz falsche Ansichten über die Bildung der Wörter. Das Komitee äußerte: „Es wird bemerkt, man müsse Riis, der in dieser Sache wohl eher der kompetente Mann sei, seinen eigenen Weg gehen lassen, werde aber darauf zu denken haben, einen Bruder zu senden, der ein sprachliches Talent besitze.“ [26]) Es konnte nur den Wert einer Vorübung haben, wenn Dieterle die biblischen Geschichten durch die Institutsknaben für den Schulgebrauch ins Tschi übersetzen ließ.[27])

Zur Komiteesitzung vom 27. August 1851 bemerkt das Protokoll: „Für die wissenschaftliche Bearbeitung der Tschisprache hält Inspektor einen begabteren Bruder als die bereits vorhandenen für erforderlich. Der beste Philologe, den wir im Hause haben, sei Christaller, der bereits bei Riis das Tschi zu erlernen angefangen, ein sehr wackerer Bruder und früher schon für Afrika bezeichnet. Christaller wird definitiv für Afrika bestimmt und insbesondere für die wissenschaftliche Erforschung der Tschisprache auf der Station Akropong. Doch soll er noch ein Jahr in Basel verbleiben und namentlich noch den Kurs bei Riis in der Tschisprache treulich benützen.“ Im Blick auf diese bevorstehende Aussendung genehmigte das Komitee die von den afrikanischen Brüdern gewünschte Drucklegung einiger Schriften

in Cape Coast nicht, da auch Stanger alle bisherige literarische Arbeit als „Jugendarbeit" bezeichnete und voreilige Drucklegung nicht zu wünschen war; nur Schulbüchlein durften vorläufig als Manuskript gedruckt werden, damit das mühsame Abschreiben aufhörte.[28]) Als Christallers Aufgabe wurde genauer bestimmt: Abfassung der nötigen Schulbücher und zuletzt der Bibelübersetzung. „In seinem Christentum ernst, in seinem Denken klar und bestimmt, mit steter Energie seinem Berufe lebend, dabei offen, bescheiden und dienstfertig" — so kannte man diesen Zögling im Missionshause.

Joh. Gottlieb Christaller war geboren am 17. November 1827 in Winnenden, armer Leute Kind, von früh auf lerneifrig, begabt; eine mächtige Missionspredigt des nachmaligen Inspektors Josenhans, damals in Winnenden, rief ihn auf für die Missionslaufbahn. Am 25. Januar 1853 langte er im Lande seiner Bestimmung an; er wirkte in Afrika, mit einer mehrjährigen Unterbrechung, bis 1868 und entschlief in Schorndorf am 16. Dezember 1895.[29])

Vermöge der durch Riis empfangenen Vorbereitung konnte er bald nach seiner Ankunft in Akropong über die Verbalformen und die eigentümlichen Laut- und Betonungsverhältnisse wertvolle Forschungsergebnisse feststellen. Schritt für Schritt bemächtigte er sich der Sprache wissenschaftlich, stets zugleich auf praktische Verwertung bedacht: Übersetzungen von biblischen Geschichten, Bibelteilen, Kirchenliedern, lauter Vorarbeiten, an denen er im Ringen nach Vollkommenheit unermüdlich verbesserte, bis Werk um Werk erscheinen konnte. 1859 lagen die vier Evangelien und die Apostelgeschichte, bis 1863 in Einzelausgaben die übrigen Teile des Neuen Testaments vor, 1864 die Evangelien in zweiter Auflage, 1866 Psalter und Sprüche. Da das Tschi in Akem reiner gesprochen wird als in Akwapem, ließ er sich im Februar 1865 in der dortigen ungesunden Hauptstadt Kyebi nieder, was ihn das Opfer seiner Gattin kostete. 1868 brachte er die ganze Bibel im Manuskript nach Europa mit, „ein Werk, das eine meisterhafte Übertragung genannt werden muß; denn er war nicht nur ein Sprachkundiger ersten Ranges, sondern auch ein Schriftgelehrter im besten Sinne des Wortes." 1870/71 führte er diese Bibelübersetzung, seine kostbare Gabe an eine weitverbreitete Völkerfamilie Westafrikas, durch die Presse. Die Basler Bibelgesellschaft half zunächst bei diesen Veröffentlichungen, später die britische.

Anfänglich hielt sich die Basler Mission in ihren Publikationen an ein von Fenn (C. M. S.) aufgestelltes Alphabet der afrikanischen Sprachen. Als 1854 Lepsius mit seinem Normalsystem hervortrat, konnte man sich in Basel nicht alsbald für diese neue, noch nicht erprobte Methode entschließen. Barths Erklärung jedoch, „er lasse keine Über-

setzung seiner Schriften mehr drucken außer in Lepsius," und die Vorteile, die dieses System bot, ohne allzu sehr vom bisherigen abzuweichen, bewogen das Komitee, sich für Lepsius zu entscheiden und für Neuauflagen und -Ausgaben afrikanischer Schriften seinen Gebrauch anzuordnen, im Einverständnis mit der C. M. S. und andern namhaften Missionen.[30])

Die Station Akropong war nach ihrer Bedeutung stark bemannt: 1858 durch vier europäische und fünf einheimische Missionsarbeiter, 1869 durch 7 und 14. Für ihren Ausbau war es von großem Wert, daß von den 20 Missionaren und 14 Frauen, die 1853—1867 dort wirkten, niemand in Akropong starb und daß insbesondere Widmann und Mader eine außergewöhnlich lange Arbeitszeit beschieden wurde: jener stand, 1851 von Europa zurückgekehrt, bis 1867 ununterbrochen auf seinem Posten; dieser, seit 1851 in Akropong, konnte sich mit Unterbrechungen bis 1877 namentlich dem Schulwesen und dem Katechistenseminar widmen. 5—7 Missionare waren stets nebeneinander tätig.

Für die wachsenden Bedürfnisse der Station erstanden mit den Jahren die passenden Gebäulichkeiten. Den Abschluß der eigentlichen Bauperiode bildete die Errichtung der geräumigen Christuskirche, die am 20. Dezember 1868 eingeweiht wurde. Nun galt es, auch die allmählich aufkommenden Filialgemeinden mit den nötigen einfachen Gebäulichkeiten zu versehen.

Die Gemeinde entwickelte sich ohne auffallende Massenbekehrungen, aber auch ohne umfassendere Sichtungen, langsam und stetig, aus der Schule heraus. Es währte noch einige Zeit, bis auch Erwachsene aus dem Heidentum heraustraten. Am 7. August 1853 wurden fünf Mädchen getauft, die Erstlinge aus dem weiblichen Geschlecht, und das erste, christliche Paar aus den Eingebornen getraut. Allerdings überwog auch in der Folgezeit die Zahl der männlichen Täuflinge bei weitem, immerhin wuchs die Zahl der christlichen Frauen und Mädchen stetig. 1853—1859 fanden acht christliche Trauungen statt. So konnte nach und nach die christliche Familie werden und mit ihr die rechte Christengemeinde, wodurch dem Glaubensleben die siegreiche Stellung im Volke erst gesichert wurde.

Unter den 15 Täuflingen des Epiphanienfestes 1856 waren zwei begabte junge Leute aus königlicher Familie (Wilhelm Oforikai, 1860—1862 im Basler Missionshause, wo er an der Auszehrung starb, und Theophil Opoku, später ordiniert) und der erste heidnische Familienvater von Akropong, ein angesehener, vermöglicher Neger von etwa 50 Jahren, seit längerer Zeit empfänglich. Ihn tauften die

Missionare mit seinen drei Frauen, und sie ließen ihn im Besitze seiner Sklaven, ein folgenschwerer Schritt, der Fragen von großer Tragweite aufrollen sollte. 1853—1867 stieg die Zahl der Christen von 37 auf 369. Der Zuwachs kam immer noch hauptsächlich aus dem nachrückenden Geschlecht durch den Einfluß der christlichen Schule; nur wenige von den ältern Leuten durchbrachen die festen Bande heidnischer, altererbter Lebensweise.[31])

Im Jahre 1868 nahm die Gemeinde um beinahe 200 Seelen zu (456—654). An dieser unerhörten Zunahme binnen Jahresfrist hatte Akropong selbst nur schwachen Anteil, um so größern die Umgebung. „Der Herr hat ein besonderes Jahr der Gnade anbrechen lassen, in welchem das durch Missionare, Katechisten und Christen in den Herzen gesäte Wort zu keimen und zu wirken begann. Bei manchen mußten die Fetischpriester selbst und die heidnischen, oft fast unerträglichen Einrichtungen überhaupt den ersten Anstoß geben." Dies war wohl die Hauptursache der Bewegung: Das Heidentum mit seinem Fetischdienst wurde solchen, die an der Christengemeinde etwas Besseres gewahrten, unausstehlich. In Mamfe z. B., wo die Zahl der Christen von neun auf 59 stieg, öffnete ein Heidengreuel viele Augen: Die Heiden töteten einen Mann auf der Straße, sein Weib und seine Mutter begingen infolgedessen Selbstmord, nun lagen am selben Tage drei Leichen auf dem Wege, und die Verwandtschaft war geächtet. Da fragten sich mehrere ihrer Glieder: Sollen wir mit den Heiden forttaumeln oder einen andern Pfad einschlagen? und einer der Christen und der Katechist wiesen ihnen die rechte Richtung. Und an einem der liederlichsten Orte Akwapems verboten die Fetischdiener die gute alte Sitte der Gastfreundschaft und plagten einige Bessergesinnte, die von ihr nicht lassen wollten; dadurch gingen diesen die Augen auf für die Verderbtheit des Heidentums.

Der Kraft der Bewegung entsprach die Heftigkeit des Widerstandes. In Abiriw z. B. sollten beim Fetischfeste sämtliche Christen ausgewiesen oder zur Teilnahme gezwungen werden; die Heiden führten diesen Beschluß nur deshalb nicht durch, damit nicht ihre Ortschaft durch den Wegzug von 70—90 Seelen nach Akropong ihr Ansehen verminderte. Die Missionare hatten die schwierige Aufgabe, im richtigen Zeitpunkte tatkräftig für ihre Schützlinge einzustehen; sie erfuhren dabei mancherlei, was sie nur als göttliche Durchhilfe sich erklären konnten.

Die Pflege der Außenstationen wurde seit 1853 möglich, als aus dem Katechistenseminar eingeborne Mitarbeiter hervorgingen; 1869 betrug ihre Zahl schon 14. Die Begründung christlichen Gemeindelebens in den Ortschaften von Akwapem geschah unter heißem Kampfe mit den

Fetischpriestern, in mühsam schrittweisem Vordringen, das auch durch ein aufgenötigtes Zurückweichen nur verzögert werden konnte; oft bahnte sich durch heftigsten, erfolgreich scheinenden Widerstand um so kräftigere Besetzung an.

Etwa zwei Stunden südöstlich von Akropong, durch tiefen Taleinschnitt davon getrennt, liegt die Stadt Late mit mehreren Tausend Einwohnern. Seit Anfang der fünfziger Jahre wurde hier gepredigt. Eine Schule wollten die Leute nicht aufkommen lassen. 1857 begann es sich zu regen. Der tüchtige Evangelist Eduard Samson, dem an der Rettung Verlorner lag, wurde hingesandt, im November 1858 eine Außenstation errichtet, am 12. Dezember der Erstling getauft. Nun hieß auch der König mit Freuden die Eröffnung einer Schule gut. Am 27. Februar 1859 wurden zwölf junge Leute und Männer zwischen 10 und 37 Jahren getauft, im Mai ein Schulhaus eingeweiht, und so ging es fort, nicht ohne Kampf, aber in unwiderstehlichem Wachstum. Weihnachten 1862 wurde das erste christliche Paar getraut, im September 1864 David Asante als Pfarrer der Gemeinde eingesetzt, zu der nach ihrem ersten Jahrzehnt (1867) 179 Glieder und etwa 40 Schüler gehörten; 1869 waren es 203 Gemeindeglieder. Alte Leute konnten sagen: „Warum seid ihr nicht früher gekommen? Ihr habt uns zu alt werden lassen in den Sünden, die ihr uns vorhaltet. Mit uns alten Leuten ist es aus, wir können uns nicht mehr bekehren. Von den jungen Leuten aber werdet ihr nach und nach viele bekommen; denn alle, die gute Köpfe haben, können nicht anders als zu euch kommen."

In den andern Ortschaften, die von Akropong aus bedient wurden, ging es langsamer; die eigentliche Entwicklung der hier gegründeten Außenstationen fiel in die Folgezeit. Abiriw, nur eine Viertelstunde entfernt, eine Hauptburg des Fetischwesens, widerstand hartnäckig; dennoch bildete sich seit 1857, als sich 11 Taufbewerber hervorwagten, nach und nach eine Gemeinde. Ähnlich ging es in dem eine halbe Stunde entfernten Dawu. In Mamfe und Amanukrum, im Süden gelegen, stellten sich 1857 über 30 Taufkandidaten; die Erstlinge wurden 1858 getauft, bald nach ihnen der spätere Diakon (Pfarrer) Nathanael Date. Gegen die Schule taten die Fetischpriester alles Mögliche, die Feindseligkeiten des Häuptlings veranlaßten einen Teil der Christen zum Auszuge nach Akropong. Für einige Jahre war der Posten wieder unbesetzt; seit der großen Bewegung von 1868 aber bestand er unerschütterlich.

In Adukrum, 1½ Stunden nördlich von Akropong, war der erste Täufling (1857) der 20jährige Joseph Mpere, der sich zehn Jahre später ganz dem Evangelistendienste widmete und in seiner Hei-

mat segensreich wirkte. Der Fortschritt des Werks war hier mühsam, die Feindschaft groß. 1867 trat der erste Fetischpriester, Abraham, über; damit war Bresche gelegt. 1869 waren 20 Christen gesammelt. Ihre Pflege war schwierig, da sie gern auch über den Sonntag auf ihren zwei bis drei Stunden entfernten Plantagen blieben.

Aburi wurde nach Meischels Weggang (1850) von Akropong aus bedient. 1855 meldeten sich, völlig unerwartet, 17 Männer aus dieser volksreichsten Ortschaft Akwapems zur Taufe. „Es ist dies die erste eigentliche Erweckung im Bereiche unserer Tschimission, die um so erfreulicher ist, als sie sich noch weiter fortsetzen zu wollen scheint. So oft der Missionar erscheint, sammelt sich um ihn eine ganze Schar, bisweilen mehrere hundert Menschen.“[32]) Nun wurde Aburi neu besetzt, 1856, durch Alexander Clerk; im April 1857 hielt der von Europa zurückgekehrte Joh. Christian Dieterle seinen Einzug. Bis in sein Alter (1880) leitete er diese zweite Hauptstation von Akwapem.[33])

Die Station war so, wie Dieterle sie vorfand, von dichtem Hochwald umgeben, man sah den Himmel nur unmittelbar über sich. Er ließ die Bäume im nächsten Umkreise niederlegen und durch Kaffeepflanzung niederhalten. Dadurch wurde Aburi zur gesündesten Station, die später auch zur Aufnahme Erholungsbedürftiger diente. Der Missionar wurde anfänglich als Spion der englischen Regierung angesehen. Die Greuel des Heidentums zeigten sich in nächster Nähe, manches Sechsfingerkind wurde vom Missionar mit Mühe und Not dem Tode entrissen, das Totenstoßen forderte seine Menschenopfer; Giftmorde, Trunkenheit, schwere Schwüre, die Verpfändung, Sklaverei und Selbstmord nach sich zogen, waren häufige Vorkommnisse unter dem überaus rohen Volke. Am unverhülltesten zeigte das Heidentum seine Barbarei in Kriegszeiten; selbst der Heimweg der Helden war mit Blut bezeichnet, Kriegsgefangene schlachtete man mit wohllüstiger Grausamkeit hin, ihr Herz verzehrten die Ältesten, und dies alles trotz der englischen Regierung.

1860 war mit 17 Taufen für die Gemeinde ein fruchtbares Jahr. In Tutu, fünf Viertelstunden nördlich, baten einige angefaßte, zum Teil schon getaufte junge Männer um einen Lehrer. Die Heiden wollten eine Schule nur unter der Bedingung zulassen, daß der Lehrer von dem Yams, den er esse, auch dem Fetisch gebe. Ihr Widerstand brach sich an der entschlossenen Ablehnung jedes Zusammenhangs mit diesem. Die Gründung einer Außenstation in Tutu verzögerte sich durch die Geldnot des Komitees. Schließlich trat ein Ältester ein Stück Land ab, 1862 zog ein Katechist ein, 1863 konnten die Gottesdienste

aus dem Freien in die neue Kapelle verlegt werden. In dieser erlebte die Gemeinde eine halbstündige Belagerung durch den bewaffneten Heidenhaufen, der sie zu heidnischer Festfeier zwingen wollte. Und in Aburi selbst marschierte am 16. Oktober 1864, einem Sonntag, die gesamte Kriegsmannschaft gegen die Station, um hier alle roten Ziegen und Hähne wegzunehmen, weil sie das schweifende Pockengespenst anlocken sollten. Da sich seit drei Jahren kein englischer Beamter hatte sehen lassen, hielten die Heiden alles für erlaubt, wenn es gegen die Mission und die Christen ging. Der Station wurde sogar das Holen von Quellwasser verboten. Es wurde erst besser, als der englische Kommandant von Akra erschien und der Bevölkerung die Grundsätze der Religionsfreiheit einschärfte. Einige der grimmigsten Gegner wurden gründlich bekehrt.

In einem Kriegszuge, zu dem die Regierung die Stämme des Protektorats zum Schutze der Adaer 1866 aufbot, bildeten die Christen eine eigene Kompagnie, der die Katechisten als Feldprediger dienten. Dieterle verabschiedete und empfing sie in der Kapelle. Hier waren während ihrer Abwesenheit die Christenfrauen jeden Morgen und Abend zum Gebet für sie versammelt; die Heidenweiber nahmen unterdessen zum Schutze ihrer fernen Männer auf den Straßen abscheuliche Prozeduren vor. Keiner der Christen fehlte bei der Rückkehr, obwohl sie im heftigsten Feuer gestanden hatten. Der Häuptling bezeichnete sie als seine besten Leute; gern hätte sie der König von Akropong zu seiner Leibwache gehabt.

Im Jahre 1867 mußte sich Asantema, eine der Hauptburgen des Fetischwesens in Akwapem, erschließen. Wie oft war hier das Volk der Predigt spottend entlaufen! Nun auf einmal begehrten 21 die Taufe. Ein Christ aus Tutu kam täglich nach der Arbeit herüber, um ihnen biblische Geschichte zu erzählen. Man wollte die Taufbewerber zum Wegzuge nötigen; die Mission aber wollte gerade in diesem Fetischnest eine Christenansiedlung haben, was sie auch nach zweijährigem Kampf erreichte. Als die 19 Erstlinge am Himmelfahrtstage 1868 getauft wurden, kamen durch ihre Bekenntnisse Tiefen satanischer Finsternis zum Vorschein; eine der getauften Frauen z. B. hatte in einem Zustande der Überwältigung durch einen bösen Geist, gegen den sie umsonst bei den Fetischpriestern Hilfe suchte, den Tod mehrerer Menschen herbeigeführt.

Die Gemeinde in Tutu entwickelte sich so erfreulich, daß ihr 1872 der bisherige Katechist Clerk als ihr eigener, ordinierter Pfarrer gegeben werden konnte.

Anfang 1869 zählte Aburi mit Filialen 307, zu Ende des Jahres 368 Gemeindeglieder. Es war ein Vorzug dieser Station, daß sie be-

sonders viele christliche Familien hatte, nämlich etwa 50, und unter ihnen solche, die in ihrer heidnischen Umgebung als Lichter strahlten. Dieterle war überzeugt, daß der größere Teil der Gemeinde Leben aus Gott habe. Die Christen waren im allgemeinen ein arbeitsames Völklein, keinem fehlte das Nötige.[34])

Von Akwapem nordwestwärts gegen Asante zieht sich das weite Urwaldgebiet von Akem, dessen spärliche, Tschi redende Bevölkerung von Jagd und Goldgräberei sich nährte, geknechtet von den Königen, von Fetischpriestern gequält. Andreas Riis schon hatte das Land besucht. Der erste Basler Missionar, der sich hier niederließ, war der Badener Johann Simon Süß[35]), Sohn eines Webers, ein merkwürdiger Mensch von Kindheit an: unbeugsam, starrsinnig und zugleich still und tiefsinnig. Aus' jahrelangen Seelenkämpfen ging er als Pietist von Herzensgrund hervor. Anfang 1851 kam er nach Akropong. Bald gelangte er, der in den alten Sprachen nur Geringes geleistet hatte, zu staunenswerter sprachlicher Fertigkeit. Die Erziehung der jungen Neger durch Schule und Anstalt war nicht nach seinem Geschmack, er wollte sie um sich haben, alles mit ihnen teilen, Unterricht und Landarbeit innig verbinden. Er unternahm alles Mögliche auf eigene Faust, warf sich auf ökonomische Versuche, drängte zur Pionierarbeit, verlangte Durchdringung des gesamten Volkslebens. Widmann, der Stationsvorsteher, erkannte, daß dieser Mann, für den keine Regel galt, eine Station für sich allein haben mußte.[36]) Er selbst fühlte dies auch und rückte eines Morgens, im September 1853, mit zwei Negern als Trägern von Akropong aus, ohne von seinem Plan etwas gesagt zu haben, sich selbst zu ernähren und in Akem auf eigene Faust eine Station zu gründen. Sein Ziel erreichte er nach vier Tagen: die große Negerstadt Gyadam, von Einwanderern aus Asante gegründet und am Weg dahin gelegen.

Bis 1856 wirkte er hier allein, durch Akems endlose Urwälder schweifend bis an die Grenze von Asante, sein Land bebauend, oft von allem entblößt und wochenlang verlassen in Fiebern liegend.[37]) Das Komitee sandte ihm, um ihn auf seiner Station zu halten, einen Mitarbeiter, der wie er keine Unterstützung von der Mission erhalten sollte und sich freiwillig anbot: den Badener David Baum, einen energischen Mann aus dem Bauernstande. In seinem Eifer machte er zuviel Wesens aus der Sache; bäuerliche Kreise Badens und der Schweiz begeisterten sich für die landwirtschaftliche Mission im Urwald, gaben ihm allerlei Gerätschaften und reichliche Geldmittel und steigerten sein Selbstbewußtsein, während Süß in der christlichen Welt unbekannt sein wollte. Mit einem Handwerker, namens Herzog, reiste er im No-

vember 1855 nach der Goldküste. Herzog starb fünf Monate nach der Ankunft in Abokobi; Baum, selbst eigensinnig, konnte sich mit Süß nicht vertragen, der, um Frieden zu haben, Gyadam nach dreijährigem, mühevollem Aufenthalt verließ, im August 1856.

Hönger, ein Handwerker aus dem Kanton Bern, gesellte sich zu Baum, der sich unter vielen Widerwärtigkeiten in Gyadam behauptete. Süß hatte inzwischen als Einsiedler und Evangelist am Volta geweilt, eilte aber auf die Kunde, daß Baum erkrankt sei, als Helfer zu ihm und wurde durch die Verhältnisse zum Bleiben veranlaßt. Baum nämlich mußte die Station, da er in Sünden geriet, verlassen (er erlag an der Küste der Dysenterie); Hönger raffte das Fieber hinweg, am 18. Mai 1858, so daß der neu angekommene Missionsgehilfe Kromer ihm eben noch den Sarg zimmern konnte[38]), und Süß stand wieder allein in seinem Gyadam, jedoch mit dem Unterschiede, daß nun, da er Gehorsam versprach, seine Station von der Missionsleitung förmlich anerkannt wurde, indem sie den „guten, edlen Kern in ihm" und die in schwerer Lage bewiesene „große Beharrlichkeit und Männlichkeit" schätzte.

Das Missionshaus wurde aus der Heidenstadt auf einen Hügel verlegt. Weihnachten 1857 taufte Süß die Erstlinge von Akem; er hatte am Jahresschluß vier Gemeindeglieder um sich. Da er sich wiederum mit seinem Stationsgenossen, Haas, nicht vertragen konnte, meldete er dem Basler Komitee seinen Abschied und erwählte ein Einsiedlerleben. Über Gyadam brach Krieg herein. Die tapfere Bevölkerung schlug zwar ihren Feind, den König von Kyebi, der sie als Asanteer tödlich haßte, dreimal zurück, wanderte jedoch, um Ruhe zu bekommen, in aller Stille nach Südwesten zu ihren Stammverwandten am Flusse Berem aus. Dadurch waren die Missionare plötzlich in die menschenleere Einöde versetzt, und auch ihnen blieb nur die Auswanderung übrig. So fand Süß' Missionsunternehmen sein Ende; seitdem bedeckt Wildnis die ehemalige Stadt, und Schlinggewächs überspann die dürftigen Mauerüberreste der Station.

Eben zur Zeit der Zerstörung der Stadt war die Lage für die Mission hoffnungsvoll gewesen. Der König übergab ihr einen Neffen, mehrere Taufbewerber meldeten sich, im ganzen waren sechs Neger getauft worden.

Die ganze Mission in Akem war zunächst in Frage gestellt. In der ersten Hälfte des Jahres 1861 jedoch konnte Kyebi, wo König Ata residierte, als Stationsort gewählt werden. Strömberg und Kromer kamen hieher, zudem der Württemberger David Eisenschmied, der bis 1874 hier wirken konnte. Die Mitarbeiter mußten wegen Krankheit häufig wechseln.

Das Volk war entsetzlich verkommen, geknechtet durch die Fetischpriester, geängstigt durch die an den Gräbern hausenden Geister, gequält durch die Herren, betrügerisch im Handel, nur in Not zur Arbeit geneigt, gewohnt sich gegenseitig zu verfluchen.[40]) Reiche Bodenschätze lagen ungehoben. Die Arbeit konnte nur langsam fortgehen. Anfang 1869 waren im Stationsgebiet (Kyebi und Kukurantumi) 58 Gemeindeglieder, drei Missionare und zwei Katechisten. Ausschließungen waren an beiden Orten nötig, am Jahresende war die Gemeinde kleiner als am Beginn. In der Schule waren nur drei Dienstknaben der Mission, Heiden sandten die Kinder nicht aus freien Stücken, Christenkinder gab es nicht. Um so wichtiger war die Knabenanstalt als das einzige Mittel, auf den Nachwuchs einzuwirken. Sie hatte 25 Insassen.[41])

Am Volta, der geographischen Grenze der Gold- und Sklavenküste, der Heerstraße ins Innere, wählte sich Süß seine Residenz nach dem ersten Weggang von Gyadam: Dauromadam („Gnade liegt darin") 1856. Dieser Ort wurde nicht behauptet, wohl aber weiter unten auf dem linken Voltaufer der Volksstamm von Anum, der von Akwapem stammte, ins Auge gefaßt. Ein Schwede schenkte für die Besetzung dieser Gegend 10 000 Fr. Ende 1863 kam eine Untersuchungskommission der Mission dahin. Sie veranlaßte den Beschluß, in Anum zuerst die Handlung anzusiedeln.[42]) Die Kaufleute Rottmann und Klaus und der Baubruder Fetzer trafen im Herbst 1864 ein, um den Hausbau auf einem Hügel bei der Stadt vorzubereiten; Ende 1865 sodann langte der ordinierte Missionar Johannes Müller aus Württemberg an. Der Hausbau stand eine Zeitlang still, da die Arbeiter nur durch Flucht vor Sklaverei oder Tod sich retten konnten. 1866 wurde er in der Hauptsache fertig. Eine kleine Schule wurde eröffnet. Das Volk saß tief in heidnischer Nacht; man konnte nur auf kommenden Tag hoffen.

Da der englische Schutz nicht über den Volta reichte, gab es für die Missionare keine Hilfe gegen ihre eingebornen Quälgeister. Sie wollten reich werden auf Kosten der Mission und suchten ihre Leute wegzufangen; das Warenlager lockte die Beutegier, und Feindseligkeiten schnitten zeitweilig die Station von den andern gänzlich ab, auch von dem nur 15 Stunden entfernten Odumase; nur auf großem Umweg über die Sklavenküste gelang Verbindung mit der Mission. Es lag Schwüle über dem Lande. Haß und Kriegslust glühten, Gesetzlosigkeit gewann die Oberhand, keiner wollte arbeiten, da drohender Krieg alles gefährdete. Ein Stamm plagte den andern bis hinab zum untern Volta.

Trotzdem leuchtete Hoffnung. Müller erzählte im Jahresbericht 1867 von einem allmählichen, leisen Sichregen und Aufwachen. Drei Jahre lang seien nur drei bis vier Knaben in die Schule gekommen. Nun aber hätten etliche Väter ihre Knaben gebracht und der Station zur Erziehung anvertraut, am Schluß des Jahres seien es elf gewesen. Woher kam diese Wendung? Augenscheinlich freute es die Leute, im Sonntagsgottesdienst die Schüler singen und die Textgeschichte lesen zu hören; dies mochte den Wunsch geweckt haben nach solchen Künsten. Müller hielt es für richtig, für jeden Schüler ein monatliches Kostgeld zu bezahlen (einen Strang Kaurimuscheln, etwa Fr. 2.25), da wegen der herrschenden Unzucht mancher der Knaben niemanden hatte, der für ihn aufgekommen wäre, und daher sein Brot selber suchen mußte.[43])

Auch 1868 war nicht ohne Lichtpunkte. Zwei Heiden wurden am Christtage getauft, augenscheinlich aus Herzensverlangen. Die Gemeinde bestand aus 14 Christen, 9 in Anum, 5 in einem fünf Stunden östlich gelegenen Dorfe, unter ihnen 9 Kommunikanten, meistens Leute von 15 bis 30 Jahren. Acht Hausknaben waren vorhanden, in Anum hörten bei der Straßenpredigt immer 20—30 Heiden anständig zu. Im Dezember traf Ramseyer mit seiner Frau auf der Station ein. Schrenk schrieb zum Jahresbericht den Wunsch: „Möge der liebe Bruder Ramseyer in Anum nicht zur Kindsmagd werden und alle Kraft unter Gottes Segen in den Dienst seines Heilandes stellen!" Ramseyer löste den erholungsbedürftigen Müller ab, für den erkrankten Schönhut kam der Kaufmann Kühne, Klaus war gestorben. Am 16. April 1869 brach Kühne von Christiansborg auf. Die Meldung seiner Abreise ist die letzte Notiz über Anum im Korrespondenzband 1869.

Wir überblicken den Bestand des gesamten Werks Anfang 1869. Acht Stationsbezirke hatten 24 Gemeindlein mit 1851 Gliedern, 805 Kommunikanten, 73 Nichtkommunikanten und 703 Kindern, wozu noch 110 Katechumenen kamen. Die Gemeinden in Akwapem waren die größten: Akropong mit 654, Aburi mit 307 Gliedern; es folgten im Akragebiet Abokobi mit 230, Christiansborg mit 216, Odumase mit 90, Kyebi mit 58, Anum mit 14, Ada mit 12 Gemeindegliedern.

3. Kapitel.

Gemeindeerziehung.

Im Jahre 1866 legte das Komitee den Stationen die Frage vor: „Ob das Wohnen der Christen unter den Heiden gänzlich aufgehoben werden solle?" Der Veteran Mohr meinte: Die Negergehöfte sind so dicht beisammen, daß nur ein schmaler Gang sie scheidet.

Der Christ, der unter den Heiden wohnt, und seine heidnischen Verwandten haben oft ein gemeinsames Höfchen, wo ohne Scham aller heidnische Unfug sich breit macht; aus seinem Zimmerchen tritt er unmittelbar in diesen Hof. Die christliche Familie darf zu allem Schlimmen nichts sagen, ihre Kinder müssen alle Schlechtigkeit mitansehen. Der herrschende Lärm macht stilles Lesen oder christliche Andacht unmöglich. Alles pflegt abends plaudernd beisammen zu sitzen, der Christ in der Heidenstadt aber ist vereinzelt, gemeinschaftslos, darum ist Trennung der Christen von den heidnischen Familien nur wünschenswert. — Dieterle meinte: Man solle nicht denken, ein Christ wolle unter den Heiden bleiben, um ihnen zum Segen zu werden; der Beweggrund sei in diesem Falle Trägheit oder Familienanhänglichkeit. Seelsorge bei den Christen in der Heidenwelt ist sehr erschwert, da man sie fast nie allein hat. Überdies bekommen die Kinder in der Heidenstadt fast ausnahmslos einen schrecklichen Hautausschlag, der mit Wassersucht enden kann, im Christendorf aber nicht beobachtet wurde. Kräftige Ernährung schützt gegen ihn. Sie ist aber in der Heidenstadt nicht möglich, da man dort den Christen Hühner, Ziegen und Schafe stiehlt.

Müller urteilte: Ein gesunder Apfel soll nicht unter 100 faulen liegen. Abokobi ist das Beispiel für getrenntes Wohnen, nur hier haben wir bis jetzt eine ordentliche, bürgerliche Gemeinde der Christen. Sie verhandelt ohne den Missionar mit andern Orten wegen der Reinigung der Wege, schlichtet Streitigkeiten, übt Ortspolizei aus, büßt den, der scharf schießt oder trommelt, mit 1 Sh., und die hübsche Ortschaft mit ihrer Stille, Ordnung und Sicherheit macht Eindruck auch auf die Heiden. Ähnliches wird sich bei den meisten Stationen erreichen lassen. In Tutu ist seit anderthalb Jahren neben der Heidenstadt ein hübscher Anfang eines Christendörfleins entstanden, auf freier Anhöhe, von Kaffeepflanzungen umgeben, Kapelle und Katechistenhaus oben darauf. Es mögen 10 bis 12 Häuschen sein. Die Heiden zwangen dort die Christen zu dieser Absonderung, was auch an andern Orten gut wäre. Die Hauptschwierigkeit ist die Trägheit: in Aburi z. B. war vor zwei Jahren ein Platz für die Christenansiedelung zu ihrem Bau vorbereitet, aber die saumseligen Leute ließen den Busch wieder wachsen; in Akropong begann einer seinen Hausbau im Christenquartier, schon standen die Lehmmauern, aber er ließ nach, und sie zerfielen. Wenn jedoch einmal zehn bis zwölf Häuslein stehen, folgen die andern schon nach.[44])

Das Komitee regelte die Sache so: „1. Die Niederlassung von Heidenchristen in besonderen Christenquartieren darf nicht in einer Weise befördert werden, welche den Leuten materielle Vorteile bietet. 2. Über die Zweckmäßigkeit und Tauglichkeit des Niederlassungsplatzes ist vorher zu beraten und der Beschluß dem Komitee zur Genehmigung vor-

zulegen, namentlich wenn Missionsland in Betracht kommt. 3. Das zu Niederlassungen bestimmte Land, sei es Missionseigentum oder Kirchen- und Schulgut, wird den Leuten pachtweise überlassen."

Dieses System bewährte sich. Die Christen suchten ihr Land eigentümlich zu erwerben, und in den geschlossenen Ansiedelungen konnte die Gemeinde morgens und abends in ihrer Kapelle Andacht halten, wie eine Familie, und von ihrem Hirten beständig überwacht werden, was zu ihrer Erziehung von hohem Belang war.

Arme gab es sozusagen keine. Die Mission erzog zu geregeltem Fleiß, gab wertvolle kulturelle Anleitung und hob die Gemeinde ökonomisch. Diese zeigte früh schon Opferwilligkeit. Die Festkollekte am ersten Missionsfest, Epiphanien 1858 in Christiansborg, ergab 200 Fr. Die Missionsfeste wurden Volksfeste. Die Gemeinde gab schon im Jahre 1857 für die Mission über 420 Fr. „Die jungen Gemeinden leisten alles unter den jetzigen Umständen von ihnen billigerweise Zufordernde, um so mehr als die Negerchristen bei Errichtung neuer Außenstationen meist selbst Hand anlegen und einen Teil der Kosten auf sich nehmen," so urteilte Josenhans 1868. Ein gelungener Versuch, die Eltern zur teilweisen Bezahlung für ihre Kinder in den Missionsanstalten heranzuziehen, berechtigte zur Hoffnung, daß die Kosten in nicht ferner Zeit ganz von ihnen getragen würden.

Der Kampf um christliche Sittlichkeit gegen die Unsitte und Unsittlichkeit des Heidentums war besonders heiß in bezug auf Ehe und persönliche Freiheit.

1858 machte Dieterle das Komitee darauf aufmerksam, daß viele Mädchen schon als kleine Kinder verlobt würden und man es daher nicht bloß mit ihren Eltern, sondern auch mit ihren zukünftigen Männern zu tun habe; er fragte an, ob nicht die Mission durch Entrichtung des betreffenden Betrages an die Eltern sich das Verheiratungsrecht für ihre Anstaltsmädchen sichern sollte. Er berief sich auf das Beispiel einer andern Mission. Das Komitee konnte dieses Verfahren nur als Ausnahme zulassen, wenn eine wirkliche Heirat bevorstand, nicht aber als Regel, damit nicht die Eltern zu verwerflichen Spekulationen veranlaßt würden.[45])

Sodann kam die Frage, wie Diebe in der Gemeinde zu behandeln seien, zur Sprache. Süß in Gyadam ließ sie den vierfachen Wert des Gestohlenen in die Missionskasse entrichten. Auch in diesem Falle konnte das Komitee mit dem Missionar nicht einig gehen; es fand dieses Verfahren schwer durchführbar und „wenig missionsmäßig, indem ein Geistlicher zur Zucht der Leute sich geistlicher Mittel bedienen soll".[46])

1860 berichtete Widmann aus Akropong, der König habe dem Missionar ein im Taufunterricht befindliches Mädchen entrissen, ein

anderes einem heidnischen Neger versprochen, er selbst wolle von den christlichen Mädchen einige heiraten, andere an Glieder seiner Familie abtreten. Nach altem Königsrecht wollte er über Frauen und Jungfrauen verfügen. Der Augenblick war entscheidend, göttliches Recht mußte gegen das falsche Recht der Sünde in die Schranken treten. Josenhans erließ im Namen Gottes und des Komitees folgendes Schreiben, das den klassischen Dokumenten aus der Geschichte der Basler Mission beizuzählen ist.

„An den durchlauchtigen König Date in Akwapem. 17. August 1860. Es ist dem Komitee berichtet worden, daß E. Durchlaucht schon wiederholt sich erlaubt haben, christliche Jungfrauen und Frauen teils selbst zu Frauen für sich selbst zu nehmen, teils andern Männern zu Weibern zu geben, ohne deren Einwilligung, ja zu deren tiefer Betrübnis. Das Komitee weiß, daß dieses Verfahren früher in E. D. Land Sitte gewesen ist. Allein es ist nun E. D. seit vielen Jahren von unsern Missionaren das Wort Gottes verkündigt worden. Es ist E. D. und dem ganzen Volk von Akwapem gesagt worden, daß es gegen Gottes Willen und heiliges Gebot ist, mehrere Weiber zu gleicher Zeit zur Ehe zu nehmen und Weiber oder Jungfrauen gegen ihren Willen an irgend jemand zu verheiraten oder gar mit Gewalt zur Ehe zu zwingen. Christliche Jungfrauen und Frauen können ohne Verletzung ihres Gewissens keine polygamistische Ehe eingehen, sie dürfen sich selbst von einem König nicht zu einer solchen Ehe zwingen lassen, ja sie sind verpflichtet, einen Mann nicht zu heiraten, gegen welchen sie keine Liebe im Herzen tragen. Sie müssen eher das Leben lassen, als zu einer solchen Ehe sich nötigen zu lassen. Wenn E. D. nach heidnischer Sitte einer Jungfrau Gewalt antun und sie zu einer Ehe zwingen, begeht E. D. also ein großes Unrecht gegen Gott und Menschen. Das Komitee muß deshalb im Namen Gottes und seines heiligen Gesetzes E. D. aufs Nachdrücklichste und Ernstlichste bitten und ermahnen, ein solches Verfahren nicht wieder sich zu erlauben. Es erklärt dabei E. D., daß es allen seinen Missionaren befohlen hat: 1. E. D. vor allem Volk feierlich und öffentlich zu erklären, daß sie angewiesen sind, eine solche Vergewaltigung christlicher Frauen nicht länger zu dulden, 2. E. D. bei Wiederbegehung eines solchen Unrechts bei der obersten Stelle des Landes förmlich zu verklagen und auf Bestrafung solcher Gewalttat zu dringen, 3. allen Christen Akwapems zur Pflicht zu machen, gegen E. D. bei der englischen Regierung Klage zu erheben, wenn E. D. unsere Bitten und Warnungen nicht hören, 4. daß das Komitee selbst mündlich und schriftlich unmittelbar bei J. M. der Königin von Großbritannien und Irland auftreten und Bestrafung solcher Übertretung göttlichen Gebots fordern wird. Möge Gott E. D.

zu der Erkenntnis führen, daß die Zeiten der Unwissenheit in Afrika und auch in Akwapem vorüber sind und Gottes Gesetz anstatt menschlicher Willkür und Ungerechtigkeit auf der ganzen Erde herrschend sein muß. Mit der Versicherung unserer ehrerbietigsten Hochachtung unsere Missionare und alle Christen Akwapems E. D. freundlicher Gewogenheit empfehlend ...."

An den Präses Widmann schrieb der Inspektor: „Das Komitee ist der Überzeugung, daß dem christlichen Volke gegenüber dem Könige Freiheit nach Gottes Gebot zu leben um jeden Preis errungen werden muß. Vielleicht gibt es nun Streit und Krieg. Wir haben aber, sowie der König an einer entschieden christlichen Person wieder so handelt, nicht nach den Folgen zu fragen. In solchen Fällen haben Sie — das ist der entschiedene Wille des Komitees — alle miteinander gegen den König aufzutreten. Sie werden sich hüten, Aufruhr zu predigen oder zu stiften; aber Sie werden die vergewaltigte Person der englischen Obrigkeit übergeben, damit diese sie schütze, und in dem von Bruder Locher redigierten Blatt eine Erklärung veröffentlichen, im Notfalle direkt an den Generalgouverneur einen Bruder mit einer Eingabe absenden, das Komitee genau in Kenntnis setzen, damit es eine Deputation an die Königin von England senden kann. Sie sehen: das Komitee nimmt diese Sache sehr ernst und wünscht, daß Sie mit aller Entschiedenheit und Energie auftreten. Es ist dies keine politische Frage, die uns und Sie nichts anginge, sondern eine religiöse und sittliche Frage, eine Lebensfrage für die Mission. Fürchten Sie den König und die Heiden also nicht! Sorgen Sie nur, daß Sie nicht für eine Person sich wehren, die im geheimen schon selbst mit dem König und seinen Helfershelfern die Sache abgemacht hat und nur zum Schein sich sträubt!"

Diese entschlossene Sprache schreckte den König ab und war also nicht ohne Erfolg.

Wie in Indien die Kaste die Grundlage des sozialen Lebens ist, so beruhte es in Westafrika auf der Sklaverei. Das äußerliche Los der Sklaven war im ganzen nicht schlimm, sie galten in gewissem Sinne als Familienglieder, konnten, wenn sie Volksgenossen waren und rechtmäßige Nachkommenschaft fehlte, erben, durften Kinder des Herrn heiraten, Privateigentum, z. B. Sklaven, besitzen. Die gangbare Anrede war: „mein Vater — mein Sohn". Aber diese hübsch aussehende, patriarchalische Einrichtung war darin verwerflich und verderblich, daß das einzige Gesetz des Sklaven der unbedingte Gehorsam gegen seinen Herrn war. Unterwürfigkeit war seine ganze Moral, persönliche Verantwortlichkeit gab es nicht für ihn; lieh er dem Meister seine Hand

zur Ausführung einer Mordtat, so tat er nur, was er sollte. Der Herr konnte über ihn verfügen, wie er wollte, ihn auch verstümmeln, töten freilich nur, wenn er Häuptlingsrang hatte. Seele und Gewissen, nicht nur die Leiber, waren im Sklavenstande.

Eine besonders häufige Klasse der Sklaven waren die Pfänder, die vom Familienhaupt oder Besitzer wegen einer Schuld oder eines Darlehens als Sklaven verpfändet wurden. Die Arbeit des Pfandes trug nicht etwa die Schuld ab, es blieb hörig, bis sie mit 50 % Zinsen bezahlt war. Das weibliche Pfand konnte der Meister zur Konkubine machen, wie überhaupt die Sklavinnen als solche galten. Vielerorts war es noch üblich, Verstorbenen zur Bedienung im Jenseits Sklaven nachzusenden; ihr Besitzer hatte hierzu das Recht.

Wie sollte die Mission zu dieser das Volksleben beherrschenden Einrichtung sich stellen? Diese Frage war ihr großes afrikanisches Problem. Es drängte sich verhältnismäßig spät auf, weil 1. die Gemeinden hauptsächlich aus den Erziehungsanstalten der Mission hervorgingen, 2. die Missionare bei der Aufnahme von Sklavenbesitzern in die Gemeinde hoffen mochten, das Evangelium werde die Sache mit der Zeit von selbst berichtigen. Auch konnte leicht die Gewöhnung an die vorhandenen Verhältnisse die Klarheit ihrer Beurteilung trüben. Genug, Sklaven und Sklavenbesitzer kamen in die Gemeinden herein, selbst Katechisten besaßen Sklaven, nach Landessitte.

Im Jahre 1860 kam die Frage in Fluß, durch die Distriktskonferenz in Akropong (13. November). Sie wollte sie gern nach dem mosaischen Gesetz lösen, im Sinne der Freilassung der Sklaven im siebenten Jahr, indem die Katechisten diese Regel streng durchzuführen hätten, bei den übrigen Christen diese Praxis angestrebt würde. Die meisten Katechisten waren einverstanden, aber sie betonten zugleich, daß sie diejenigen Sklaven nicht auch freigeben dürften, die Familienbesitz seien.

Das Komitee war nicht einverstanden, es beschloß: 1. Jeder Katechist ist anzuhalten, seine Sklaven und Pfänder auf der Stelle freizugeben, wenn er nicht vorzieht, auf sein Amt zu verzichten. Glaubt einer dadurch zu sehr in Nachteil zu kommen, so mag er das Komitee um eine Entschädigung ansprechen. 2. Daß unter unsern Christen auf gänzliche Abstellung der Sklaverei hinzuarbeiten sei, wird ebenfalls als Grundsatz festgestellt. Kein neuer Täufling darf Sklavenbesitzer sein; es muß ein Entsagungsgelübde abgelegt werden. 3. Da jedoch die bereits bestehenden Verhältnisse sich nicht auf einmal aufheben lassen, sollen die Brüder Bericht geben über die Ausdehnung und Beschaffenheit des Sklavenwesens in unsern Gemeinden, über die Behandlung der

Sklaven im allgemeinen, sowie über die Mittel, sich von diesem Unwesen nach und nach freizumachen.“ [48])

Widmann, Zimmermann und Locher vollzogen diese Untersuchung und stellten fest:

Von christl. Angestellten der Mission waren Sklavenbesitzer	12	23
Von andern Gemeindegliedern waren Sklavenbesitzer . .	11	
Christliche Sklaven christlicher Meister gab es	33	247
Heidnische Sklaven christlicher Meister gab es	209	
Christliche Sklaven heidnischer Meister gab es	5	

Man erschrak in Basel über diese ungeahnt starke Verflochtenheit der christlichen Gemeinde in die Sklaverei und beriet mit Mader und Dieterle, die in der Heimat weilten, ernst und lange. Die afrikanische Generalkonferenz (Akropong, 24.—26. April 1861) wünschte Übergangsbestimmungen, da unvermittelte Aufhebung nicht angehe: die Sklaven seien das Vermögen der Leute, ihr ererbter oder erworbener Besitz, sie seien für den Plantagenbau unentbehrliche Arbeitskräfte, unvermittelte Freilassung würde sie ins Elend stoßen, man würde sie wohl aufs neue wegfangen; also seien Besitzer und Sklaven zu schützen.

Das Komitee hieß den gewünschten Zeitraum von sechs oder sieben Jahren nicht gut. Es bedauerte, daß das Sklaven- und Pfänderwesen in die Gemeinde dringen konnte, ohne daß über den ersten Fall dieser Art unverzüglich nach Basel berichtet worden sei. Nun, da so vieles bereits versäumt war, verlangte das Komitee durchgreifendes Handeln, um mit vereinten Kräften die eingedrungenen Mißbräuche gründlich aus den Gemeinden zu entfernen. Am 26. September 1861 stellte das Komitee einen Zusatz zur Gemeindeordnung, die Sklaverei in Afrika betreffend, als seinen Beschluß fest. Darin war verfügt: 1. Sklavenhalter können nicht Mitglieder unserer Christengemeinde werden oder bleiben, „weil jeder Mensch alleiniges Eigentum des Herrn ist, die Schrift uns warnt, der Menschen Knechte zu werden, und jeder Christ aus freien Stücken das Gebot des Herrn befolgen muß: Was du nicht willst, daß dir die Leute tun sollen, das tue du ihnen auch nicht.“ 2. Ebensowenig kann derjenige Glied unserer christlichen Gemeinde sein oder bleiben, der sich selbst in die Sklaverei begibt, oder ein Glied seiner Familie oder einen andern um seine Freiheit bringt. 3. Dagegen kann auch ein Sklave Mitglied unserer christlichen Gemeinde sein und an allen ihren Rechten und Gütern vollen Anteil haben. „Auch kann ein Sklave mit gutem Gewissen im Sklavenstand verbleiben; ja er ist verpflichtet, so lange darin zu verharren, bis es ihm gelingt, auf rechtmäßige Weise frei zu werden. Kein Sklave, der ein Christ ist, darf sich mit Gewalt befreien oder durch Flucht der Sklaverei sich entziehen. Er soll in Demut und Geduld, um

des Herrn Jesu willen, seinem heidnischen Herrn dienen, bis dieser ihn freiläßt. Dagegen darf ein christlicher Sklave nicht bloß, sondern er soll sich bemühen, der Freiheit auf rechtmäßige Weise teilhaftig zu werden. Doch versündigt sich ein christlicher Sklave nicht, wenn er Sklave bleiben will, um seinen heidnischen Herrn für den Glauben an den Herrn Jesum zu gewinnen. Seinen Kindern aber soll ein christlicher Sklave immerhin auch in solchem Falle die Freiheit zu verschaffen suchen." 4. Jeder Sklavenbesitzer hat vor seiner Taufe seine Sklaven freizugeben. „Er hat dem Herrn dieses Opfer zu bringen, auch wenn es mit der größten Einbuße an irdischem Vermögen für ihn verbunden ist." Es sollen aber in der Christengemeinde Veranstaltungen getroffen werden, um den christlichen Sklavenbesitzern solchen Verlust möglichst auszugleichen; die Freigelassenen sollen ihre ehemaligen Herren treu und vollständig entschädigen nach ihren Ansprüchen. 5. Sklaven eines christlichen Herrn können, aber nur aus freiem Entschluß, in bürgerlicher Beziehung ihr altes Verhältnis zu ihm festhalten, unbeschadet ihrer Selbständigkeit in sittlicher, religiöser und familiärer Hinsicht; ein solches Verhältnis ist jedoch nur zeitweilig und allzeit widerruflich. Ein Freibrief muß auch in diesem Fall ausgestellt werden und zwar von vornherein, und die Kinder sind von Geburt an unbedingt frei, stehen also nur unter der elterlichen Gewalt.

Im Taufunterricht soll die innere Einsicht in den höhern Zweck dieser Verordnung hervorgerufen werden. Die Gemeinden sind zur Erkenntnis zu erziehen, daß nur ein radikaler Bruch mit der Sklaverei lebendigen und frohen Glauben zur Folge haben kann, „daß jeder Kampf um so kürzer und leichter wird, je entscheidender er geführt wird." In jeder Christengemeinde ist die soziale Neuordnung durch eine bürgerliche Behörde sorgfältig in jedem einzelnen Fall durchzuführen, nach Gottes Wort und mit Hilfe der Missionare. Die Frage ist besonders zu prüfen, ob Freigelassene nicht Pächter ihrer Herren bleiben können, und die Christengemeinden sollen Freigelassenen womöglich durch Landkauf zu einer Existenz als Pächter oder Taglöhner verhelfen und durch Gemeindeeinkünfte für solche unter ihnen sorgen, die alt, gebrechlich oder unmündig sind. Missionsangestellte müssen ihre Sklaven ohne Entschädigung innerhalb eines halben Jahres freigegeben haben. Auch die sonstigen Sklavenbesitzer sind zu sofortiger Entlassung anzuhalten; im Weigerungsfalle sind ihnen drei Termine von je acht Monaten zu setzen, mit jedesmaliger Ermahnung und schließlicher Entfernung aus der Gemeinde. „Vielleicht ist es ratsam, daß zur Verpflegung von alten und kranken Freigelassenen jeder Distrikt unserer Mission ein Witwen- und ein Krankenhaus eröffne."

Es handelte sich um eine gültige Weisung, immerhin konnten die Missionare nach ihren künftigen Erfahrungen durch die Generalkonferenz Änderungen beantragen. Diese beriet vom 28. bis 31. Januar 1862

in Aburi über die Sklavenverordnung des Komitees. Locher war erster Referent. Er betonte das Patriarchalische an der Sklaverei in Westafrika, die er der entarteten in Amerika entgegenstellte und mit der alttestamentlichen verglich. Die neue Ordnung werde den Zweck verfehlen: Die freigelassenen Sklaven würden sich sofort wieder verkaufen, ihre ehemaligen Besitzer ruiniert werden. Die Sklavenbefreiung ist Sache der Regierung. Christen dürfen freilich mit Sklavenhandel nichts zu tun haben, christliche Sklavenbesitzer müssen ihre Sklaven jederzeit gegen 7—9 Pfund Sterling freizugeben bereit sein; die Sklavenkinder müssen frei sein. Die Missionsangestellten dürfen nur ererbte Sklaven behalten. So kann die Sklaverei den Gemeinden nicht gefährlich werden. Der Referent wollte für seinen Standpunkt die Entlassung riskieren.

Strömberg aus Akem dagegen stand für das Komitee ein: Sklaverei ist nicht bloß ein „soziales Übel", sondern eine Hauptsünde Afrikas, ein Bann auf den Gemeinden, der sie nicht gedeihen läßt, weil er persönliche Freiheit und Verantwortlichkeit unterdrückt. Die Aufhebung muß sofort geschehen; es ist unsere Schuld, daß sie erst jetzt geschieht. Unsere Gemeinden müßten hinsiechen, wenn wir die Komiteeforderungen mäßigten; ohne Freiheit keine Liebe, ohne Liebe kein geistliches Leben. Darum sind unsere Gemeinden so schwach. Ein Sklavenhalter hat sich fremdes Eigentum angeeignet und kann auch daher nicht zur Gemeinde gehören, und es wäre unrecht, die Sklaven für die ihnen gebührende Freilassung noch bezahlen zu lassen. Die Komiteeverordnung ist schwer durchzuführen, aber „die Gemeinde des Herrn wird, wenn wir die Sklaverei aufheben, an innerer Kraft und an Licht gewinnen, und sein Reich wird mächtiger kommen."

Die Diskussion war ein hitziger Kampf. Dieterle meinte: Ich kann einen Sklavenhalter nicht von der Taufe zurückweisen, das Evangelium muß die Sklaverei überwinden. Stanger: Wir in Abokobi sind mit Locher einverstanden. Mohr: Eine plötzliche Aufhebung der Sklaverei wäre ein größeres Unglück für die Sklaven selbst, als wenn sie nach und nach abgeschafft wird. Rottmann: Die Sklaverei ist hier das größte soziale Übel, aber das Recht der Aufhebung haben nicht wir, das Evangelium muß es tun.

Also hatte sich eine Stimme um die andere im Prinzip für die milde Praxis gegen die Komiteeverordnung erklärt. Nun erhoben sich aber noch einige Stimmen für diese. Lang: Die Sklaverei hat Zusammenhang mit Menschenraub und Mord. Aldinger: Spricht für das Komitee. Schrenk: Wir wollen mit der Sklaverei nicht akkordieren. „Nein, wir wollen unsern Gemeinden den Kampf, den wir in Südamerika und Rußland sehen, ersparen. Die Rücksicht auf das geistliche

Leben unserer Taufkandidaten und Christen (bei letzteren ist es leider im allgemeinen schwach) macht uns durchgreifendes Vorgehen zur Pflicht."

Die Beratung förderte das Ergebnis zutage: „Die Brüder können es nicht mit ihrem Gewissen vereinigen, gläubigen Sklavenhaltern die Sakramente vorzuenthalten. Es tut uns leid, daß wir in diesem Punkt mit dem Komitee differieren." Eine Minderheit stand auf dessen Seite. Daß Menschen als Pfänder nicht zu dulden seien, wurde allgemein zugegeben.

Es entstand eine ernste Lage: die Mehrheit der Generalkonferenz war mit dem Komitee nicht einig. Man empfand dies in Basel tief und schmerzlich. Ostertag schrieb von der Krisis in der westafrikanischen Mission[49]): „Die Krisis ist da und es muß sich entscheiden, ob es zum Leben oder zum Tode geht. Wir wissen aber, daß alle unsere Brüder in Westafrika im innersten Herzensgrund den Herrn lieb haben. An diesem starken Liebesband wird die treue und mächtige Hand des Herrn sie glücklich durch die schwere Krankheitszeit führen." Es war eine derjenigen Lagen, durch welche Unternehmungen des Glaubens etwa hindurchgehen müssen, wo nach dem Recht der christlichen Freiheit und Wahrhaftigkeit Überzeugung gegen Überzeugung steht und Arbeitsgenossen sich zeitweilig nicht verstehen können.

Am 2. April beriet das Komitee vorläufig über diese Generalkonferenz. Man machte sich klar: Ihre Mehrheit will also das Sklavenwesen, nur mit schützenden und einschränkenden Formen, in der Gemeinde haben, wobei aber ein Ende nicht abzusehen ist. Die Schwierigkeit, die Frage zu lösen, sah man deutlich, ebenso aber, daß das Sklavenwesen aufgehoben werde, wenn keine Sklavenbesitzer mehr in die Gemeinden kämen. Daß dem Übertretenden das Opfer möglichst zu erleichtern und nach bessern Dienstverhältnissen zu trachten sei, war zugestanden. Am 9. April 1862 wurde das Komitee schlüssig: Es nahm die Verordnung vom 26. September 1861, die solchen Sturm in Afrika entfesselt hatte, nicht zurück. Es blieb also dabei: Sklavenbesitzer dürfen fortan erst getauft werden, nachdem sie „nach empfangener Unterweisung wegen Unverträglichkeit des Sklavenbesitzes mit dem christlichen Gemeindeleben mit den Sklaven sofortige Freilassung gütlich vereinbart haben." Möglichste Sicherstellung gegen Verlust wird ihnen verbürgt; die Zukunft wird hierin die besten Wege zeigen. Opfer sind nicht zu scheuen, schon jetzt ist das Komitee bereit, „den Unterhalt alter, schwacher oder kranker Freigelassener auf die Missionskasse zu übernehmen". Die christlichen Sklavenbesitzer müssen die Freilassung innerhalb von zwei Jahren durchgeführt haben.[50])

Die größte Abweichung vom Standpunkt der Missionsleitung zeigte sich bei Zimmermann; in der Tendenz, afrikanische „Volks-

sitten" zu schonen, überbot er auch seine Mitarbeiter bei weitem und redete jenen in einer Weise das Wort, die das Komitee bewog, ihn zu einem Besuch in der Heimat einzuladen: „Es werde ihm gewiß wohltun, neuerdings europäische Anschauungen in sich aufzunehmen, was dann zugleich ein Mittel sein werde, einen bessern Gang unserer afrikanischen Mission herbeizuführen und die Eintracht zu befördern."[51] Hier zeigte sich die Folge der Mischehe als Trübung des sittlichen und christlichen Urteils über die Sitten.

Das Komitee bevollmächtigte Mader, Schrenk und Aldinger, als Sklavenemanzipationskommission die Verordnung auf sämtlichen Stationen und Außenstationen durchzuführen, in gründlicher Untersuchung jedes einzelnen Falles. Ihre Tätigkeit hatte die Folge, daß nun auch die Presbyterien systematisch eingeführt wurden, da sie bei der Regelung aller Einzelheiten unentbehrlich waren. Es gab manche schwierige Einzelfälle, die das Komitee zu Zusätzen und Erläuterungen der Verordnungen veranlaßten, und verhältnismäßig zahlreiche Ausschließungen waren unvermeidlich. Daher betrug das Wachstum der Christengemeinden 1863 bei 167 Taufen nur 114 Seelen. Jener Abraham in Akropong, dem man bei der Taufe seine Sklaven und Weiber gelassen hatte, war dadurch in unheilvoller Verbindung mit der heidnischen Partei geblieben, die zu seiner Ausscheidung aus der Gemeinde führte. Gerade solche Beispiele bewiesen das Recht der durchgreifenden Neuordnung, und sie hatte in der Tat die von Josenhans im kritischen Jahre 1863 gehoffte heilsame Nachwirkung; ein Stillstand des Bekehrungswerkes trat nicht ein, wohl aber eine Sichtung und Kräftigung der Gemeinde, deren Kommunikantenzahl betrug: 1863: 320; 1864: 326; 1865: 499.

Es mochte vorkommen, daß Christen nun im geheimen Pfänder und Sklaven hielten, und solange das Recht der Christengemeinde und das des sie umgebenden Volkslebens sich widersprachen, die ganze vermögliche nichtchristliche Bevölkerung aus Sklavenhaltern bestand und die Freigelassenen in der Gemeinde in ihrem Denken noch Sklaven blieben, war an der ganzen Sache sozusagen noch etwas Unmögliches, wie sehr sie auch grundsätzlich unanfechtbar war. Es war daher für die Mission eine Befreiung aus schwieriger Lage, als die Goldküste im Dezember 1875 britische Kolonie wurde, wodurch jeder Sklave nach englischem Recht die Freiheit erhielt. Die meisten blieben, der Freiheit ungewohnt, bei ihren Meistern, weil diese für sie sorgten.[52] Die Tatsache, daß die Mission zur Ehre Gottes und seines Ebenbildes, des Menschen, sich zum göttlichen Recht bekannte, noch ehe dafür im öffentlichen Leben eine entsprechende Grundlage vorhanden war, bleibt groß in ihrer Geschichte.

In betreff der Polygamie bestimmte die Gemeindeordnung: 1. Vielweiberei ist dem Gebot unseres Herrn zuwider und muß in einer christlichen Gemeinde abgetan werden, soweit dies ohne Verletzung des Gewissens geschehen kann. 2. Polygamistische Ehen aus der Zeit vor dem Eintritt in die Gemeinde sind nicht wie Ehebruch christlicher Personen zu beurteilen; da das Wort Gottes die Unauflöslichkeit der Ehe ebenso deutlich lehrt, wie die Monogamie, dürfen sie nicht einfach aufgelöst werden. 3. Es hat in der Gemeinde als Regel zu gelten, daß sie aufzulösen oder zu trennen sind, wenn dies ohne Verletzung des Gewissens geschehen kann, dagegen als ein nicht zu änderndes Übel in dieser Zeit des Übergangs geduldet werden müssen, wenn ihre Auflösung größeres Übel erzeugte und neue Sünden nach sich zöge. Dabei kam in Betracht: die Treue der betreffenden Personen innerhalb solcher Ehe, das Vorhandensein von Kindern und die Möglichkeit, der Ehe einen christlichen Fortgang zu sichern. Nach dem Übertritt konnte die Verbindung eines Mannes mit einer zweiten Frau bei Lebzeiten der ersten nur als Ehebruch verurteilt werden.

Durch ihre grundsätzliche Klarheit und tatkräftige Haltung in bezug auf die Sklaverei und Polygamie stellte die Basler Mission nicht bloß das Recht der freien, sittlichen Persönlichkeit und die Reinheit der Ehe und Familie fest, sondern dadurch legte sie auch den Grund für die Erziehung der Neger zur Arbeit. In ihrer Stellung zur Arbeit waren die Stämme verschieden. Die Kroboer verurteilten die Akwamuer verächtlich als Faulenzer, und diese pflanzten wirklich kaum das, was den Hunger stillte, und verdienten durch Schmutz und Zerlumptheit die Verachtung jener; ihr schönes, gutes Land hatten sie zum großen Teil den Kroboern verkauft, um den Erlös zu verzehren. Im allgemeinen galt die Arbeit wenig. Als Dieterle nach Afrika kam, sah er die Leute tagelang auf den Straßen lungern und liegen, schwatzend und rauchend. An der weit verbreiteten Trägheit war nicht nur die große Fruchtbarkeit des Landes, die auch geringem Fleiß Ausreichendes bot, schuld. Es lag vor allem an den sozialen Verhältnissen: an Sklaverei und Polygamie. Arbeit war Sklavensache, des freien Mannes Ehre das Nichtstun, und die Weiber hatte man, um sie schaffen zu lassen, da ihr Wert auf ihrer Arbeitskraft beruhte. Daraus ergab sich, daß die Arbeit keine Ehre brachte und nicht zu begehren war. Und wozu durch Arbeit für die Weiber sorgen? Sie waren des Mannes Ware, Pflicht der Fürsorge war ihm unbewußt, wohl aber war es der Weiber Sache, für den Mann zu sorgen. Auch fehlte der Antrieb der Fürsorge für die Kinder durch Arbeit. Der Neger ließ es sich nicht einfallen, für sie etwas zu erübrigen, da sie nach dem Neffen-Erbrecht nicht sein waren. Also fehlte das im Familiensinn liegende Motiv der Arbeit.

Überdies war ja alles unsicher: fortwährende Fehden und die Habgier der Priester und Zauberer stellten immer jeden Gewinn in Frage, da er jederzeit von andern angeeignet werden konnte.

Indem nun die Mission ihre Christen der Habgier der Priester entriß und die Fehden versöhnend milderte, schuf sie ein Gefühl der Sicherheit und dadurch Mehrung der Arbeitslust, da man in Frieden auch zu ernten hoffte, wo man gesät hatte. Durch Überwindung der Vielweiberei und Sklaverei aber beseitigte die Mission das mächtigste Hindernis der Arbeit. Innerhalb der Missionserziehung ergab sich eine neue sittliche Wertschätzung der Arbeit nach und nach von selbst. In Akem z. B., dessen Bewohner in Trägheit verkommen waren, sah man den Unterschied zwischen Christen und Heiden bald deutlich genug darin, daß jene mehr und fleißiger arbeiteten und dadurch die Heiden auch ökonomisch überflügelten, ohne daß, wie die Heiden sich die Sache etwa erklärten, die Mission ihren Leuten Geld gegeben hätte. Nein, die Mission empfing Geld von ihnen und legte ihnen Beitragslasten auf. Aber die Christen lernten von selbst arbeiten und sparen. Frei geworden, mußten sie für sich tätig sein; war die Frau nicht mehr des Mannes Sklavin, sondern seine Gehilfin, so mußte er selbst mitarbeiten. Und indem die Mission ein Familienleben begründete und den Mann mit Frau und Kindern durch Liebe verband, regte sie ihn auch dazu an, für die Zukunft seiner Lieben zu sorgen.[53])

Diese Entbindung der Arbeitskraft und -Freudigkeit führte naturgemäß zur kulturellen Hebung der Bevölkerung. Die dänische Kolonialregierung hatte in dieser Hinsicht guten Willen. Sie ließ eingeborne Handwerker in Dänemark heranbilden, suchte, als die Sklavenausfuhr gesetzlich verboten war, den Plantagenbau zu heben, versuchte auch Wegbau und Viehzucht. Aber es fehlte ihr an der hierfür unerläßlichen, zielbewußten Kolonialpolitik; ihre zum Teil kostspieligen „Kulturanlagen" mißlangen, die Geldmittel wurden nicht immer nach ihrer Bestimmung verwendet, auch hielt man sich zu sehr in der Nähe der schützenden Forts, wo die Bodenverhältnisse landwirtschaftlich gerade ungünstig waren. So fand die Basler Mission, als sie 1843 in Akropong einsetzte, zwölf Stunden landeinwärts völlig kulturlose Verhältnisse vor. In ganz Akwapem gab es keine Negerhütte mit Türe und Fensterladen, kein Bedürfnis nach Licht und Luft im Wohnraume.[54])

Die Missionare konnten nicht in leichten Negerhütten wohnen bleiben; sie schuldeten ihrer Gesundheit und Arbeit die Herstellung besserer Häuser. Kaum einer unter den Eingebornen wollte anfangs helfen; gaffend ließen sie den Missionar im Sonnenbrande Holz herrichten, an der Feuereisse und am Amboß schaffen und der Überanstrengung erliegen. Christliche Barmherzigkeit, die ihres Elends sich an-

nahm, bestimmte sie allmählich, dem Fremden gegen Übernahme ihrer Schuld Pfänder oder Sklaven zur Arbeit zu leihen, rohe, ungeschickte Leute, in denen aber der Glaube die unsterbliche Seele sah und deren Erziehung zur Arbeit ein Liebesdienst von unendlichem Werte war. Und nach und nach sägten sie ihre Bretter gerade, wurden unter hundert Ziegeln zehn brauchbar, freuten sich die Leute ihrer Erfolge, und als das erste Haus schön wie ein Palast vor den Augen der Neger stand, wollten auch freie Leute von den großen Künstlern aus Europa den Gebrauch von Säge, Axt und Hobel lernen. „Die Liebe hatte gesiegt. Der Missionar aber legte ermattet sein Haupt zur letzten Ruhe nieder — kein Hausbau, der nicht wenigstens ein Menschenleben gekostet hätte!" Jeder Fortschritt in der Stationsanlage — Möbel, Garten, Wege, Zisterne — war den staunenden Negern eine neue, große Offenbarung, ein Bild unbekannten Könnens, die Enthüllung einer neuen Wunderwelt der Ordnung, und wenn dann in dieser der weiße Mann sein Familienleben einbürgerte, die Gattin waltete, die Zeit im Dienste Gottes für Pflicht und Liebeswalten eingeteilt und ausgekauft wurde, faßten die Neger Vertrauen, übergaben solchen Leuten ihre Kinder zur Erziehung, und aus diesen wurden die Säulen der Gemeinden.

Bei den Christen ging die Nachahmung mit der Herzenserneuerung Hand in Hand. Es konnte ihnen, die ans ewige Licht traten, nicht mehr wohl sein in dunkeln, dumpfen Hütten; ihr Glaube an Reinigung von Sünden enthob sie dem Schmutz; zur Würde der Gottesgemeinschaft berufen, begannen sie das Bedürfnis nach einem Dasein zu empfinden, worin sie sich achten konnten.

Die Aussendung von Missionaren, die ein Handwerk getrieben hatten, trug gute Früchte. Die früh verstorbenen Mürdter und Sebald hinterließen als ihre Schüler mehrere eingeborne Schreiner, Mohr und Locher gaben allerlei wertvolle Anleitung. Das Bedürfnis nach gründlicher Ausbildung und das Wachstum des Werkes, das Neubauten erforderte, führten zur Gründung eigentlicher Handwerkerschulen, damit dem kulturlosen Lande durch Einführung der nötigsten Industriezweige eine Wohltat zuteil würde und den Christengemeinden zur moralischen und ökonomischen Förderung. Diese Unternehmung begann 1857 durch Aussendung des Zimmermanns Laisle aus Württemberg und des Schreiners Lindenmeier aus Spöck. „Sie sollen mehr mit dem Kopf arbeiten und womöglich Handwerker aus den Gemeindegliedern erziehen," lautete ihre Bestimmung.[55]) Ihnen folgten innerhalb von acht Jahren Schlosser, Wagner, Maurer und Schuhmacher.

Der Anfang war schwer. Die europäischen Meister wechselten durch Tod und Krankheit rasch, die Erziehung von Menschen ohne jeden Begriff von Pflicht, Disziplin und Ordnung war harte Arbeit. 1870

gab es in Christiansborg, dem Sitz dieser Bestrebungen, eine Schreinerei und Wagnerei mit 26 eingebornen Arbeitern und einem Inventar von Fr. 16 300 („Der Weg ist gebahnt, ein europäischer Meister kann mit Fleiß etwas Ordentliches verdienen," urteilte die Industriekommission), ferner eine von Bohner freundlich, sachkundig und mit schönem Erfolg geleitete Schuhmacherei, endlich eine Schlosserei und Schmiede mit 16 eingebornen Lehrlingen und Arbeitern. Die Mission erwies der ganzen Westküste einen großen Dienst damit, daß sie — und sie allein — einen brauchbaren Handwerkerstand heranbildete. Manche freilich brachten es nicht über die Stümperei hinaus, weil sie die Lehre zu früh verließen, um Meister zu werden; andere aber machten als Arbeiter oder Meister ihren europäischen Lehrherren alle Ehre, und indem die hier ausgebildeten Leute durch das Land und ins Innere zogen, verbreiteten sie die besten Kulturbedürfnisse. Durch die englische Asante-Expedition 1873/74 gelangte die Basler Missionsindustrie zu besonderer Anerkennung: da flickten diese Schuster das Lederzeug, reparierten die Schlosser Geschütze und Gewehre, bauten die Schreiner am Volta ein großes Proviant- und Munitionsmagazin. Überhaupt erlangte die Basler Mission durch ihre Handwerker einen guten Ruf längs der ganzen Westküste.[56]) Die Industriebrüder trugen den Missionarstitel und unterstanden wie die Missionare der Stationskonferenz und ihrem Präses; für ihr erstes Jahr hatten auch sie eine persönliche Verwilligung, nachher sollten sie auf eigene Rechnung arbeiten und das für den Geschäftsbetrieb Erforderliche dem Komitee verzinsen.

Der Bodenkultur widmete die Mission seit der Neugründung ihr Augenmerk. Die Westindier waren auf Landbau angewiesen. Sie führten allerlei Nutz- und Nährpflanzen ein, kultivierten Kaffee, Kakao, Tabak, Pfeilwurz u. a. und erzielten mit ihren Pflanzungen erfreuliche Resultate; der Mangobaum verbreitete sich von hier über die Goldküste. Die Eingebornen konnten von ihnen manches lernen, z. B. das Holzschneiden und die Herrichtung von Schindeln. Aber sie ließen es im allgemeinen an Ausdauer und Unternehmungslust fehlen und fühlten zur strengen Feldarbeit keine Lust; auch war die herrschende Unsicherheit und Stehlerei der Landwirtschaft noch im Wege. Dem Europäer blieb es vorbehalten, diese Kulturarbeit bis zum Erfolge zu führen und dadurch den Neger zur Nachahmung zu reizen.

So machte sich denn die Mission selbst ans Werk. Zunächst betrieb ein Handwerksbruder nebenher den Plantagenbau in Akropong; später (1857) erhielt die Station einen Landwirt und eine Anstalt für die Erziehung von Handwerkern und Pflanzern. Man probierte alles Mögliche. Von 24 neuen Sorten Getreide und Hülsenfrüchten ge-

diehen nur sechs oder sieben, um so besser lohnte der Gemüsebau. Baumwolle und Gummi arabikum kamen sehr gut fort.

Man kultivierte Reis, Tabak, Kakao, machte einen kleinen Versuch mit der Weinrebe und warf sich besonders auf den Anbau von Kaffee, der 1857 13 Zentner erzielte, eine Qualität, die dem Mokkakaffee nicht nachstand.[57]) Der Plantagenbau in Akropong wurde bis 1878 unter den erschwerendsten Verhältnissen von der Mission betrieben; die europäischen Ökonomen wechselten in der heißen Arbeit rasch (der Zürcher Lang hielt zehn Jahre aus); 1857—1878 waren es sechs, zwei starben, die andern kehrten entmutigt oder gebrochen heim. Als der letzte dem Klimafieber erlag, wurde die Plantagenwirtschaft den christlichen Eingebornen übergeben, indem man die Kaffeepflanzungen an sie verpachtete und die Pachtgelder in die Kirchenkasse fließen ließ, auch einen Teil des Landes an die Anstalten übertrug, die es durch ihre Schüler bebauten.[58]) Daß in Akwapem und darüber hinaus überall Kaffeepflanzungen bestehen, stammt von der Mission her.

Auf andern Stationen des Inlandes pflanzte der Missionar je nach Neigung und Geschick in kleinerem Maßstabe. Süß in Gyadam erwarb sich durch Ackerbau und etwas Tauschhandel den nötigsten Lebensunterhalt. Seine Missionsmethode fand zwar keine Nachahmung, da sie zu individualistisch war; immerhin regte sie in kulturlosem Lande zu allerlei Ideen an. Zimmermann vertrat die Idee der Kulturmission mit Begeisterung; sein Afrika sollte sich auf landwirtschaftlicher Grundlage großartig entwickeln, den Völkern Deutschlands durch Kolonisation zur Lösung ihrer sozialen Fragen helfen, der Christengemeinde in der antichristlichen Zeit die Zufluchtsstätte bieten. Er hatte unstreitig große Ahnungen: noch ehe es ein geeinigtes Deutschland überhaupt gab, kündigte er seinem Volk in Afrika eine hohe Kulturmission an.[59]) Zimmermann versuchte deutsch-christliche Kolonisation. Als nach der Zerstörung von Christiansborg 1854 die zerstreute Gemeinde auf dem bisher brachliegenden Missionsland in Abokobi gesammelt wurde, genügte ihm die Anlage einer christlichen Negerkolonie nicht. Weite, unbebaute, ertragreiche Ländereien waren vorhanden, die ihn reizten, zunächst im kleinen seine Idee zu verwirklichen. Er wollte einige deutsche Bauern und Handwerker ansiedeln, die durch christliches Vorbild und Arbeit auf eigene Kosten die Mission zivilisatorisch fördern sollten. Er setzte voraus, daß diese Ansiedler in Afrika blieben, und hoffte von ihnen, daß sie auch Kleinhandel und Gewerbe förderten und das Volksleben im allgemeinen sozial höben.

Das Komitee ließ ihm auf seine Verantwortung freie Hand. Er erstand bei Abokobi etwa 100 Morgen und warb mit Steinhauser, den er für seinen Plan gewonnen hatte, in der Heimat um einige junge,

geeignete Bauern. Alles war vorbereitet, die Auswanderer standen unmittelbar vor der Abreise: da raffte das Klima den tüchtigen Steinhauser hinweg. Nun hielt es das Komitee für seine Pflicht, von Ansiedlung europäischer Kolonisten in diesem ungesunden Lande abzuraten; die Sache unterblieb und Zimmermann war um eine Enttäuschung reicher.[60])

Immerhin wurden auf der Station Abokobi mancherlei Versuche in der Ökonomie angestellt; man probierte es auch mit Viehgewöhnung und -Zucht. Aber nach kurzem Bestand ging die Missionsökonomie von Abokobi wieder ein, als das Klima ihren Leiter wegraffte. Die jahrelangen Bemühungen der Basler Mission auf dem Gebiete des Landbaues führten nicht zu dauerhaften Unternehmungen. Sie waren trotzdem nicht erfolglos. Sie förderten in mancher Beziehung. Der Kaffee- und Kakaobau, der in den letzten Jahrzehnten für die Goldküste so wichtig geworden ist, geht auf die Anregungen der Mission zurück. Aber der Missionsbetrieb solcher Unternehmungen scheiterte an der Arbeiterfrage. Der Neger sträubte sich gegen den Dienst des Weißen, der Mission fehlte es an den nötigen Kapitalien, und die Eingeborenen gingen im Landbau lieber ihre eigenen Wege.

Die Missionsstation bedurfte richtiger Verkehrsverbindungen. Die Fahrwege fehlten anfänglich ganz, die Waren mußten durch Träger mit ungeheuren Kosten in kleinen Partien befördert werden, auf mißlichen Pfaden. Das Reisen bei Unwetter oder in Krankheit war für den Missionar überaus beschwerlich, und an einen ordentlichen Absatz der landwirtschaftlichen Produkte und ein Gedeihen der Kaffeekultur war gar nicht zu denken. Die Missionare taten mit Schülern und Arbeitern zunächst das Nötigste um ihre Stationen her. In den fünfziger und sechziger Jahren wurden zeitweise zwei Laienmissionare mit der Aufgabe betraut, Christiansborg mit dem 18 Stunden landeinwärts gelegenen Odumase durch eine Verkehrsstraße zu verbinden. Sie führte vom Strande durch Prärie und niedriges Buschland über den Bergrücken von Akwapem zu den Städten Aburi und Akropong und dann ans Ziel. Eine weitere Straße zweigte landeinwärts ab, um durch die Ebene den Volta zu gewinnen; sie blieb unvollendet, da der Leiter des Unternehmens dem Klima erlag, bevor es fertig war. Diese Wegbauten kosteten bedeutende Opfer; sie wären Sache der englischen Regierung gewesen, sie aber befaßte sich damals in ihrer Politik nur mit dem äußersten Küstenrande, im Schußbereich ihrer Kanonen. Immerhin gewährte sie auf wiederholte Bitten mehrfache Geldunterstützung für diesen Zweck, und hie und da konnte ein beurlaubter Missionar in England etliche Mittel flüssig machen für solche unabwendbare Nebenaufgabe; besonders die Quäker zeigten Interesse.

In einem solchen Gesuch der Mission an die englische Regierung heißt es z. B.: „Seitdem die ehemals dänischen Kolonien an der Guineaküste an die englische Regierung übergegangen sind, halten wir mit großer Sehnsucht Ausschau nach solchen Maßregeln der politischen Regierung, durch welche alle die Segnungen sich über die Negerstämme der Westküste werden ergießen können, welche die göttliche Vorsehung ihnen durch die christliche Zivilisation nach dieser so langen Zeit tiefster Versunkenheit bescheren will." In dem betreffenden Gesuch (es handelt sich um eine Straße über Akropong bis Gyadam) erklärte sich die Mission bereit, einen Aufseher zu stellen und einen jährlichen Beitrag an die Baukosten zu leisten, wenn die Regierung die Sache protegiere und unterstütze.[61])

Die Mission bemühte sich, Fahrverkehr einzuführen. Ein Wagner wurde ausgesandt, um die nötigen Gefährte herzustellen; ein Ökonom versuchte die Anwendung von Zugvieh, man probierte es der Reihe nach mit Pferden, Maultieren, Ochsen, Eseln. Aber das Vieh erlag der Tsetsefliege, und weil die mit so großem Aufwand hergestellte Straße nicht in Verkehr genommen werden konnte, verwilderte sie wieder und wurde erst 20 Jahre später von der Regierung, nachdem die Küste englische Kolonie geworden war, hergestellt und erweitert.[62])

Allen diesen Bemühungen, den Bewohnern der Goldküste im zeitlichen und ewigen Leben zu helfen, drohte 1865 große Gefahr. Weil die Sicherung des Protektorats gegen die Asanteer nicht glücken wollte, wurde im Parlament die Forderung gestellt, die Goldküste aufzugeben, während die Liberalen sie zur Kolonie umwandeln wollten. Die Verhältnisse befriedigten in keiner Beziehung. Die nicht hoch besoldeten Beamten ließen zu wünschen übrig und wechselten rasch; englischer Einfluß galt nur am schmalen Küstensaum; im Innern regierten die Häuptlinge ohne Beaufsichtigung, und bei ihrer Willkürherrschaft konnte die Mission mit ihrem Institut der christlichen Ortsvorsteher kein Gelingen haben. Gab nun England die Goldküste auf, so wurde sie entweder von den Asanteern überschwemmt und ins Unglück gestoßen, oder von den Franzosen annektiert und mit Jesuiten, Sklavenhandel und Verbrecherkolonien beschenkt: so sah ihre Zukunft dann aus. Für die Basler Mission, deren Werk nach 36 opferreichen Jahren aufzublühen begann, war alles in Frage gestellt; daß der Rückzug der Engländer die Überflutung durch die Asanteer zur nächsten Folge haben würde, stand in sicherer Aussicht.

Die Regierung war unschlüssig. Sie ließ durch eine Parlamentskommission die Verhältnisse untersuchen und erwartete ihr Gutachten. Die Mission, die gründlichste und selbstloseste Kennerin der Sachlage, erkannte es als ihre Pflicht, auch ihre Stimme zu erheben. Schrenk,

der gerade in England weilte, wurde vom Komitee bevollmächtigt, ihre Interessen zu wahren. Er arbeitete ein Gutachten aus, das jedes Parlamentsmitglied erhielt, und vertrat die Sache auch mündlich in der Parlamentskommission (4. Mai 1865), „wohl vorbereitet, weil ich wußte, was auf dem Spiele stand. Manche Gutachten, die ich da hörte, hatten wenig Wert, weil zuviel persönliche Interessen herausschauten und es an Kenntnis von Volk und Land fehlte. Ich spitzte das meinige dahin zu, daß die Regierung moralisch verpflichtet sei, das Protektorat aufrecht zu erhalten. Es machte Eindruck, und der Kolonialminister sagte mir nachher privatim, mein Gutachten sei das sachlichste gewesen. Gott sei Lob und Dank! Das Resultat der Untersuchung war: Die Goldküste blieb englisch. Die nachfolgenden Jahre haben es bewiesen, welche furchtbare Katastrophe über uns hereingebrochen wäre, wenn die Regierung die Küste sich selbst überlassen hätte.“ [63])

Schrenks Gutachten war in seiner Tatsachensprache ein wuchtiges Zeugnis für die verheißungsvolle Pfadfinderarbeit der Mission in der Richtung auf christliche Kultur. Er wies auf die durch sie eingeführte aussichtsreiche Kaffee- und Baumwollkultur, auf die natürlichen Reichtümer von Akem, die eine Quelle schöner Einkünfte werden könnte, wenn die Regierung die nötigen Wege anlegen wollte, wie überhaupt die Herstellung friedlichen Zusammenwirkens der Stämme durch Straßenbauten die Asanteergefahr für die Zukunft bannen würde. Er betonte: Während vor 20 Jahren nur wenige an der Küste lesen und schreiben konnten, eine einheimische Literatur nicht bestand, ist jetzt mit dieser ein hübscher Anfang gemacht und sind Tausende des Lesens und Schreibens kundig. „Überblicken wir das ganze Werk der Mission während der letzten 20 Jahre, so haben wir Ursache zum Dank gegen Gott für großen Erfolg. Christliche Zivilisation ist das Werk des Friedens; sie wird mächtig fortschreiten durch eine gerechte englische Verwaltung.“ Schrenk bat, aus der Goldküste eine britische Kolonie zu machen und sich ihrer fortan tatkräftig anzunehmen, durch wirkliche Besetzung mit geeigneten Beamten, dem leidigen Kaurigeld durch allgemeine Einführung englischer Münze ein Ende zu machen und die Asanteer durch Friedenspolitik und Straßenbau zu besiegen, vielmehr als durch Heere, die im weglosen, feuchten Urwald nur zugrunde gehen müßten. „England verdankt seine bevorzugte Stellung unter den Völkern der Vorsehung Gottes. England hat als ein evangelisches Land einen besondern göttlichen Auftrag erhalten unter den unzivilisierten Völkern. Dieser Auftrag muß zum Eingreifen führen, nicht durchs Schwert, wohl aber durch friedvolle Anwendung moralischer und kommerzieller Überlegenheit. Würde England seinem von der Vorsehung empfangenen Auftrage untreu werden, so würde es sich selbst

aufgeben. 300 Jahre lang haben die Engländer und andere europäische Nationen Afrika schweren Schaden zugefügt; es ist nun insbesondere Englands Pflicht, den Schaden wieder gut zu machen. Es wäre ein Unrecht, die Goldküste im gegenwärtigen Zustand der Unordnung, in dem sie sich seit dem Asantekrieg befindet, fahren zu lassen. Die britische Regierung ist dafür verantwortlich, daß zwischen den Nachbarstämmen friedliche Beziehungen wiederhergestellt werden, ehe irgendein Recht dazu besteht, das Aufgeben des Protektorats auch nur zu erörtern." [64])

Die Missionshandlung entsprang dem Bedürfnis. Die Missionare im Innern konnten sich, wenn sie auf ihre Gesundheit Rücksicht nehmen wollten, nicht mit dem begnügen, was für ihren Unterhalt an Ort und Stelle zu haben war, und auch für ihre Bauten bedurften sie europäischer Artikel. Es empfahl sich, diese Dinge durch Fachleute zu besorgen, zur Entlastung der Missionare. Dazu kam ein sittlicher Zweck: die Befreiung der Bevölkerung von einem verderbenbringenden Handel in Schnaps, Waffen und Pulver durch Einführung eines reellen Geschäftsverkehrs. Wie Hermann Ludwig Rottmann, der 1854 in Christiansborg eintraf und der Begründung und Förderung der Missionshandlung an der Goldküste 43 Jahre widmen konnte, ist im ersten Bande, S. 388 ff., dargestellt worden. Im Jahre 1863 bestimmte das Komitee, um einer allzu raschen Entwicklung der Handlung, mit der die Mission nicht Schritt halten könnte, zu wehren, daß es in Afrika „für jetzt bei zwei kaufmännischen, mit Europäern besetzten Stationen bleiben soll". Als solche wurden Ada an der Voltamündung und ein durch eine Untersuchungskommission am obern Volta zu bestimmender Platz genannt. Ihre Nachforschungen führten zur Besetzung von Anum, welcher Ort besonders wegen des Exports von Baumwolle in Betracht kam. Anum und Adafo wurden nun die beiden bewilligten Europäerstationen.

---

4. Kapitel.

Die Missionsschule.

Das Schulwesen der Basler Mission erlangte hohe Bedeutung. Lange dauerte es, bis die Eingebornen in diesem Land ohne Schriftsprache und Schule von ihrem Wert und Wesen einen schwachen Begriff bekamen; aber nach mühsamer Entwicklung mußte ihre Wir-

kung um so deutlicher hervortreten. Da es noch keine Regierungsvorschriften gab, konnte die Mission das Schulwesen durchaus nach ihren Grundsätzen einrichten.

Die ersten Schulen waren natürlich äußerst primitiv. In Christiansborg ging es leidlich, da durch die Mulattenschule für Knaben und Mädchen im Fort schon ein Anfang gemacht war und die beliebte englische Sprache baldigen Austausch ermöglichte. In Akropong dagegen fehlte es anfangs an allen nötigen Voraussetzungen; ohne Geschenke an Geld und Kleidern waren keine Schüler zu bekommen, und das Volk meinte angsterfüllt, die Kinder müßten die Sklaven der Missionare werden. 1846 gab es in Akropong 12 Schulknaben, in Christiansborg 36 und 8 Schülerinnen, Ende 1847 dort 70, hier über 200 Schulkinder.

Es ist oben schon gezeigt worden, wie die Missionare dazu kamen, Schulkinder ganz in ihre Pflege zu nehmen. Regelmäßiger Unterricht und wirkliche Erziehung waren ohne dies vielfach unmöglich. So begegnen in den Missionarsfamilien der Goldküste die Hauskinder, die in ihrer schulfreien Zeit im Haushalt beschäftigt wurden. Im Komiteeprotokoll von 1851 (30. April) ist zu lesen: „Es wird berichtet, die Frauen beider Stationen hätten seit einiger Zeit etliche Mädchen zur Erziehung um sich gehabt, die aber zur völligen Erreichung des Zweckes ganz bei den Missionaren wohnen sollten. Es sollten daher, wenn auch nur geringe, Wohnungen für sie errichtet werden." Die Generalkonferenz 1851 war in betreff der ihr vorgelegten Frage der Mädchenerziehung geteilter Ansicht; zwei wünschten die Einführung eigentlicher Mädchenanstalten, zwei wollten die Familienerziehung beibehalten. Das Komitee entschied: „Da vorerst bloß die Erziehung zu guten Hausmüttern, noch nicht zu Lehrerinnen angestrebt wird und die Missionsfrauen Raum genug zur Aufnahme etlicher Mädchen für die Familienerziehung haben, soll mit letzterer der Anfang gemacht werden."

Die Hauserziehung mußte genauer geregelt, die Trennung der Geschlechter angeordnet werden. Der Vorschlag der Station Akropong, die Hausknaben bei Missionar Mohr, die Mädchen bei Frau Widmann unterzubringen, veranlaßte das Komitee zur grundsätzlichen Verordnung, daß in der Knabenanstalt keine Dienstmädchen, in der Mädchenanstalt keine Dienstknaben aufzunehmen seien. Damit fiel die Lizenz der Missionare, sich nach Belieben mit Knaben und Mädchen zu umgeben, dahin, und aus der durch die Hauskinder erweiterten Familie entwickelte sich die Knaben- und Mädchenanstalt[65]) für die beiden Sprachgebiete: jene in Christiansborg und Akropong, diese in Abokobi und Aburi. Die Mädchenanstalt in Aburi übernahm ein Frauenverein in Petersburg „zur leiblichen Versorgung".

Ein Bericht Dieterles vom 6. Dezember 1858 hob die großen Schwierigkeiten dieser Mädchenerziehung hervor: der Bauch sei ihr Gott, die Gewöhnung an die Arbeit halte bei ihnen noch viel schwerer als bei den Knaben, sie seien auf die niedrige Stufe von Sklavinnen der männlichen Geschlechtsgelüste herabgesunken. Die Räumlichkeiten waren noch sehr primitiv: ein Haus nach Negerart, mit vier Gelassen; das eine war Schul- und Schlafzimmer, das andere Aufbewahrungsort für Kleider und Teppiche, das dritte für Wasser und Speisen, im vierten wohnte die Lehrerin Rose Miller, eine Westindierin. Die Eltern lieferten den Kindern um das Geld, das sie von der Mission empfingen, die Rohkost — oder auch gar nichts, und dann mußten sie eben hungern. Unter solchen Umständen begrüßte Dieterle die Hilfe des Petersburger Frauenvereins von Herzen.

Im Jahre 1862 regelte das Komitee die Kostfrage, indem es auf Antrag der Frauenkonferenz in Abokobi beschloß, daß fortan „die Anstaltskinder in der Anstalt zu essen hätten, am Tisch mit Anstaltseltern und Lehrerinnen, selbst auf die Gefahr hin, daß weniger Kinder kommen. Damit fällt Bezahlung der Kost und Essenholen weg".[66])

Die Anstaltserziehung der Mädchen führte zur Berufung europäischer Lehrerinnen. Die erste Bitte um eine solche unterbreitete Stanger dem Komitee 1854, mit der Begründung, daß die Missionarsfrauen oft leidend oder sonst in Anspruch genommen seien und daß für das weibliche Geschlecht mehr getan werden sollte.[67]) Die Stationskonferenz Christiansborg, zur Begutachtung veranlaßt, war geteilter Meinung. Das Komitee erwog, daß „Verwendung lediger Frauenspersonen schwierig sei, wenn mit ledigen Brüdern auf gleicher Station; es könnte Anzüglichkeiten geben"; zugleich aber erkannte es, „die große Nützlichkeit einer Lehrerin durch Einwirkung auf die weibliche Jugend in Afrika" — wegen der erschöpften Mittel jedoch war ein Vorgehen nur denkbar, wenn die Frauengesellschaft den Unterhalt übernahm.[68])

Im Jahre 1856 war die Lage der Mädchenanstalt des Gadistrikts derart, daß sie eingehen mußte, wenn nicht Hilfe aus Europa kam. Diese wurde ihr zuteil durch die Württembergerin Wilhelmine Maurer, die erste unverheiratete Missionsarbeiterin in Afrika. Das Komitee hatte englisches Vorbild im Auge, als es sie zur Leiterin der Anstalt bestimmte.[69]) Während bisher die Missionarsfrauen zugleich Hausmütter und Vorsteherinnen solcher Anstalten gewesen waren, wurde nun grundsätzlich betont: „Mädcheninstitute sollten bloß von Frauenzimmern geleitet werden, und darum könnte man der Maurer nach einiger Zeit noch eine zweite nachsenden. Männliche Hilfe bedarf

man nur für den Notfall, und dazu genügen Eingeborne."[70]) Zu Wilhelmine Maurer gesellte sich die Schweizerin Katharina Rüdi; am 1. März 1858 wurde die Mädchenanstalt des Gadistrikts feierlich der Leitung dieser beiden übergeben.

Recht bald mußte die Vorsteherin die Hilfe des Inspektors anrufen, um ihre Aufgabe lösen zu können. Für die Missionarsfrauen war es gar bequem, nach ihrem Belieben Mädchen aus den Lektionen zu häuslichen Arbeiten wegzuholen; sie wollten von diesem Brauch nicht lassen und in einen andern Willen, der Ordnung gebot, sich nicht schicken. Anfangsnöte der Frauenmission! — In das Tschi-Institut trat die Bernerin Anna Furrer ein. Die Distriktskonferenz wünschte eine zweite Lehrerin; das Komitee ließ diese Sache „in suspenso, bis die Stellung der Schwestern überhaupt, die etwas kritisch zu werden anfängt, geregelt wird".[71]) Wilhelmine Maurer wirkte bis 1869 ohne Erholungsaufenthalt in Europa, 1887 verließ sie ihr afrikanisches Arbeitsfeld für immer.

Die Einführung des Gemeindeschulwesens, durch das allein die christliche Gemeinde zum persönlichen Gebrauch der Bibel und dadurch zur Mündigkeit erzogen werden konnte, war ein schweres Stück Arbeit. Fetischpriester und -Diener wehrten sich wütend gegen die christliche Schule als ihren schlimmsten Feind, der Licht brachte, und den Nutzen der Schule sah man im Innern nicht so bald ein. Es ging mit dem Schulehalten auf den Außenstationen unsicher auf und nieder; lange Zeit war Date die einzige Filiale von Akropong mit geregelter Gemeindeschule. Diese Schulen, die auch Heidenkinder aufnahmen, konnten einen Aufschwung erst nehmen, als 1. mehr eingeborne, gebildete Lehrkräfte zur Verfügung standen, 2. das Missionsschulwesen unter besondere Aufsicht gestellt und systematisch geordnet wurde. Das Verhältnis von Anstalts- und Gemeindeschulen veranschaulichen die folgenden Zahlen:

	Anstalten			Gemeindeschulen		
	Knaben	Mädchen	Im ganzen	Knaben	Mädchen	Im ganzen
1855	9	15	24	?	?	54
1860	49	61	110	178	50	228
1865	120	87	207	243	115	358
1869	127	109	236	200	97	297

Die Gemeindeschulen entwickelten sich nicht im gleichen Verhältnis wie die Anstalten.

Die Ausbildung von Katechisten und Lehrern faßten Riis und Widmann sofort ins Auge, als sie mit den Westindiern nach Afrika kamen. Dieser machte den ersten Anfang in Christiansborg

mit „drei christlichen, neukonfirmierten Negern von der dänischen Küste", die Schullehrer werden wollten, und zwei andern, die hinzukamen.[72]) Dem oben erwähnten Plan eines Negerseminars in Westindien zog Riis die Gründung eines eigenen, womit er in Akropong, im Einverständnis mit dem Komitee begann, vor. Daß die Missionsleitung die Ausbildung eingeborner Gehilfen ernstlich erstrebte, geht auch aus Kösters Instruktion hervor: er solle in Osu „eine möglichste Anzahl wahrhaft bekehrter Eingeborner zu Schullehrern und Predigtgehilfen heranbilden".[73]) Es mochte etwa ein halbes Dutzend junger Leute sein, die an beiden Orten mit einem Missionar zusammen wohnten und von ihm das lernten, was er ihnen mitteilen konnte und wollte, ohne Lehrplan, darum auch mit Raum für hohe Gedanken (Zimmermann wollte sie Hebräisch lehren, was das Komitee jedoch als „zu hoch, unpraktisch und zeitraubend" ablehnte). „Ein vorgeschriebener Lehrplan für die Katechistenschule tut not, es wird darauf Bedacht genommen werden," meinte das Komitee am 6. April 1853. Die schönen Zeiten des Individualismus mußten schwinden. Bei der Aufstellung des Lehrplans ließ sich das Komitee von dem Gedanken leiten: „Schullehrer sind das erste Bedürfnis für unsere afrikanische Mission; können aber einzelne Zöglinge auch zu Katechisten gebildet werden, so ist solches für die Verbreitung des Evangeliums gewiß wünschenswert. Aus den beiden afrikanischen Anstalten können sowohl Schullehrer als Katechisten hervorgehen. Man kann überhaupt zwischen Katechisten und Schullehrern nicht so genau unterscheiden, da eins ins andere ein- und hinübergreift."[74])

Indem nun in die Ausbildung eingeborner Gehilfen System gebracht wurde, mußte die Frage entstehen, ob nicht eine Verschmelzung der beiden Anstalten förderlich sei. Ein Lehrer konnte an einem Seminar nicht genügen; woher aber sollte die Mission für beide je zwei taugliche Männer nehmen? Das Komitee beschloß 1854, vorläufig noch beide fortbestehen zu lassen; Zimmermann und Christaller sollten mit ihren sprachlichen Arbeiten besser vorankommen, ehe man sie für die Lehrtätigkeit in Ga und Tschi beanspruchen wollte.[74]) Im Jahre 1856 war die Lage so weit abgeklärt, daß die afrikanische Generalkonferenz selbst die Vereinigung beantragte, mit dem Wunsche, es möchte „hinsichtlich der Vertragsamkeit der beiden Stämme ein besonderer Paragraph in die Katechistenschulordnung eingefügt werden". Das Komitee beschloß die Verschmelzung und wies Zimmermann an, mit seinen Gazöglingen nach Akropong überzusiedeln.[75]) Die Doppelsprachigkeit war hier nicht so schwierig wie in Indien, da die Ga- und Tschineger häufig schon von Jugend auf beide Sprachen verstehen und sie jedenfalls leicht lernen.

Ohnehin war dem Gaseminar die Heimstätte durch die englischen Kanonen 1854 in Trümmer geschossen. Im September 1856 traf Zimmermann mit sieben Zöglingen in Akropong ein, vier trieb allerdings das Heimweh wieder an die Küste, die drei zurückbleibenden bildeten mit zehn Tschijünglingen die erste vereinigte Seminarklasse; vier wurden 1857, die übrigen 1858 geprüft und angestellt. An Nachschub fehlte es nicht; im September 1858 traten 21 ein, unter ihnen zwei Söhne des Krobokönigs, und in den kommenden Jahren gab es immer mehr Eintretende als Abgehende. Die Frequenz betrug 1860: 23, dann 32, 37, 1863 sogar 40. 1860 erhielt die Anstalt ihre neuen Häuser, die mit den Wohnungen der zwei europäischen Lehrer einen Hof im Viereck umgaben. 1858 wurde die Dauer des Kurses von vier Jahren auf fünf erhöht. Zwei Klassen gingen nebeneinander her, indem alle zwei bis drei Jahre eine neue aufgenommen wurde.[76]) Die Zöglinge brachten bisher höchstens die Kenntnisse der Knabenschule mit; daher konnten die eigentlichen theologischen Fächer noch nicht in Betracht kommen, man mußte sich mit dem Einfachen begnügen: Kenntnis der Bibel, etwas Weltgeschichte, Sprachübungen in Ga, Tschi und Englisch und praktische Vorbildung in Predigt- und Schulhalten. Der Erfolg war erfreulich.

Es fehlte jedoch das Mittelglied zwischen Elementarschule und Seminar. Die Zöglinge bedurften einer bessern realistischen Ausbildung vor dem Seminar. Dieses sollte für gründliche theologische Arbeit Raum haben. So entstanden die Mittelschulen in Christiansborg und Akropong, 1863. Dies war überhaupt das Jahr der Neuorganisation des Schulwesens. Die Knabenanstalt erhielt sechs Klassen, die beiden obersten als Seminarklassen mit Englisch (7. bis 14. Jahr). Es folgte die Mittelschule in vier Klassen (14. bis 18. Jahr), mit Bibelerklärung, Religionslehre, Realfächern (die Weltgeschichte konnte das Negervolk zum richtigen Selbstbewußtsein erwecken), Fortbildung im Englischen und Griechisch in der obersten Klasse. Nun wurde die Katechistenanstalt zum eigentlichen Predigerseminar mit vier Klassen (18. bis 22. Jahr). Das in Bau und Geist den afrikanischen Sprachen nahestehende Hebräisch wurde auf Bitten der Seminaristen, die dafür besondern Eifer bekundeten, in den Lehrplan aufgenommen. Auf jeder Stufe übte man den Gebrauch der Muttersprache. Für besondere Lehrerbildung wurden im Anschluß an die Knabenanstalten Einrichtungen getroffen. Am 8. September 1863 geschah die Eröffnung des Seminars in seiner neuen Gestalt, unter Mader und Harnisch, der Mittelschule unter Strömberg. Die Frequenz des Seminars ging nun natürlich stark zurück; sie betrug 1864: 10, dann 8, 8, 8, 9, 13, 18. Nebenher ging fortan die besondere Rubrik der Lehrerzöglinge; es

waren 1864: 3, dann 3, 2, 1, 3, 2, 4. Für den Lehrerberuf zeigten die Neger ein bedeutend geringeres Interesse als für den des Predigers. Akropong war jetzt Mittelpunkt des Schulwesens für die ganze Mission, indem von hier die Prediger ausgingen.

Bevor das Predigerseminar ausgebaut war, hatte man mehrfach versucht, Neger im Missionshaus auszubilden. Es war nicht gelungen; David Asante zwar und später Nikolaus Clerk ertrugen es, aber von vier Jünglingen, die 1858 nach Europa kamen, mußten drei sofort heimkehren; der vierte, Wilh. Oforikai, starb an der Auszehrung.[77])

Um diesen schönen Ausbau des Schulwesens erwarb sich der Württemberger Johann Gottlieb Auer große Verdienste.[78]) Er war 1832 als Sohn eines blutarmen Feldhüters geboren, brachte es unter größten Schwierigkeiten zum Lehrer und übernahm nach seiner Ankunft in Afrika den Seminarunterricht in Akropong. Schulmeister mit Leib und Seele, gab er sich dem Schulwesen der Mission besonders hin und wurde 1859 ihr Generalschulinspektor. Er regte mancherlei Gutes an, z. B. die Errichtung von Schulfonds und die Erwerbung von Schulland: Jede Station sollte Land haben, das die Schüler bebauten, um mit dem Ertrag Schule und Schüler zu unterhalten; die Mission trat unbebautes Land, wo sie es hatte, an die Schule ab oder überließ ihr den Ertrag, auch setzte das Komitee zur Anschaffung von Schulland £ 30 aus (1861). Auer betonte, die Mutter sei oft auf den Plantagen und könne für die Schulkinder nicht kochen, und es sei billig, auch für die Heidenschüler etwas zu opfern, ebensogut wie für die der Anstalten. Die Schulpflanzungen bürgerten sich ein.[79]) Um die Heidenkinder zu erreichen, regte Auer Straßenschulen an, in der Weise, daß wöchentlich ein- oder zweimal die Straßenjugend im Freien zum Unterricht versammelt wurde.

Auer setzte die Verfügungen durch: Anstaltskinder dürfen während der Schulzeit nicht zu Privatdiensten verwendet werden; Tauf- und Konfirmandenunterweisung sind vom Religionsunterricht der Schule getrennt zu halten. Er trat ein für die selbständige Wirksamkeit europäischer Lehrerinnen in der Leitung der Mädchenanstalten, unter Mitwirkung verheirateter, eingeborner Lehrer; überhaupt durchdrang sein fördernder Einfluß alle Gebiete des Schulwesens.

Sein Schulbericht 1861 ist geeignet, den Mann zu charakterisieren. Er hat den Wert eines anschaulichen Stimmungsbildes und verdient es unter diesem Vorbehalte, ohne auf sachliche Richtigkeit unbedingten Anspruch zu erheben, bekannt zu werden. „Leider muß ich sagen, daß die meisten unserer Brüder keinen Sinn für Schule haben. Man treibt alles mechanisch, wie gewisse Schulmeister daheim, so daß ich Mühe habe, diesen Schulmeistergeist zu verbannen. Der Schlendrian war sichtbar in den Schulen und in den Instituten. In Christiansborg fand ich Knaben beim A B C, als ich kam (1858);

sie sind noch dran. Hier in Akropong ging man immer zur Schule, man hat Institute gehabt, Kleider ausgeteilt, und als ich kam, konnten nur einige Knaben, die zur Zeit in der Schule waren, lesen, sonst niemand. Es wurde nichts rechr gelernt, darum verflog alles. Die „Institute" waren kommod. Die Familien hatten wohlfeile Dienstboten; denn sie lernten nichts. Es ist höchst selten, wenn ein Bruder, der durchs Missionshaus ging, Freude und Gaben zum Schulhalten hat. Ebenso wenig kann man von einer Frau, die früher irgend etwas arbeitete, aber das Schulhalten nicht lernte, etwas erwarten. Es ist ein Unterschied, zwei oder drei Kinder spielend zu lehren oder Kleinkinderschule zu halten und in einer organisierten Schule von 20 bis 30 Kindern Schule zu halten."

Er verlangte für das Schulfach tüchtige Spezialisten. „Könnte nicht ein junger Schulmeister ohne weiteres gesandt werden, ebenso wie man Zimmerleute sendet? Bei der Ausdehnung der Mission werden die Kräfte geteilt und die Arbeiter, und jeder ist dann in seinem Element. Ich bin überzeugt, daß so ein Mädcheninstitut bald eine Gestalt und eine Art bekommen würde unter einem tüchtigen, verheirateten Schulmanne; ebenso wäre eine tüchtige, ledige Lehrerin imstande, Großes zu leisten. Ich sage nicht, daß es nicht auch ohne geht; aber es wird immer ein schwerer Karren bleiben, an dem viele sich abmühen — und bringen es nicht viel weiter."

Er wandte sich gegen die Befürchtung, die Leute würden um so weniger arbeiten, je mehr sie lernten. „Ich wünschte, ich brächte die Mädchen nach sechsjähriger Schulzeit und ein- bis zweijährigem Aufenthalt in einer Familie so weit, daß die Mehrzahl einmal als Hausfrau ihre Wohnung, Kleider usw. in ziemlicher Ordnung halten kann, daß sie sitzt und liest, ein Kapitel, auch sonst ein Buch (englisch), mit ihrem Mann ein wenig sich unterhalten kann über höhere Dinge als Essen usw. Das ist so mein Ideal, und es ist nicht zu hoch. Ich kann nicht viel versprechen; der Segen und das gnädige Aufsehen des Herrn muß die Hauptsache tun. Ich bestrebe mich, soviel an mir ist, Frieden zu halten, fürchte mich aber vor einem Sturme, der die Luft reinigt, nicht. Es gehört mehr Kraft dazu, einander in Wahrheit und um der Liebe willen wehe zu tun, als nur still zu sein und immer zu übersehen."

Auer erlitt das Geschick derer, die mit feuriger Tatkraft eine Aufgabe grundlegend lösen sollen und eine Bahn brechen, auf der sie selbst nicht weitergehen können, weil sie allzu rasch durchgreifen wollen. Als Fachmann ging er mit großer Einsicht ans Werk, die Liebe zur Sache bewirkte zusammen mit seiner Naturart ein Auftreten ohne Furcht und Rücksicht, wodurch er manche vor den Kopf stieß. „Leicht hätte er aber Halt machen und in langsamerem Tempo vorangehen können; denn alle liebten und ehrten ihn in hohem Maße. Aber seine Gesundheit verschlimmerte sich, außerdem schien ihm das Werk nicht mit dem Eifer und der Energie betrieben zu werden, wie es ihm wünschenswert und möglich schien. Die Art der Lokalleitung befriedigte ihn nicht." [81]) Der Einfluß seiner Frau, einer Lehrerin der amerikanisch-bischöflichen Mission in Liberia, die sich in die Art ihrer deutschen Missionsschwestern nicht einlebte, ist in Betracht zu ziehen. Er ging 1861 mit kühnem Entschlusse zur Mission, der seine Frau entstammte, in

Cape Palmas über und erlangte in ihr die Bischofswürde. Seine Anregungen blieben und brachten in der Ausgestaltung des Basler Missionsschulwesens kostbare Frucht. Sein Nachfolger im Schulinspektorat war der Württemberger Joh. A. Mader.

Mehrfach wurde die Ausdehnung der Mission über die englische Goldküste hinaus erwogen. 1859 sprach der holländische Gouverneur von Elmina in einem Schreiben an Locher den Wunsch nach einigen Missionsstationen aus, die wohl bei der Regierung Unterstützung fänden, wenn Holländisch gelehrt würde. Die Bremer Missionare hatten umsonst in Elmina eine Küstenstation gesucht; der damalige Gouverneur war gestorben, der neue ein feingebildeter Missionsfreund. Elmina empfahl sich als Ausgangspunkt für die stets beabsichtigte Aſantemission. Dennoch lehnte das Komitee ab: die Aufnahme des Holländischen erschien als ein Hindernis, und ohne ein Stiftungskapital von mindestens 20 000 Fr. und sichere Jahresbeiträge mochte die Durchführung finanziell fehlschlagen.[81])

Ein holländischer Arzt besuchte Locher in Christiansborg 1861 und regte den Gedanken aufs neue an; er wollte das Unternehmen beim Kolonialminister empfehlen und veranlaßte die Basler Mission, ihre Gemeindeordnung, Liturgie und Tschiliteratur der holländischen Regierung zur Einsicht zu unterbreiten.[82]) Eine Reise Harnischs ins Fanteland, wo ihm das Verlangen nach deutschen Missionaren und nach Schulen entgegentrat, bestärkte die Missionsleitung nunmehr in dem Wunsche, in Elmina festen Fuß zu fassen. Strömberg, der 1863 dort war, betonte, wie wünschenswert eine Station daselbst wäre, und Harnisch bat 1866 abermals um einen Versuch: „es werde gewiß gehen; wenn auch für den Anfang die Stellung zur holländischen Mission etwas schwierig sein dürfte, ließe sich bei einem weisheitsvollen Benehmen doch etwas ausrichten." Das Komitee verharrte bei dem Standpunkte, auf die Sache nur einzugehen, „wenn Errichtung und Unterhalt der Station gesichert wäre." Die Frage der Besetzung von Elmina tauchte um 1871 noch einmal auf. Es waren gerade zwei holländische Zöglinge im Missionshause, die in Betracht kommen mochten: Rhode und Sikemeier. Jener aber starb, und die Sache war erledigt, als Holländisch-Elmina 1872 in englische Hände überging. Die Wesleyaner und die englische Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) haben sich seitdem in jenem Gebiet angesiedelt.[83])

Vierter Abschnitt.

1870–1914.

1. Kapitel.

Vorgeschichte der Mission in Asante.

Der Asante-Krieg.[1]) Als die Basler Mission an der Goldküste einsetzte, tat sie dies in der ausgesprochenen Absicht, in das Königreich Asante vorzudringen. Riis' Reise nach Kumase (Winter 1839—1840), von der oben die Rede war, rückte dieses Land neuerdings in ihren Gesichtskreis; die Basler Bibelgesellschaft legte 1846 einen Fonds an für den Druck einer Bibel in der Asantesprache. Kumase war und blieb das Ziel der Hoffnung. Josenhans erklärte 1874 in einer Denkschrift: „Die Basler Missionsgesellschaft hat, gemäß ihrem von Anfang gehegten Vorhaben, in das Asantereich vorzudringen, beständig allen Versuchungen widerstanden, abzuweichen von der Richtung, die von ihrer ersten Niederlassung, Christiansborg, nach Kumase wies; sie wich nie rechts oder links von ihr ab, außer wenn sie dazu genötigt wurde, sei es durch Bekehrungen, sei es durch andere gebieterische Umstände. Der Wunsch, Asante zu erreichen, war die einzige Erwägung, welche die Basler Mission bewog, den Akemdistrikt, dieses in moralischer und gesundheitlicher Beziehung schlimme Gebiet, zu besetzen und die Mission daselbst bis heute aufrecht zu halten, trotz großen Schwierigkeiten und schweren Verlusten. Unsere Missionare an der Goldküste sind gewohnt, Kumase, Asante und das Innere als ihre letzte Bestimmung zu betrachten, und sie warten auf Order vom Komitee, in dieser Richtung vorzurücken, sobald die Umstände es gestatten." Die Bearbeitung der Tschisprache und -Bibel war unmittelbare Vorbereitung einer Asantemission.

Während der sechziger Jahre war an eine missionarische Besetzung von Asante am wenigsten zu denken. Die Asanteer, des Herrschens und Siegens gewohnt, hatten den Holländern und Engländern an der Küste

schon oft hart zugesetzt. 1863 war wieder ein Kriegsjahr, um eines Asantehäuptlings willen, der sich nach Cape Coast geflüchtet und dessen Auslieferung der König umsonst verlangt hatte. Die schwachen englischen Streitkräfte erlagen zum großen Teil in ihrem Lager am Prah dem mörderischen Klima der Regenzeit. „Der Busch ist stärker als ihre Kanonen", jubelte ihr Gegner. Nun hatten die Asanteer keine Furcht mehr vor der britischen Macht, und diese verlor die Lust, sich um ihr ungesundes, wenig ertragreiches, durch diesen schlimmen Feind bedrohtes Territorium an der Goldküste stark zu kümmern; sie gedachte, vorläufig ihren vorhandenen Besitzstand festzuhalten und einen künftigen Rückzug ohne Ehrverlust vorzubereiten. Diese Politik unterließ alles, was die Eingebornen der Goldküste hätte zusammenschließen und verteidigungsfähiger machen können, vermied alles, was zu Verwicklungen mit den Asanteern führen mochte, und reizte den Stolz dieses Volkes um so mehr.

Im Jahre 1869 brach wieder Krieg aus, diesmal in doppelter Richtung: gegen die Küste und nach dem Volta hin. Hier gärte es unter den Stämmen seit langem. Die südlich von Anum am Volta sitzenden Akwamer und die weiter südöstlich wohnenden Angloer verbündeten sich gegen ihre feindlichen Nachbarn heimlich mit den Asanteern. Diese sandten Anfang 1869 ein Heer über den Volta und wollten hier, wohin das britische Protektorat nicht reichte, weite Gebiete unterwerfen und nachher mit verstärkter Macht die Goldküste und die Engländer packen. Sie holten sich freilich am Volta nicht große Lorbeeren, da einzelne Völker tapfer widerstanden; mit sehr verringertem Heere zog der Feldherr Adubofo 1871 in Kumase ein.

Für die Missionsgeschichte wurde dieser Kriegszug bedeutungsvoll durch die Zerstörung der Station Anum und die Entführung ihres Missionars Friedr. Aug. Ramseyer mit Frau und neugebornem Knäblein und des Missionskaufmanns Joh. Kühne[2]), eines Schlesiers, im Jahre 1869.

Ramseyer stammte aus Neuenburg und war am 7. Oktober 1840 geboren; vor seinem Eintritt in die Mission war er Maurer und Bautechniker. Er wirkte seit 1864 an der Goldküste.

Die Missionare sahen wohl im Juni 1869 den zum Himmel steigenden Rauch täglich näher rücken und bemerkten einen allgemeinen Auszug aus der Stadt Anum, hielten sich aber als neutrale Friedensfreunde für des Lebens sicher und blieben, als schon alles ringsum menschenleer war. Die Flucht auf die Bremer Station Ho erwogen sie zu spät. Samstag den 12. Juni wurden sie von den Asanteern ergriffen und ins Ungewisse abgeführt. Man schleppte sie in langer, entbehrungsreicher Wanderung nach Kumase.

Als Zimmermann in Odumase von ihrer Gefangennahme hörte, tat er sofort Schritte zu ihrer Befreiung. Dreimal geleitete der Bruder des Königs von Odumase unter Lebensgefahr Gesandtschaften ins Lager der Asanteer und Akwamer, um ihre Entlassung zu betreiben — es war umsonst, und lange blieb ihr Schicksal ungewiß. Der Krieg dehnte sich aus; in Basel lief am 22. September die Schreckenspost ein, daß die Asanteer die Goldküste von Osten und Nordwesten zugleich bedrohten. Die Aufregung nahm immer zu. Die unter England stehenden Stämme waren uneins, dem Gouvernement fehlte die starke Hand, es verharrte in unerklärlicher Tatenlosigkeit. In Kyebi, Odumase, Akropong bereiteten die Missionare den Aufbruch vor, ihre Familien und die bewegliche Habe wurden geflüchtet. Indem nun die Asanteer nur noch wenige Tagereisen von der Küste standen und das ganze Protektorat gefährdeten, stand auch für die Basler Mission alles auf dem Spiel: eine 30jährige Glaubens- und Liebesarbeit, ein Besitztum im Werte von Fr. 1 375 000 und das Leben von 34 Missionaren mit 17 Frauen.

„In diesem Momente galt es, nicht mehr bloß zu glauben und zu beten, sondern auch zur Tat zu schreiten. Freilich konnten wir nur die Feder in Bewegung setzen, und diese konnte wieder nur bitten. Der schweizerische Bundesrat, das Auswärtige Amt in London, die holländische Regierung, die Regierung des Norddeutschen Bundes wurden ersucht, einerseits zur Hilfe der Gefangenen, andererseits zur Rettung des hilflos dem grausamen Feinde preisgegebenen Landes und zur Erhaltung unserer Stationen nach Kräften fürsprechend oder tätig eingreifend mitzuwirken. Die freundlichsten, wohlwollendsten Zusicherungen wurden von den hohen Regierungen gegeben. Man konnte auch in Afrika die Ankunft ministerieller Weisungen zugunsten der Gefangenen und zur Einigung der Negerstämme des Protektorates deutlich verspüren."

Mader erhaschte in Akem Gerüchte, die Hoffnung für die Gefangenen erweckten; David Asante ging daher im Februar 1870 an die Grenze von Asante und sandte einen Asanteer, der sein Leben daran wagte, mit einem Brief zu ihnen. Sie richteten auf Verlangen des Königs ihre Antwort an den Gouverneur von Elmina (2. Mai 1870), und durch diesen erhielt die Mission ihre erste, direkte Mitteilung.

Für die Verhandlungen mit dem König von Asante in betreff ihrer Freilassung war der Verkauf von Holländisch-Elmina an Großbritannien (1871) günstig; denn indem dadurch die gesamte Küstenstrecke englisch wurde, konnte einheitlich auf das Asantereich eingewirkt werden, z. B. durch Abschneidung der europäischen Zufuhr. Im Jahre 1872 schien ein glückliches Ergebnis nahe zu sein; es war Aussicht vorhanden, um ein Lösegeld von £ 1000. — die Gefangenen frei zu bekommen.

Diese aber wollten nicht auf solche Weise frei werden, welche die Asanteer zur gewinnbringenden Jagd auf weitere Europäer anzuspornen geeignet war;[4]) sie zählten darauf, daß ihre Gefangenschaft einen dem göttlichen Reichsplan entsprechenden Abschluß finden, d. h. zur Besetzung von Kumase durch die Basler Mission führen werde.

Sie beantragten bereits beim Komitee die Aufnahme der Asante-Hauptstadt unter die Zahl der Basler Missionsstationen. Ramseyer meldete nämlich, der König habe den Wunsch ausgesprochen, daß der Gouverneur ihm Missionare schicke, „um Gott anzubeten". „Soviel wir den König kennen, wünscht er die Missionare nicht in erster Linie, um ein schönes europäisches Haus in seiner Hauptstadt zu haben — das ist ihm auch lieb —, sondern weil er weiß und glaubt, daß es ein Segen ist, solche Gottesleute, die für ihn und sein Volk beten, zu haben. Seit wir hier sind, wurden schon mehrere Fetischpriester hingerichtet, was erstaunlich ist; ich kann auf der Straße gegen ihre Fetische reden, ohne daß einer es wagt, etwas zu erwidern. Für mich ist die Mission in Asante eine Sache, mit der ich mich schon ziemlich verwachsen fühle; sie ist nicht mehr ein Wunsch für mich, sondern bereits etwas Ausgemachtes. Ich werde nie glauben, daß der Herr uns hier hat über drei Jahre haben wollen, einfach um uns durch eine Geduldsschule gehen zu lassen; nein, wenn schon diese Jahre uns zum Segen geworden sind, so müssen sie auch zu einem bleibenden Segen für Asante werden. Ich glaube, unsere Mission ist berufen, hier Fuß zu fassen; dies darf nicht mehr eine Zeitfrage sein, es soll jetzt vorwärts gemacht werden. Sollte ich frei werden mit der Aussicht, daß eine Asantemission nur ein schöner Traum sei, so würde ich meine Gefangenschaftszeit bereuen und mich nur mit halbem Herzen der Freiheit freuen." Und Kühne schrieb: „Wir hoffen, wir können bald eine Mission hier anfangen; unterstützt uns nur ordentlich beim Komitee! Wir haben schon Fuß gefaßt; nun voran!"[5])

Ramseyer nannte bereits David Asante als den Mann für Kumase, und er selbst wollte freudig bereit sein, den europäischen Missionar persönlich einzuführen. Er berief sich auf das Königswort: „Kommt dein Bruder oder kommst du selber, so gebe ich meinen Sohn, daß er in der Schule erzogen werde, und ich selbst werde von Zeit zu Zeit das Missionshaus besuchen," und auf die Zusage etlicher Häuptlinge: „O wir werden unsere Söhne auch in die Schule schicken."[6]) Als die Missionshausgemeinde in Basel sich eben anschickte, den Jahresschluß 1872 zu feiern, traf ein Brief von Kühne ein, zwei Tagereisen von der Asantegrenze geschrieben, der die im November erfolgte Freilassung meldete und Grund zur Hoffnung bot, daß die Befreiten Weihnachten unter den Missionaren gefeiert haben möchten.

Sie täuschte. Unheimliche, lange Stille in betreff ihres Schicksals folgte; erst Ende Mai 1873 kam ein Brief aus Kumase, der bewies, daß sie dort lebten. Die Asanteer hatten nämlich den Krieg gegen die englische Goldküste wieder aufgenommen und dadurch über diese neue Aufregung verbreitet. Man mußte das Schlimmste für möglich halten. Die englische Regierung in Akra erließ am 12. Februar 1873 an die Basler Missionare in Akem und Akwapem die Aufforderung, sich durch den Rückzug an die Küste gegen die Gefangennahme zu sichern. Wären die Asanteer, wie man befürchtete, durch diese Landschaften eingebrochen, so wären wohl die Stationen Kyebi, Kukurantumi, Odumase, Akropong und Aburi unrettbar verloren gewesen. Wir lassen Josenhans das Wort.[7])

„Merkwürdigerweise brachen sie im Westen unseres Arbeitsfeldes ein, da gerade, wo die englische Stellung verhältnismäßig noch am stärksten ist. So ist es gekommen, daß die Distrikte, in welchen wir arbeiten, obwohl die mit England verbundenen Stämme keineswegs mit Glück gegen das Asanteheer fochten, dieses vielmehr bis auf wenige Stunden vor die Residenz des Gouverneurs, das Fort Cape Coast, vordrang, bisher vom Krieg ganz verschont und unsere sämtlichen Stationen völlig ruhig geblieben sind, so daß die Missionsarbeit bis jetzt ungestört fortgehen konnte. Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen. Wir betrachten diese unerwartete Bewahrung unserer Stationen bis auf den gegenwärtigen Augenblick als ein Angeld dafür, daß der Herr, obgleich der Krieg noch keineswegs als beendigt angesehen werden kann, auch ferner in Gnade und Barmherzigkeit unseren Missionsfamilien und unseren Christengemeinden auf der Goldküste seinen allmächtigen Schutz verleihen wird.

Freilich ist durch den treubrüchigen Einfall der Asanteer der Gedanke an die Errichtung einer Missionsstation in Asante selbst, für welchen unsere Gefangenen mit so anerkennenswerter Liebe und Opferfreudigkeit ihre Stimme erhoben und so nachdrücklich eintraten, nun sehr in Frage gestellt. Jedenfalls bedarf er nach solchen Erlebnissen der wiederholten und reiflichsten Erwägung. Auf der andern Seite werden wir aber allerdings festhalten müssen, daß dieser Krieg und die lange Gefangenschaft unserer Brüder in Kumase gewiß nach dem Willen Gottes einerseits der Christenheit die Notwendigkeit der Bekehrung des Asantevolkes noch mehr, als bisher der Fall war, zum Bewußtsein bringen, andererseits dazu mitwirken soll, der Mission unter diesem Volk eine freie Bahn zu brechen. Daß unsere afrikanische Mission nach Gottes Rat nicht bloß unter den Stämmen der Goldküste immer festeren Fuß fassen, sondern in seiner Hand noch einmal ein Werkzeug zur Erleuchtung und Neugeburt Innerafrikas werden soll, dies liegt in der Natur der Sache."

Endlich war die englische Geduld erschöpft. Sir Garnet Wolseley führte 1400 Mann weiße Truppen gegen Kumase vor. Kapitän Glover hob zu ihrer Unterstützung Irreguläre von der Goldküste aus. Unter diesen bewährten sich einzig die beiden Abteilungen, die aus den Gemeindegliedern der Basler Mission gebildet waren. Der Bericht über sie lautete wörtlich: „Ich muß zu meinen ungünstigen Bemerkungen eine einzige Ausnahme machen. Sie betrifft zwei Abteilungen

Christen, deren jede um 109 Mann zählte. Sie wurden von Katechisten der Basler Mission begleitet und hielten ihre täglichen Morgen- und Abendandachten, zu denen sie regelmäßig durch eine Glocke versammelt wurden. Im Gefecht des Weihnachtstages bildeten sie die Vorhut und hielten sich bewundernswert. Im Marsche beobachteten sie Ordnung und Manneszucht; sie haben sich ausgewiesen als die einzigen zuverlässigen Truppen unter den vielen einheimischen Streitkräften, die in letzter Zeit zusammengezogen wurden."[8]) Im britischen Unterhause lachte man über diese betenden Soldaten.

Wolseley drang nach Kumase vor, nahm den König gefangen und zwang die Asanteer zur Bezahlung einer Kriegssumme, Abschaffung der Menschenopfer und zum Offenhalten der Verkehrswege nach der Küste. Am 23. Januar 1874 standen die Gefangenen vor dem englischen Truppenführer, am 8. Februar trafen sie in Christiansborg ein. Selbst Heiden gestanden den Erretteten, jetzt müßten sie glauben, daß ihr Gott lebendig und allmächtig sei; denn an ihre Rückkehr aus Asante hätten sie niemals gedacht.

Die Errettung rief auch in der Heimat große Freude hervor. Pfarrer Wenger in Heinrichsbad erließ sofort einen Aufruf: „Aufs neue auf die Knie, liebe Missionsgemeinde, und danke und lobe und bete an! Aufs neue Hand ans Werk, aufs neue sich zusammenschließen bei unserer großen, ernsten, heiligen Arbeit, den Namen Jesu allen Heiden kundzutun! Der Herr will einen Dank durch die Tat. Wenn wir im Dezember vor zwei Jahren dem blutdürstigen Heidenkönig Koffi 160 000 Fr. als Lösegeld willig zusammengelegt hätten, wollen wir nicht viel freudiger heute ein Dankopfer unserem ewigen König Jesus Christus zu Füßen legen? Darum auf, wer ein rechter Missionsfreund ist, herzu mit Freuden und bringe deine Gaben!" Mit Wenger unterzeichneten die Pfarrer Zimmermann in Karlsruhe und Peter in Spöck, sowie Prälat Kapff in Stuttgart. So bildete sich ein besonderer Asante-Missionsfonds, der Ende 1874 über 20 000 Fr. betrug.

Asante, gedemütigt, hielt bis 1895 im ganzen Frieden, ohne freilich die Kriegsentschädigung zu entrichten und die Menschenopfer abzuschaffen. Nun begann für die ganze englische Goldküste eine bessere Zeit. Ein Gefühl der Erleichterung und Befreiung kehrte ein, die Furcht vor der Zukunft wich frohern Aussichten und neuer Tatkraft. Die Heiden waren durch die Niederlage der Asanteer erschüttert, sie erkannten die Wohltat des Unterrichts wie nie vorher. Die englische Regierung selbst hatte Anteil an der frischen Bewegung und begann Energie zu entfalten, wie sie an der Goldküste noch nie erlebt worden war. Die Sklaverei wurde aufgehoben, die Beamten vermehrt, Polizei eingeführt, Truppen gebildet; aus dem Protektorat wurde eine Kolonie.

Die Mission in Asante. Am 17. April 1874 lief im Missionshause ein Telegramm von der englischen Kirchenmission in London ein: „We are asked to commence mission in Ashantee, write at once your views. Would your society wish it?" Das Komitee hätte gern die Gefangenen über diese Frage gehört; es mußte aber Stellung nehmen, bevor sie eingetroffen waren. Josenhans arbeitete ein Gutachten aus. „Wir haben die feste Überzeugung, daß die evangelische Christenheit die Feindseligkeit der Asanteer durch Errichtung einer Mission vergelten soll, daß eine evangelische Mission in Asante das wirksamste Mittel ist zur Ausbreitung des Reiches Gottes im Innern von Westafrika, daß das politische Protektorat an der Goldküste niemals Frieden, die Mission daselbst nie Sicherheit genießen, noch ihre Aufgabe lösen wird, solange das Königreich Asante nicht christianisiert ist. Eine Ausdehnung der Mission nach Asante würde ohne Zweifel dazu beitragen, die englische Regierung im Bewußtsein ihrer Verpflichtung gegen das Protektorat zu stärken." Zugleich betonte er aber, daß der Westen des Protektorats selbst noch besser bearbeitet werden müsse (hier standen die englischen Wesleyaner) und daß die Missionsarbeiter daselbst sich mehr mit der Landessprache abgeben sollten. Könnten die Wesleyaner nicht zweckentsprechend und kräftig vorgehen, so möchte, meinte Josenhans, eine brüderliche Arbeitsgemeinschaft zwischen Basel und der C. M. S. in Betracht kommen: diese betrachtet den Westen, Basel den Osten von Asante als Arbeitssphäre; sie unterstützt Basel durch einen ersten Beitrag von £ 2000 und eine Unterstützung von £ 600 für einige Jahre zur Stärkung der Mission im Grenzland Akem und zur Heranbildung einer größern Zahl eingeborner Mitarbeiter. Basel dagegen stellt Christaller zur Ausbildung englischer Missionare in der Tschisprache zur Verfügung und unterstützt die C. M. S. in Asante mit eingebornen Mitarbeitern, Handwerkern und Literatur. Die Absicht dieses Vorschlages war, einer englischen Mission in Asante Spielraum zu gewähren, ohne selbst das erste Ziel der Basler Mission fahren zu lassen.

Die C. M. S. antwortete: Die Wesleyaner und Basel hätten das erste Recht, da sie schon lange auf Asante hinsteuerten. Die C. M. S. wolle nicht in fremdes Gebiet eindringen, noch in Verwicklungen geraten. Da die Basler Missionare anerkanntermaßen für Afrika besonders geeignet seien, wolle die C. M. S. kraft ihrer alten, vieljährigen Verbindung mit Basel ihre Freunde und Gönner auffordern, der Basler Mission eine Unternehmung in Asante durch einen Fonds zu erleichtern.

Das Basler Komitee wollte sich nicht in einer Art Kreuzzugsbegeisterung an eine alsbaldige geistige Eroberung Asantes wagen. Es hielt fest daran, daß die zunächst gegebene Aufgabe die festere Begrün-

dung und Erweiterung der Mission in Akem sei, zur Schaffung eines sichern Stützpunktes für weiteres Vordringen. Für die eigentliche Asantemission wollte man 1. sich die Mittel namentlich durch englische Missionsfreunde vorerst sichern lassen, 2. abwarten, bis das Leben in Asante genügend geschützt wäre.[9])

Da England für Asante besonders verantwortlich gemacht werden konnte, übernahm es Schrenk, daselbst für die neue Mission zu sammeln. Ihn begleitete aus freien Stücken John Glover, der im Asantekrieg die Ostarmee geführt hatte; es war ihm Bedürfnis, eine Basler Mission in Asante in den verschiedenen Städten persönlich zu empfehlen, da er ihrer Hilfe den Sieg zu verdanken habe, durch ihre Telegraphisten, Boten, Lastträger, Übersetzer und ihre treuen Soldaten. Schrenk bildete in Birmingham und Manchester Komiteen, von denen er sich aber wieder zurückzog, weil Josenhans befürchtete, daß sie auf die Leitung der künftigen Mission Einfluß beanspruchen würden. Dies gab der Sache einen Stoß und erweckte Mißtrauen; immerhin flossen als Ertrag seiner Bemühungen etwa 70 000 Fr. nach Basel, und als für Asante ein Gesamtbetrag von £ 6600 gesammelt war, wagte man es, zur Tat zu schreiten.[10])

Gegen Ende 1874 wurden drei Missionszöglinge: Adolf Mohr, ein Sohn Josephs, Eugen Werner und Wilhelm Handel, abgeordnet, um sich vorerst in Akem einzuleben und den Vorstoß gegen Asante vorzubereiten. Mader führte sie nach Kyebi. Von hier erkundeten Mader und Mohr Begoro (11.—16. März 1875), Werner, Handel und David Asante die über Begoro hinaus nordwestlich gelegene Asanteprovinz Okwawu mit der Hauptstadt Abetifi. Auf Grund der Reiseberichte beschloß das Komitee am 1. September 1875, zwei neue Stationen zu errichten, die eine in Begoro, für welche Adolf Mohr und der Baubruder Glatzle bestimmt wurden, die andere in Okwawu, wohin das Ehepaar Ramseyer im Herbst 1875 mit Freuden von Europa auszog. Das erste Opfer der neuen Mission war Handel, der nach der Rückkehr von Okwawu am Gallenfieber starb.

2. Kapitel.

Akem.

Begoro wurde zuerst besetzt, als Verbindungsglied zwischen den ältern Stationen und den im eigentlichen Asante etwa noch zu errichtenden und als Stützpunkt für die Arbeit in Nordost-Akem, wo ein solcher unentbehrlich war, da nun der Südwesten von Kyebi aus wirk-

samer bearbeitet werden konnte. Auch bot Begoro augenscheinliche Vorteile, als Stadt mit 5000 fest ansässigen, arbeitsamen Bewohnern, zahlreich bevölkerter Umgebung, einstimmigem Verlangen nach Missionaren, gesunder Höhenlage (500 Meter), gutem Wasser und mancherlei Landesprodukten. Um die Jahreswende 1875/76 zogen Mohr und Glatzle ein. Ein Stück Wald mit turmhohen Bäumen, in nächster Nähe der Stadt, wurde als Bauplatz erstanden und hergerichtet. Drei Tage nach ihrer Ankunft meldeten sich acht Taufbewerber, bald waren es 15. Zur Erprobung ihrer Redlichkeit wurden sie bei den Bauarbeiten eingestellt, so daß Taufunterricht und Stationsbau Hand in Hand gingen, ein seltener Fall.[12])

Am 25. Mai 1876 wurden die neun Erstlinge getauft, am 12. Juni eröffnete Katechist Obeng eine Schule mit 14 Knaben. Einige der Neubekehrten siedelten sich auf dem Missonslande an, zu Ende des Jahres wohnten schon neun Familien um die Missionare, die von Anfang darauf drangen, daß ein gesondertes Christendorf entstand. Am 4. Februar 1877 wurden wieder sechs Personen getauft, am 10. Mai eine schmucke Kapelle eingeweiht, das erste Gotteshaus in diesem Teile von Akem, und am Nachmittag des Weihefestes segnete Mohr die drei ersten Paare christlich ein. Durch das Eintreffen eines Lehrers wurde der Katechist für die Heidenpredigt frei. Diese lohnte überraschend schnell, indem im benachbarten Fankseneko eine Filialgemeinde entstand, die Ende 1878 schon zehn Kommunikanten und sechs Kinder zählte. Die Christen in Begoro lebten im ganzen friedlich und glücklich beisammen, und der sauerteigartige Einfluß des Evangeliums in der heidnischen Umgebung war nicht zu verkennen.

Die Sichtung konnte nicht ausbleiben. Im Jahre 1878 wurden 14 Personen getauft; 18 gingen ab, unter ihnen acht durch Ausschluß (vier wegen Trunksucht, drei wegen Hurerei). Böses war unter diesen Neulingen im christlichen Leben ans Licht gekommen. Aber die Sichtung wirkte heilsam; denn die Heiden spöttelten über die Ausgeschlossenen, und die Christen wurden zum Aufmerken gemahnt. In der Schule konnten mit Not sechs Knaben festgehalten werden. Die Fetischpriester wüteten gegen sie; Mütter verfluchten ihre Kinder, wenn sie zur Schule gehen wollten; Oheime verboten es, da sie es liebten, die Knaben als Pfänder für ihre Schulden einzusetzen, die Mädchen zu verkaufen. Der Bau des Missionshauses kostete Glatzle das Leben.

Die weitere Geschichte der Station Begoro ist im Zusammenhange mit der ganzen Akemmission darzustellen. Die Station Kyebi hatte in der ersten Hälfte der siebziger Jahre viel Not und wenig Erfolg. David Asante stand, da Eisenschmid dem ungesunden Klima weichen mußte, 1874—1878 allein auf diesem Posten. Im Februar 1878

bezog der Württemberger Karl Buck die Station, indem die Lage die Anwesenheit eines tatkräftigen und furchtlosen Europäers erforderte. Es war nämlich eine geistige Bewegung im Lande. Infolge der von der englischen Regierung verkündigten Sklavenemanzipation aufwachend, begann das Volk, sich abzuwenden von seiner bisherigen dumpfen Furcht vor dem Könige und den Häuptlingen, und die Freude an der christlichen Heilsbotschaft drang bis in die nächste Nähe des Königs. Dieser fürchtete, wegen der Christen um seine absolute Macht zu kommen; die Fetischpriester zitterten um ihren Einfluß. Sie verdrängten David Asante aus dem Lande, die Christen sollten durch Quälereien eingeschüchtert werden. Eine Gemeinde von 150 Seelen durfte aber nicht die Beute der rohen Willkür sein — daher Bucks Entsendung.

Nun trat die Mission in Akem in ein wichtiges Stadium ein: die Bevölkerung im allgemeinen neigte sich zum Evangelium hin, Fetischpriester und Häuptlinge machten alle verfügbaren Kräfte zur Abwehr mobil. Buck ließ in Kyebi einen eingebornen Pfarrer wirken; er selbst durchzog das Land, gewöhnlich von einigen Christen begleitet, die durch ihre Lieder die Leute lockten, denen Buck in zwanglosen, nächtlichen Unterredungen sein Bestes bot. Nach siebenmonatiger Arbeit meldete er 126 Heidentaufen, bald folgten 28 weitere. Beschämt freute er sich dieser ihm ohne sein Verdienst da, wo andere in Trübsal jahrelang sich abgemüht hatten, beschiedenen Ernte. Er erschloß der Mission auch Westakem. In Ermanglung ausgebildeter Evangelisten benutzte er die Abende seiner Rastzeiten dazu, wackere Christen in Bibel und Katechismus zu unterweisen, die er dann auf seine Predigtreisen zu ihrer praktischen Einführung in die Arbeit mitnahm und für einige Zeit an solchen Orten stationierte, wo Taufbewerber wohnten. So wurde ein großer Teil von Akem bearbeitet, nach drei Jahren waren sieben Außenstationen gegründet und mehr als 500 Heiden getauft. Diese wurden systematisch auf Missionsland in Christendörfern vereinigt, deren behagliche Sauberkeit und Anmut die Heiden vielfach zur Nachahmung reizten. Buck verlangte, daß jeder Christ regelmäßig, womöglich im Landbau, arbeitete; bald übertrafen die Christengemeinden, obwohl ihre Glieder früher lauter besitzlose Sklaven gewesen waren, die Heiden an Wohlstand bei weitem. Zur Werbearbeit unter diesen und zum freiwilligen Geben für die Mission wußte er sie trefflich anzuleiten, und seinen eingebornen Mitarbeitern wies er möglichst viel persönliche Verantwortlichkeit zu; er teilte sein großes Gebiet in fünf Sprengel und stellte jeden unter die Leitung eines Pfarrers. In dieser gesunden Ordnung entwickelten sich die Gemeinden erfreulich.

In König Ata verkörperte sich der heidnische Widerstand. Er konnte stundenlang im Missionshause wüten, biß etwa im Zorn einem

Christen die Nasenspitze, ein Stück Unterlippe, ein halbes Ohr ab, stellte in Willkür Gesetze auf, die die Christen nicht halten konnten, und trieb seine Ungerechtigkeit, durch Unzucht entnervt, gegen jedermann so weit, daß die englische Regierung ihn schließlich zu fünf Jahren Deportation nach Lagos verurteilte. Als Buck am 30. September 1883, erst 32 Jahre alt, weggerafft wurde, mit dem Wunsche, daß nichts über seine Arbeit veröffentlicht werden sollte, hinterließ er auf zwei Hauptstationen und 15 Außenplätzen 916 Christen. In seinem letzten Quartalberichte, drei Wochen vor dem Ende, konnte er noch melden, wie dieselben Stadtältesten, die ihm mit dem König vor wenigen Jahren noch wütend gegenüber gestanden hatten, einmütig ihre Bitte vortrugen, das Amt des ersten Häuptlings möchte durch ein Mitglied des Presbyteriums besetzt werden, ohne daß sie von ihm irgendeine Beteiligung am Fetischdienste verlangen wollten. „So ist nun Jos. Bosompem als erster Häuptling eingesetzt. Hinter meinem Rücken hat sich das Presbyterium einen gewissen Einfluß zu verschaffen gewußt, indem sie behaupteten, sie müßten ihren Kollegen überwachen und ihm mit Rat und Tat beistehen, damit er nicht Schaden leide. Was sie darunter verstehen, kann ich mir etwa denken: daß sie nämlich faktisch die Stadt regieren. Das ist mir über jeden Zweifel erhaben, daß das Heidentum in Kyebi-Stadt seine Positionen für verloren ansieht. Spricht man doch allen Ernstes von einem Gesamtübertritt, im Fall es der König nach seiner Rückkehr gestatte. Das ist eine sehr zweifelhafte Aussicht, lieber sind mir die zirka 50 Übertritte, die seit Neujahr in Kyebi-Stadt vorkamen, und daß unsere Volksschule sich füllt und viele Heiden lesen lernen."

Über das Stationsgebiet lautete das Urteil 1883: „Kyebi ist in der Organisation seiner Gemeinden am weitesten vorangeschritten. Jedermann, der diese Akemgemeinden betrachtet, muß bekennen, daß da gearbeitet wurde und der Herr seinen reichen Segen gegeben hat. Es sind Christen da, die ihren Heiland ergriffen haben und von ihm ergriffen sind. Eine Freude ist es, zu sehen, wie das Verständnis für Selbsterhaltung in den Gemeinden erwacht ist, haben doch im letzten Jahre verschiedene Gemeinden ganz nette, zum Teil große Kapellen gebaut, die sie mit gewissem Stolz als die ihrigen betrachten." [15])

Durch Bucks Heimgang büßte Kyebi seine Stellung als Zentralstation für Akem ein. Das Komitee verzichtete darauf, diesen Posten mitten im Urwalde, der schon so manches Menschenleben gekostet hatte, wieder mit einem Europäer zu besetzen. Die Station Begoro erhielt die Oberaufsicht; ihre Missionare sollten hie und da für einige Wochen nach Kyebi kommen. Das Werk in Begoro wuchs erfreulich. Das Jahr 1884 brachte der Station einen Zuwachs von 305 Seelen, 1885

betrug die Zahl der Taufen 400, die der Gemeindeglieder 1284. „Die Heiden fühlten den Einfluß, den das Christentum auf das bresthafte Gebäude des Heidentums ausübte, sehr wohl. Deshalb sagte ein wohl 75 Jahre alter Häuptling zu mir: In früheren Zeiten hat man in Akem die Fetische auch etwas gelten lassen und sie wirklich geehrt. Keine Plantage hat man angelegt, ohne den Fetisch zu fragen, wo ein guter Ort zu finden sei; man fragte den Fetisch, ob man Schafe oder Ziegen oder Schweine halten solle. Seit aber das Christentum nach Akem gekommen ist, mißachten auch viele Heiden seinen Rat. Deshalb ist es das Beste, wenn die jungen Leute Christen werden und die Kinder die Schule besuchen; die Alten aber sollen Heiden bleiben, da sie ja doch bald sterben." [16])

Nur eine Hoffnung, ihr morsches Gebäude vor baldigem Einsturz zu retten, blieb den Heiden: die Rückkehr des Königs. Auf sie wartete das ganze Land mit Spannung. Sie erfolgte im März 1885. Er nahm den Kampf sofort auf, indem er den Christen die Arbeit an den heidnischen Fest- und Feiertagen verbot. „Ich weiß wohl aus der Bibel", erklärte er, „daß Gott gebot, den Sabbattag zu heiligen; ich aber gebiete, daß in Akem die Tage, welche unseren Vorfahren schon heilig waren, gefeiert werden." Dies war seine Kriegserklärung gegen die Christen und die Mission, und alsbald wurden die Heiden mutiger, und die Leiden der Christen begannen.[17])

Im Spätherbst 1885 brach der Verfolgungssturm los mit der Vertreibung des Christenhäufleins von Asuum, dessen tüchtigen Evangelisten, früher seine rechte Hand, der König umsonst zurückverlangte. Da nichts geschah zur Bestrafung der Schuldigen, obwohl beim Gouverneur Klage eingereicht war, schwoll den Heiden der Kamm. Die Christen wußten, daß ein Entscheidungskampf kommen mußte. Der König wollte seinen Hauptschlag in Kyebi führen, Ende 1886. Der Presbyter Bosompem, der seine Häuptlingswürde um ihres unhaltbaren Konfliktes willen niedergelegt hatte, wurde als Dieb verhaftet, zwei Missionare samt den Christen im Missionsgehöfte festgehalten, der Weg zu Wasser und Nahrung ihnen abgeschnitten, mancher schwer mißhandelt. Nach Akra mit seinen Verklägern vor Gericht geladen, steigerte der König den Betrag der von den Christen angeblich gestohlenen Summe auf 3500 Pfd. Er starb während des Prozesses am 2. Februar 1887. Es wird berichtet: „Als es dem Sterben zu ging, hätte er gewünscht, daß die Missionare kämen und ihn tauften; aber seine Leute ließen es nicht zu."

Sein Tod wurde der Anlaß zu einer ausgedehnten Christenverfolgung in Akem. Man wollte keinen Christen mehr im Lande haben. Die Gemeinde von Kyebi floh; ihre Häuser und die Missionsstation

wurden geplündert, diese entging nur darum dem Schicksal der Zerstörung, weil der neue König hier residieren und die Kapelle für öffentliche Versammlungen brauchen wollte. Die Gemeinden wurden zersprengt, vielfach ausgeraubt, die Missionsniederlassungen zerstört oder beschädigt. Die meisten Gehilfen mußten das Land verlassen. Sehr spät erst sorgte die verantwortliche englische Obrigkeit für Ruhe; der Distriktskommissar verlas in Kyebi die Friedensproklamation: „Alle Mitglieder der Basler Mission dürfen nach Kyebi und in alle Städte und Dörfer Akems zurückkehren und genießen alle die Rechte und all den Schutz, den jeder Untertan J. Maj. der Königin in der Kolonie genießt. Die Häuptlinge haben sich bei £ 1000 Strafe dafür verbürgt, Frieden mit den Christen zu halten. Diese haben sich so zu benehmen, daß sie zu keinerlei Streitigkeiten Anlaß geben; widrigenfalls werden sie aufs strengste bestraft. In allen Flüssen Akems dürfen die Christen ungehindert fischen, d. h. auch in Flüssen, die als Behausungen der Fetische göttliche Ehre genießen und in denen der Fetisch das Fischen verbietet. Alle Gewächse, die zur Nahrung dienen, dürfen gebaut werden, ohne Rücksicht auf Verbote der Fetischpriester. Ein Distriktskommissar wird in Ostakem ernannt, vor den Christen und Heiden alle Angelegenheiten bringen können."

Die Heiden mußten den angerichteten Schaden vergüten. Eisenschmid, der Vertreter der Christen bei diesen Verhandlungen, bestimmte sie, sich einen Verlust am irdischen Gut um des Friedens willen gefallen zu lassen, so daß sie sich mit einem Viertel der von ihnen angesetzten Entschädigungssumme begnügten; dessen ungeachtet waren sie bald genug diejenigen, die den Heiden mit Lebensmitteln aushelfen konnten.

Der Sturm bewirkte Veränderungen. Die Christenzahl ging im Jahre 1887 von 1413 auf 1179 herunter. An einigen Orten fielen alle oder fast alle ab. Viele der Übergetretenen hatten offenbar durch ihre Taufe irdischen Vorteil, z. B. Schutz gegen den gewalttätigen König, erlangen wollen; nun, da sie statt dessen leiden sollten, verleugneten sie. Die Methode, wie man den Abfall zu erzwingen suchte, war verschieden. Mancherorts brauchten sie nur zu ihren heidnischen Verwandten zu ziehen; anderswo sollten sie schwören, nie mehr auf Missionsland zu wohnen, noch von den „Schulleuten" etwas wissen zu wollen, oder sie sollten „den Fetisch rufen." Einige der Verleugnenden wurden harte Heiden; andere suchten, da sie wider Willen aus Furcht gehandelt hätten, die Rückkehr in die Gemeinde; bei manchen war nicht förmlicher Ausschluß, sondern nur Stellung unter Kirchenzucht nötig. — Viele, die flohen, ließen lieber das Eigentum, als den Glauben; die erlittenen Entbehrungen bewirkten unter ihnen eine hohe Sterblichkeit. In Kwabeng verweigerten die meisten den Abfall, in

Asanufo blieben alle bis auf einen treu. Einige Gemeinden blieben zerstört; die meisten konnten wieder gesammelt werden und wurden, von unlautern Elementen befreit, innerlich befestigt. Nun wurde die Ansiedelung der Christen auf Missionsland überall durchgeführt; die Christen sahen jetzt allgemein ein, daß es nicht gut sei, unter den Heiden zu leben. Nicht alle Wunden heilten rasch; im allgemeinen aber wurde bald ersichtlich, daß die Kirche von Akem geläutert und befestigt war. Der Versuch der Heiden, sie auszurotten, war mißlungen und hatte dazu führen müssen, daß den Christen Religionsfreiheit und Schutz für Leben und Eigentum feierlich garantiert und die englische Oberhoheit im Lande gestärkt war. Nun hatte das Evangelium freiern Lauf als vorher, und Denkende sahen, daß ihn nichts aufhalten könne. Dies belegen auch die Zahlen:

Akem hatte 1890: 1399 Gemeindeglieder; 1893: 2191; 1898: 3315; 1901: 3748 (45 Filialen und Außenstationen); also hatte innerhalb eines Jahrzehntes eine starke Verdoppelung stattgefunden. Der geringste Jahreszuwachs in diesem Zeitraum betrug 100 (1896), der höchste 412 (1897), in welchem Jahr Akem unter allen Stationen der Goldküste die reichste Ernte hatte. Allerdings mußte auch fortwährend stark gesichtet werden; gerade auf das ertragreichste Jahr 1897 z. B. entfielen die meisten Ausschließungen (118), die je in einem Jahre vorgekommen waren; 1899 waren es sogar 134. In 32 Schulen waren 1901 803 Schüler gesammelt, in Begoro hatte der Akemdistrikt seine Mittelschule.

Das Ansehen der Priester und Fetische nahm in diesem Jahrzehnt merklich ab. Mancher Priester konnte kaum noch die Schulden bezahlen, da die Heiden so wenig opferten. Oft halfen die Heiden den Christen beim Bau von Kapellen und Lehrerhäusern. Sogar Hochburgen der Feindschaft öffneten mit der Zeit ihre Pforten. Die Christengemeinden wirkten als Körperschaften anziehend: durch Ordnung und zunehmenden Wohlstand. Alle namhaften Ortschaften wurden besetzt.

Die Leitung der ganzen Mission in Akem von der nordöstlichen Ecke aus, wo Begoro lag, war auf die Dauer undurchführbar. Weihnachten 1900 wurde Kyebi abermals zur Hauptstation, indem Samuel Rottmann einzog, dem später Bürki folgte. Die 28 zugehörigen Außenstationen machten diese Wiederbesetzung nötig; auch bedurfte die Gemeinde am Königssitze, auf die man im ganzen Lande schaute, sorgfältiger Pflege, und gegenüber dem Einfluß der eindringenden Goldgräber empfahl sich eine Verstärkung der Mission. Davon, daß die Goldgräber den Busch weithin um die Stadt her niederlegten, und von einem Umbau des Missionshauses erhoffte man eine Verbesserung seiner gesundheitlichen Verhältnisse.

Die Goldgräberei mit ihrer guten Gelegenheit, Geld zu verdienen, beeinflußte die Bevölkerung zum Teil ungünstig, indem die jüngern Leute unbotmäßiger und rücksichtsloser wurden und dem Wort der Ältesten nicht mehr die gewohnte, unbedingte Ehrerbietung zollten. Trotzdem nahm der christliche Einfluß im Lande zu.

Während des Asantekrieges 1900 bildeten die Christen von Akem eine besondere Heeresabteilung, die von Missionar Lädrach und einem Pfarrer begleitet wurde. Im Heidenlager herrschte wüster Lärm, bei den Christen Stille. Wieder hielten sie ihre täglichen Andachten, beim Lagerfeuer lasen sie einander aus dem Neuen Testamente vor, und im Felde stellten sie ihren Mann. Als die Heiden sich weigerten, um das Geld, das ihnen der Offizier anbot, 400 halb verhungerten, gefangenen Asanteern Speise zu geben, veranstalteten die Christen sofort von ihren magern Vorräten eine Sammlung, ohne für die Liebe Bezahlung anzunehmen. So weit der Einfluß der Mission in Akem reichte, durften nicht nach Landessitte die in Akem wohnenden Asanteer bei Kriegsausbruch hingeschlachtet werden; manche Opfer wurden durch die christlichen Lehrer dem Tode entrissen.[18])

Die Bewegung in den beiden Stationen von Akem seit 1901 zeigen die folgenden Zahlen.

	Begoro		Kyebi	
	Gemeindeglieder	Vergleich mit dem Vorjahre	Gemeindeglieder	Vergleich mit dem Vorjahre
Anfang 1902	1431	— 12	2234	— 71
1903	1447	+ 16	2128	— 109
1904	1439	— 8	2090	— 38
1905	1514	+ 75	2171	+ 81
1906	1607	+ 93	2161	— 10
1907	1561	— 46	2101	— 60
1908	1523	— 38	2177	+ 76
1909	1489	— 34	2254	+ 77
1910	1509	+ 20	2233	— 21
1911	1589	+ 90	2300	+ 67
1912	1675	+ 86	2383	+ 83
1913	1732	+ 57	2379	— 4
1914	1803	+ 69	2565	+ 186

Das Wachstum der Gemeinden in Akem hat sich seit 1901 bedeutend verlangsamt. Der Verdoppelung der Zahlen in den neunziger Jahren steht für die Zeit seit 1901 eine Zunahme um bloß 331 (Kyebi) und 372 (Begoro) gegenüber. In diesen Zahlenverhältnissen spiegeln sich die Schwierigkeiten, die der Mission seit 1900 gerade in Akem begegneten.

Die Minengesellschaft in Akem brachte dieses Gebiet durch ihre Reklame plötzlich in den Ruf eines Goldlandes. Man kam den Goldgräbern durch Landverkauf nur zu bereitwillig entgegen; sie strömten herein, die Goldgier kam obenauf, und da kein Handel ohne Trunk abgemacht wurde, kamen ihnen nach die langen Züge von Trägern mit den großen Korbflaschen voll Branntwein auf dem Kopfe. Mit dem Schnapsverbrauch kehrten Leichtsinn und Zügellosigkeit ein, das Kartenspiel wurde überall in den Dörfern leidenschaftlich betrieben. Der böse Geist drang auch in die Gemeinden, er ergriff Lehrer, Prediger, Mittelschüler. Der Generalpräses, Mohr, rief die Missionsgemeinde auf, sie möchte in dieser schweren Not ihre Gebetshilfe leisten.[19])

Zugleich mit den Unternehmungen für Goldgewinnung und dem Landhandel kam der Kakaobau auf. Leider war dieses Aufblühen der Landwirtschaft nicht nur erfreulich; denn der schöne Gewinn entfaltete die sinnlichen Triebe zu erschreckender Üppigkeit. „Ein wahrer Hunger nach Geld und Lust hat das Volk ergriffen. Bei vielen hat dies zu schrecklichem Geiz geführt, bei vielen zu einem Leben in tollem und vollem Genuß. Die Industrie ist ganz zurückgegangen; alles baut, kauft und verkauft Kakao." Christen konnte man sagen hören, sie brauchten nun für den Kakaobau zwei Weiber (1903).[20]) Die schwache, sinnliche Natur der Neger hielt den Versuchungen der neuen Lage nicht stand; so erklärte sich die hohe Zahl der Ausschließungen in den Gemeinden 1902—1908. Hart war der Kampf ihrer Leiter gegen die einbrechende Sünde.

Die Gemeinde Kyebi war die schwierigste in ganz Akem, ähnlich der von Korinth: der Gottesdienstbesuch war vorbildlich, die Opferwilligkeit groß, groß zugleich die Aufgeblasenheit; sie hatten eben lange Zeit ohne Aufsicht eines Missionars tun können, was sie wollten, und als Hauptstädter glaubten sie, mit ihnen müßte die Weisheit sterben. Lieblosigkeit, Mißtrauen, Sinnlichkeit hielten das Gemeindeleben zurück.[21])

Für das Heidentum waren die Bedingungen der neuen Zeit günstig. Es lebte auf. Die Fetischfeste wurden pomphafter, neue Kulte, neue sittenlose Tänze bezauberten das Volk. Auf die rasche Eroberungsarbeit der neunziger Jahre folgte der Kampf um das Gewonnene gegen Sünde und Finsternis. Zur Abwehr der Trunksucht bot sich unbrauchbare Hilfe an: ein Temperenzverein aus Heiden, die nicht mehr Heiden sein wollten, die christlichen Gottesdienste etwa besuchten, aber dem Fleisch allerlei zugestanden, z. B. die Vielweiberei, so daß den Christen der Anschluß verboten werden mußte. Diese nahmen zur Blaukreuzarbeit ihre Zuflucht.[22]) Für die europäischen Missionare war

Reisepredigt eine Hauptarbeit. Kein Weiler ist in Akem, der nicht wenigstens einmal vom Europäer, mehrfach von eingebornen Mitarbeitern das Evangelium vernommen hätte.

---

3. Kapitel.

Okwawu.

Für die zweite der 1875 beschlossenen Stationen wurde die Asanteprovinz Okwawu ausersehen, ein schönes Bergland, wo der Wind fast immer die Hitze mäßigt und die Luft noch reiner ist als in Akwapem. Die Bevölkerung ist — anders als in Akem! — fleißig, sei's im Plantagen- und Reisbau, sei's in häuslicher Industrie (Spinnen, Weben, Herstellung von Matten).[23]) Daß in diesem Binnenlande noch ungeheuchelte Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit daheim waren, erfuhren Ramseyer und Kühne auf ihrem traurigen Durchmarsch nach Asante; die Achtung und Menschenfreundlichkeit, die ihnen hier sogar von seiten der Fetischpriester begegneten, waren die ersten Lichtpunkte in ihrer dunkeln Heimsuchung.[24]) Solche Erinnerungen bestimmten Ramseyer, diesen Vorposten für die Asantemission vorzuschlagen.

Die Besetzung wurde verzögert. Ramseyer stand Ende 1875 mit Werner und Weimer als seinen Helfern beim Stationsbau zum Vormarsch in Kyebi bereit. Die zwischen Okwawu und Kumase liegende Asanteprovinz Dwabeng hatte sich gegen den König erhoben, und auch Okwawu sollte in den Krieg verflochten sein. Ramseyer mußte seiner brennenden Marschlust Gewalt antun, bis er gewiß wurde, daß Okwawu mit dem Kriege nichts zu tun hatte. David Asante als Landeskind ging mit. Auf einem Hügel bei der Stadt Abetifi wurde Land gekauft und mit der Stationsgründung sofort begonnen. Es ging durch Arbeitsverweigerung, Krankheitsnot (Ramseyer und Frau mußten nach Europa zurückkehren) und Kriegsangst. Das Volk von Okwawu wollte vom Zusammenhang mit dem Asantereich nichts mehr wissen; wenn aber dieses Gewalt anwandte, was wurde dann aus der neuen Station und ihren Bewohnern, in einem Lande, wohin der englische Arm noch nicht reichte?[25]) Es blieb jedoch ruhig, das Missionshaus konnte 1877 bezogen werden, und am Pfingsttage 1878 erfolgte zugleich mit der Einweihung des kleinen Gotteshauses auf dem Missionshügel die Taufe der Erstlinge: fünf junger Männer.[26]) Bald darauf wurde eine Knabenanstalt eröffnet.

„Hier herrscht der Fetischdienst in ungebrochener, durch keine europäische Zivilisation geschwächter Kraft. Die zahllosen Fetische an den

Wegen, die wohl im Stand gehaltenen Fetischhaine und -Häuschen zeugen von der Wahrheit dieser traurigen Tatsache. Vom geringsten Sklaven bis hinauf zum Könige sind sie alle in die finstere Wolke des Aberglaubens eingehüllt. Zu dieser Sklaverei des Geistes tritt die der Person hinzu. Das arme Volk ist gebunden und gekettet, darf nicht wagen, sich frei zu bewegen, selbständig zu denken, frei sich zu entschließen." So schrieb Werner 1878. Besonders die Abhängigkeit des Volkes von den Häuptlingen war groß, da seit der Unabhängigkeitserklärung des Landes niemand über diesen stand. 1884 wurde das Ländchen, das bis dahin ohne Krieg mit Asante durchgekommen war, von den Engländern ins Schutzgebiet aufgenommen, gegen das Versprechen, den Handel zu begünstigen und keine Menschen zu opfern; die Sklaverei tasteten die Engländer vorläufig nicht an.[27]) Daß der König von Abetifi zu den aufdringlichsten Bettlern zählte, war bezeichnend für die Kultur im Lande. Aber die Bevölkerung war bei aller Abhängigkeit nicht so abgestumpft wie an der Küste. Der Heidenpredigt lauschte sie, da und dort faßte das Christentum Fuß in Außenstationen, 1885 sogar in Nkwatia, einem Hauptsitz des Fetischdienstes.[28]) Anfang 1890 waren in Abetifi und auf sechs Filialen 219 Gemeindeglieder gesammelt, in acht Schulen 105 Schüler, ein schöner Ertrag 14jähriger Arbeit.

Bereits konnte in der Richtung gegen Kumase vorgestoßen werden, westwärts, nach Asante-Akem, indem 1890 Bompata besetzt wurde, von wo Katechist Boateng die ganze Landschaft fleißig bereiste. Diese neue Außenstation war Ramseyers Lieblingskind, „teils weil sie so weit von uns entfernt ist, 17 Stunden (gegen 12 Stunden durch Urwald), teils weil sie unser Vorposten ist Kumase zu; denn Asante und Kumase können wir nicht vergessen." [29]) Der Erstling dieser Landschaft war ein angesehener Unterhäuptling, 1892 getauft. Bald kam ein zweiter Katechist in dieses Gebiet: James Boama, früher ein Haupttrabant und Berater des Häuptlings von Abetifi, der ihn hier am ersten Tauftage schwören ließ, daß er diese Lehre nie annehmen werde; er hatte jedoch keine Ruhe, besprach sich mit den Neugetauften, wurde selber Christ, nahm nach einiger Zeit sein Amt beim König wieder an, fiel in Sünden, mußte ausgeschlossen werden, wurde bußfertig wieder aufgenommen, gelobte vor dem Presbyterium völlige Enthaltung vom Palmwein, bewährte sich und erhielt nun den ehrenvollen Auftrag, das große Dorf Petresa zu besetzen, 2½ Stunden westlich von Bompata, hart an der Grenze des eigentlichen Asante.[30]) 1900 bestand in Bompata bereits eine Gemeinde mit 248 Gliedern, 56 Schülern, hübscher Kapelle und niedlichem Christendorfe. Ganze Familien waren herzugekommen; das Heidendorf nahm ab, das der Christen zu. Unter diesen

waren viele ehemalige Sklaven aus dem Innern, die ihres neuen Lebens froh wurden.

Der Widerstand gegen die unaufhaltsam vordringende Mission wurde an manchen Orten von Okwawu planmäßig. Der Häuptling von Nkwatia bot denen, die übertreten wollten, Geldvorschüsse und Schuldenbezahlung an. In Abetifi bildeten die Jünglinge und Männer einzelner Stadtteile Verbände, welche die christliche Liebestätigkeit an Kranken nachahmten und für die Verstorbenen Leichenbegängnisse veranstalteten. Sie bestimmten, daß, wenn einer von ihnen Christ wurde, auf seine Kosten vier Schafe geschlachtet werden müßten.[31])

1898 war für die Station Abetifi ereignisreich. Die Macht dieser Gemeinde von 1098 Gliedern mit 14 Außenstationen ließ die Häuptlinge nach einer Gelegenheit spähen, um eine entscheidende, feindselige Tat zu vollbringen. Der Tod des Königs bot den erwünschten Anlaß. Sie wählten seinen Bruder Wiredu, wohlbekannt als Erzfeind der Mission. Dadurch, daß der Regierungskommissar diese ungesetzliche Wahl kassierte, zum Äußersten gereizt, wollten Wiredu und Genossen die Station niederbrennen, den Kommissar ermorden. Dieser trat jedoch so fest auf, daß die Häuptlinge einstimmig den Presbyter Johannes Ata zum König haben wollten. War dies eine neue Schlinge, gelegt, um mit ihr die Christen zu fangen? Ata erklärte in der Versammlung: „Ich danke für eure Wahl. Ich kann ihr jedoch nicht beistimmen; denn mein Reich ist nicht von dieser Welt." Er wußte genau, daß er nicht König und treuer Christ sein konnte; mancher Christ schon war durch die Annahme der Häuptlingswürde ins Heidentum zurückgesunken, und nach schmerzlichen Erfahrungen pflegte die Mission ihren Leuten von solchen Ämtern abzuraten. Man wollte ihn durch Überraschung gewinnen, hob ihn, als er durch die Stadt ging, auf die Schultern und rief aus: „Es lebe der König!" Sein Nein blieb fest. Der neue König besaß wenigstens die Einsicht, daß die Mission des Landes Bestes suchte, und stellte sich freundlich zu ihr.[32])

Anfang 1900 zählte die Station Abetifi 1479 Gemeindeglieder und 403 Schüler. Die Zahl dieser war niedrig, da die Heiden den Wert der Schulung noch nicht einsahen; es waren 271 christliche, 132 heidnische Schüler. Seit 1902 entwickelte sich die Mission in Okwawu in folgender Weise:

	Außenstationen	Gemeindeglieder	Vergleich mit dem Vorjahre
1. Januar 1902	17	1776	+ 124
1903	18	1941	+ 165
1904	18	2129	+ 188
1905	19	2330	+ 201

	Außenstationen	Gemeindeglieder	Vergleich mit dem Vorjahre
1. Januar 1906	19	2448	+ 158
1907	20	2647	+ 159
1908	20	2713	+ 66
1909	20	2724	+ 11
1910	20	2719	— 5
1911	22	2741	+ 22
1912	21	2674	— 67
1913	21	2594	— 80
1914	21	2582	— 12

Diese Zahlen zeigen in der ersten Hälfte des Jahrzehnts noch starkes Wachstum, 1908 ließ es erheblich nach, von 1910 an herrschte der Rückgang, infolge der vielen Ausschließungen. Auch in diesem Gebiete gab es eben keine geradlinige Fortentwicklung des Werkes; auffälligem Wachstum folgte eine Zeit, in der die Schwierigkeiten sich häuften, da gegnerische Potenzen sich steigerten und das Wachstum nach innen drängte.

Im Jahre 1905 geschahen Dinge, die darauf schließen ließen, daß der Aberglaube durch die Mission erschüttert sei. Eine Fortschrittspartei wollte den König an allerlei Regeln binden und an Erpressung verhindern. Die Bewegung ergriff auch das religiöse Gebiet. In den meisten Städten wurden die Zaubermittel, besonders solche, durch die man dem Nächsten Schaden anzutun suchte, öffentlich verbrannt. Man wollte auch den Hexen zu Leibe gehen. In Nkwatia wurde bekannt gegeben: Wer sofort seine Verbindung mit geheimen Mächten, seine Hexereien, seine Schuld an anderer Krankheit und Tod bekennt, geht straflos aus, später nicht mehr. Über 40 Weiber erklärten sich infolgedessen als Hexen, die andere krank machen und töten könnten. Dieses Vorgehen bezweckte, die Gemüter frei zu machen von Angst und Druck des Hexenglaubens; man hatte an den Christen wahrgenommen, daß man auch ohne Rücksicht auf diese Mächte leben könne. Dem Heidentum widerfuhr auf diese Weise ein harter Stoß. Ob aber durch solch negatives Verfahren wirkliche und dauernde Freiheit entstand, war eine große Frage.[33]) Und nach einigen Jahren hieß es gerade von Okwawu wieder, das Heidentum sei hier besonders zäh, die Furcht vor Geistern, Hexen, unzeitigem Tod durch böse Menschen stecke tief in diesen Bergbewohnern, und mit gleicher Macht hielten sie Fleischeslust und hoffärtiges Wesen im Heidentume fest.[34]) Die Regierung sorgte dafür, daß die Jagd nach den Hexen nicht zu großen Umfang annahm.

Die Kakaomanie erreichte auch diese Gegend und erhitzte die Geldgier und Genußsucht; Streitigkeiten um das begehrte Pflanzland brachen

aus. Der Schnaps durchflutete das schöne Land und machte Blaukreuzvereine nötig. Ein nach vielen Kämpfen getaufter Häuptling mußte einem Europäer, der in seinem Dorf eine Branntweinschenke eröffnen wollte, erklären: „Ich bin Christ und werde nicht erlauben, daß auf meinem Gebiete Schnaps ausgeschenkt wird." Lichtpunkte leuchteten um so schöner in der zunehmenden Dunkelheit: z. B. die geradezu großartige Opferwilligkeit der Christen[35]), ferner die gediegene und sittlich ernste Wirksamkeit mancher Presbyterien und Ältesten, wie des allgemein geachteten Ata in Abetifi; wenn er nach dem Gottesdienst der Gemeinde noch ein paar ernste Worte sagte, beugte sich meist jedermann darunter[36]); als ihm 1905 von den Vertretern des ganzen Landes abermals die Königswürde angetragen wurde, lehnte er wiederum ab mit dem Worte Jesu: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," wodurch er einen größern Dienst leistete, als wenn er die Sache Christi mit unlösbaren Schwierigkeiten verknüpft und durch amtlichen Druck in falscher Weise beliebt gemacht hätte.[37]) Bompata, die Sklavenfreistadt, war eine der lichtvollen Gemeinden; schon das äußere Bild der saubern, stattlichen Christenstadt mußte Eindruck machen. Es gab auch traurige, zerfallende Gemeinden.[38])

4. Kapitel.

Die Mission in Asante.

Ramseyer wollte in Abetifi nur auf Vorposten vor Asante und Kumase stehen. Mehrmals drangen Basler Missionare dahin vor, so z. B. D. Huppenbauer und Buck 1881.[39]) Sie fragten den König um die Erlaubnis, im Lande Mission zu beginnen. Seine Antwort konnte wenigstens als Zulassung der Reisepredigt gedeutet werden. Aber solche war durch die Verhältnisse noch nicht möglich, solange dem Könige die Macht nicht genommen war. Perregaux sah dies deutlich auf einer Erkundungsreise von Abetifi nach Nkoransa, fünf Tagereisen nördlich von Kumase: er fand diese Provinz verheert, die Dörfer verbrannt, die Bevölkerung halb verhungert, zum Lohn dafür, daß sie dem König den Tribut von 30 jungen Männern und Mädchen verweigert hatte.

Das Asantereich erholte sich seit seiner Niederlage 1874 nicht wieder. Bürgerkrieg, Parteikämpfe, Abfall, gewaltsamer Thronwechsel zehrten an seiner Kraft. Die englischen Friedensbedingungen wurden

nur mangelhaft innegehalten, von Abschaffung der Menschenopfer war z. B. keine Rede, sie waren grausiger und massenhafter als je. Da die englische Politik jede Verwicklung vermeiden und alles diplomatisch erledigen wollte, erhoben die Asanteer gegen solche Schwachheit ihr Haupt wieder kühner, und der junge Perempe, seit 1888 König, trachtete für seinen Thron nach Erneuerung und Vergrößerung der alten Macht. Er traf Anstalten, abgefallene, zur englischen Kolonie gehörende Provinzen wiederzunehmen, und sperrte den Handelsweg nach der Küste, 1893. Unterhandlungen scheiterten an seinem Stolz, der Krieg wurde unvermeidlich. Nun, da englische Truppen anrückten, sah Perempe, daß er sich in seiner Macht getäuscht hatte: es gelang nicht, wie ehedem Bundesgenossen aufzubieten. Er sandte Ende Dezember (1895) drei Boten an Ramseyer mit der Bitte um Verwendung beim Gouverneur: er sei bereit, alles anzunehmen. Es war zu spät. Am 17. Januar 1896 erreichte die Vorhut Kumase; am 20. mußte der König, der dem Einmarsch der Feinde in seine Hauptstadt nicht wehrte, ohne Kopfschmuck und Sandalen vor den Siegern öffentlich sich niederwerfen. Er wurde mit seinen nächsten Verwandten und Räten, die mit ihm persönlich für die Kriegsentschädigung hafteten, gefangen nach der Küste abgeführt. Ein Königreich Asante gab es nicht mehr. Kumase erhielt eine Garnison; die angesehensten Häuptlinge stellten sich durch schriftliche Verträge mit ihren Gebieten unter die englische Kolonialregierung. Die Greuelstätten des Heidentums: die düstern Fetischhaine mit ihren zahllosen bleichenden Menschengebeinen und den von den Bäumen herab ihren Fraß erspähenden Geiern, Bantama, die Totenresidenz der Könige, wo ihre Skelette residierten, wurden der Vernichtung preisgegeben.

Ein Extrabote trug die Nachricht von Kumases Fall zu Ramseyer nach Abetifi, mit der eigenhändigen Mitteilung des Gouverneurs: „Kumasi will henceforth be open to missionaries and should you yourself arrive at K. before I leave, it will give me pleasure to see you“ (Kumase, 22. Januar). „Welche Überraschung für uns!“ schrieb Ramseyer[40]); „es ist begreiflich, daß wir seither nur an Kumase und Asante denken. Unsere Herzen sind voll Dank darüber, daß der Herr unser Gebet erhört hat und, wie wir ihn stets darum baten, uns klar unsern Weg erkennen läßt.“ Am 22. Februar traf er mit seinem Neffen Perregaux in Kumase ein, genau 22 Jahre nach dem Tage seiner Befreiung. „Es ist kein Traum mehr, ich bin wieder in Kumase und darf jetzt sagen: Kumase ist nun Basler Missionsstation. Hier stehen Bruder Perregaux und ich als freie Missionare, und das ganze Land ist offen für uns. Und dies ist nicht bloß der Ausdruck unserer Hoffnung, nein, tatsächlich ist uns der Zugang zu allen Hauptortschaften von Asante offen, im Norden und Nordosten

bis nach Nkoransa. Und von manchen dieser Städte kommen Bitten, wir möchten uns bei ihnen niederlassen. In Asante ist eine Umwälzung der Dinge zustande gekommen, wie ich sie nie geahnt hätte. Kumase ist in der Tat ein Bild von dem, was in ganz Asante sich anbahnt. Wie ein Träumender stehe ich auf den Straßen, wo früher ganze Häuserkomplexe waren — es ist alles rasiert und geebnet und eine Menge von Arbeitern damit beschäftigt, die Wurzeln der abgehauenen Fetischbäume, unter denen so viele Menschen geschlachtet wurden, zu säubern, während andere die Felsen sprengen mußten in der Stadt auf dem Marktplatz und der Grund zu einer Festung gelegt wurde." So jubilierte Ramseyer.[41])

Der Statthalter machte den ihm fortan untergebenen Häuptlingen klar, daß das ganze Land für Handel und Mission offen sei, und der Gouverneur wies der Mission auf dem Wege zwischen Kumase und Bantama ein Stück Land an. Ein schwarzer Soldat aus Westindien stiftete den ersten Beitrag für die neue Mission: zwei Mark. Ein Katechist erhielt den Auftrag, einige provisorische Hütten zu errichten. Eine Untersuchungsreise nach Nkoransa führte zum Ergebnis, daß hier eine Missionsstation vorläufig noch nicht denkbar war.

Am 11. Juni 1896 zog das Ehepaar Ramseyer in Kumase ein. Noch ehe sie selbst notdürftig eingerichtet waren, wies ihnen ein englischer Offizier eine Anzahl befreiter Sklavenweiber und -Kinder aus dem Innern zu. Jene waren mit Mühe dahin zu bringen, daß sie vier bis fünf halbe Tage wöchentlich für ihren Unterhalt arbeiteten; von diesen erlagen 19 den ausgestandenen Entbehrungen, die übrigen gediehen in der Pflege. Alsbald wurde die Straßenpredigt aufgenommen, im gleichen Jahre noch entstanden zwei Außenstationen. Die Schularbeit blühte rasch auf; es gab Anfang 1897 drei Schulen mit 90 Schülern, 1898: 12 mit 311; 1899: 14 mit 395; 1900: 15 mit 451. Zu diesem Wachstum bemerkte Ramseyer im Stationsbericht über das Jahr 1897: „Die Zunahme der Schüler von 90 auf 311 ist ja nur eine Zahl, aber sie spricht für sich und zeigt uns, daß das Volk Zutrauen zu uns hat und uns gern in seiner Mitte sieht. Wohl fürchten sich manche Mütter, wenn ihre Kinder auf Verlangen der Häuptlinge uns zugeführt werden; aber bald denken sie anders, und wie kommen z. B. in Kumase die Mütter jetzt zu uns und sagen: Ach damals haben wir eben gar nicht gewußt, was ihr aus unsern Kindern machen wolltet; jetzt aber haben wir nur eine Bitte: Macht aus ihnen gute Kinder!" Ende 1897 wurden die Erstlinge aus Asante getauft.

Hemmnisse fehlten nicht. Fante-Händler strömten ins Land und brachten keinen guten Geist mit, und der alte Asanteer-Hochmut war noch nicht gebrochen, er verachtete alle andern Stämme und die Arbeit

und träumte von der alten Herrlichkeit. Die Mission aber entwickelte sich trotzdem rasch, da sie das Land offen vor sich hatte. Die Filialen mehrten sich: 3, 11, 13, 16 (1896—1899), ebenso die Heidentaufen: 15, 24, 33, und die Christengemeinde wuchs bis Anfang 1900 auf 164 Glieder an, allerdings nicht ohne starken Zuzug durch Einwanderung. Der Anfang war vielversprechend.

Am 28. März 1900 redete der Gouverneur zu den Häuptlingen in Kumase: an Rückkehr des Königs Perempe sei nicht zu denken, der Jahrestribut pünktlich zu entrichten, der Königsstuhl auszuliefern. Nun brach die Empörung aus. Die Verbindungen mit der Küste wurden abgeschnitten, das Fort eingeschlossen. Das Missionspersonal, Ramseyer und Frau, Weller, Jost, Frau Haasis (ihr Mann war in Kumase gestorben), fanden mit den Sklavenkindern Zuflucht im Fort. Nach achtwöchentlicher Belagerung, am 23. Juni, mußte, da der Proviant ausging, der Durchbruch gewagt werden. Weller starb unterwegs; die überlebenden Missionsleute langten nach 25 unsäglich mühseligen, gefährlichen Wandertagen in Cape Coast an.[42])

Die Mission mußte neu begonnen werden. Die Station war verbrannt, ihre Gemeinde und die Katechisten zersprengt, ein Lehrer und eine Lehrerin im Fort gestorben. Die Katechisten auf den 16 Außenstationen hatten während des Aufstandes viel zu leiden: Otu, der fünf Tagereisen nordwestlich von Kumase auf seinem Posten stand, fiel auf Anordnung vom Kriegslager aus als Märtyrer; Akyea in Dschweso entrann dreimal knapp dem Tode; Tete in Ofeso ging im Auftrag seiner friedliebenden Königin ins Kriegslager, um vom wahnwitzigen Aufstand abzuraten, wofür er beinahe mit seinem Leben hätte büßen müssen; Hanson in Nkoransa vermochte das Volk zu bestimmen, daß es den Boten der Rebellen nicht willfahrte, sondern neutral blieb, wodurch es sich die Kriegsnot ersparte. In Mampong, Agona und Dschwabeng, den Städten, deren Fürsten den Engländern halfen, standen Missionsgehilfen; ohne Zweifel haben sie das Ihrige dazu getan, daß ihrer Umgebung der Friede erhalten blieb. Von der Stadt Pekyi forderten die Asanteer als Unterpfand der Treue den Kopf ihres Katechisten, den sie aber nicht erhielten. Am größten war die Gefahr für die Missionsgehilfen da, wo sie erst seit kurzem weilten und das Volk ihre Absichten noch nicht kannte: da wurden sie als geheime Agenten der Engländer verdächtigt. Lehrer Danso sollte für einen gefallenen Führer der Asanteer mit seinem Kopfe büßen; ein Fetischpriester rief in die Volksversammlung hinein: „Niemand tötet einen Priester Gottes!" und rettete ihn. Es blieb bei jenem einen Märtyrer.[43]) Der Christ Abraham erlitt von den Heiden, die ihn zum Abfall zwingen wollten, Mißhandlung und Beraubung ohne Wanken.[44])

Es war ein großes Glück für die Goldküste und ihre Stationen, daß der Aufstand auf Asante beschränkt blieb, obwohl die Rebellen weit herum warben und auch Akem aufwiegeln wollten. Das Gerücht wollte wissen, daß die Missionare in Abetifi getötet worden seien.

Am 13. Dezember 1901 standen Ramseyer und Bellon vor den Ruinen ihrer Station, tief bewegt und dennoch voll Zuversicht; am 15. Februar 1902 ließ sich jener abermals dauernd in Kumase nieder [45]), um einen zweiten Anfang zu machen; denn um einen solchen handelte es sich. Einige Christen kehrten zurück, nur wenige waren ins Heidentum gesunken. Die Aufnahme beim Volk war freundlicher als bei den tyrannischen Häuptlingen, denen der englische Statthalter klar machte, daß niemand verhindert werden dürfe, Gott zu dienen. Aus Mangel an Gehilfen konnte Ramseyer das Werk nicht wiederum so rasch, wie er wollte, über das Land ausdehnen. Der tüchtige Pfarrer Asare trat ihm zur Seite. Weihnachten 1902 konnten fünf Personen getauft werden, darunter zwei aus dem Heim für befreite Sklavenkinder.[46]) Unter den 28 Täuflingen des Jahres 1903 waren der Enkel eines frühern Asantekönigs und ein Nachkomme jenes Feldherrn Adubofo. Das Land stand wiederum offen, neuer Grund war gelegt.

Perregaux war bis zu seinem Ende (14. Oktober 1905) unermüdlich tätig; er gewann die englischen Offiziere für einen Gottesdienst, gründete einen Jünglingsverein und dehnte die Mission durch Evangelisationsreisen aus. Ramseyer bezog nach seinem Erholungsaufenthalte in Europa 1906 noch einmal sein Arbeitsfeld, von dem er nicht lassen konnte. Die Entwicklung seit 1902 zeigen die folgenden Zahlen.

	Außenstationen	Heidentaufen	Gemeindeglieder	Zuwachs	Schulen	Schüler
Anfang 1902	3	—	14	—	1	16
1903	3	11	80	66	4	96
1904	5	28	119	39	5	110
1905	7	22	174	55	8	175
1906	10	50	229	55	9	195
1907	11	22	276	47	12	215
1908	14	87	365	89	13	252
1909	14	141	532	167	15	354
1910	17	132	626	94	18	382
1911	20	103	725	99	20	386
1912	20	106	768	43	19	475
1913	20	91	802	34	16	450
1914	20	67	805	3	17	516

Am ansehnlichen Wachstum der Gemeinden war die Einwanderung von Christen stark beteiligt. Die Entwicklung der Schule war

vor dem Aufstande rascher als nachher; die Verhältnisse lagen für sie wesentlich ungünstiger und unterschieden sich dadurch von denen der Goldküste, wo die Missionsschule stark anzog. Hier besaß diese eben einen großen zeitlichen Vorsprung vor der Regierungsschule; vor der Entstehung dieser längst eingewurzelt im Volksleben, konnte sie sich neben ihr wohl behaupten. In Asante dagegen kamen die beiden Schularten ungefähr gleichzeitig auf. Die nach dem Aufstand in Kumase errichtete Regierungsschule war billiger und erleichterte das irdische Vorwärtskommen; kein Wunder, daß Ende 1910 95 Schüler bei der Mission, 300 bei der Regierung zur Schule gingen. Und die Hauptstadt gab im Lande das Beispiel: die Missionsschule wurde neben ihrer Konkurrentin nicht volkstümlich. Bei einer Schuleröffnung in Sunyani meldete die Regierung in jedem Dörflein der Provinz: „Die Erziehung, welche die Regierung gibt, nötigt zu keinerlei Religionswechsel, wie das in den Missionsschulen der Fall ist; die Knaben können die Schule besuchen, lesen, schreiben, rechnen und andere nützliche Sachen lernen und trotzdem dem Glauben, den Sitten und Überlieferungen ihrer Vorfahren treu bleiben." Damit war der Verzicht auf Erziehung ausgesprochen, und solche Bezugnahme auf die Mission diente nicht zu ihrer Empfehlung beim Volke. Diese sah vor sich die bange Frage: Was für eine Wirkung wird eine Volksaufklärung üben, die trotz den gegebenen Zusicherungen die väterliche Religion unfehlbar auflöst, eine bessere jedoch nicht bietet? Bei der geringen Volkstümlichkeit der Missionsschule war sehr zu befürchten, daß bald eine gehalt- und haltlose, von der Regierung geschulte Generation den Ton angeben würde in Asante.[47]) Die Mission war auch durch Lehrermangel gebunden; dem Asanteergeist sagte diese Laufbahn gar nicht zu.

Die Regierung befolgte seit dem Aufstande den Grundsatz, die Häuptlinge in ihrer Macht nach Kräften zu schonen, besonders diejenigen, welche damals zu ihr hielten. Unter dieser Praxis litt die Mission. Der Geist, den sie verbreitete, vertrug sich nicht mit Tyrannei und Sklavensinn und machte daher viele dieser Machthaber zu ihren heimlichen oder offenen Feinden. Gelegentlich veranlaßten die Taufbewerber berechtigte Klagen: wenn sich z. B. an einem Orte 40 solche meldeten, in der Meinung, vom Dienste ihres Häuptlings frei zu werden, indem sie „zum Europäer gingen". Die Hauptschuld jedoch lag bei den Häuptlingen. Sie versuchten vielfach, die Christen unter das Fetischgesetz zu stellen, und wenn diese standhielten, drohte ihnen bei der Regierung die Anklage wegen Unbotmäßigkeit. Die Christenansiedlungen waren ihnen oft ein Dorn im Auge. Besondere Reibung entstand durch die Branntweinsteuer. Die Häuptlinge erhielten nämlich das Recht, Schnaps zu verkaufen; die ihnen hierfür von der Regierung auferlegte Abgabe for-

derten sie in Form einer Steuer von ihren Untertanen ein. Die Christen, die von diesem Branntwein nichts genossen, sahen nicht ein, weshalb sie diese entrichten sollten. Dies führte zu Mißhelligkeiten und Anklagen. Der Distriktspräses Groh riet ihnen, um des Friedens willen sich in die Steuer zu schicken. Körperliche Mißhandlungen durch die Häuptlinge, zum Teil roheſter Art, blieben den Christen nicht erspart.

Die Frage des „Asante-Eides" beunruhigte die Mission während mehrerer Jahre.[48]) Es ist ein Eid, der Bezug nimmt auf die schwere Niederlage eines frühern Königs, als Zauberformel gilt und mit Fetischwesen zu tun hat, weshalb er den Christen durch die Gemeindeordnung untersagt ist. Er kommt in Anwendung, wenn ein Asanteer einen andern vor Gericht bringen will, muß von dem Angeklagten erwidert werden und verpflichtet den Häuptling, die Sache aufzunehmen. Nun verwickelte der oberste Beamte von Asante im Jahre 1910 die Christen in solche Eidgeschichten, indem er verfügte, daß auch sie künftig einen auf sie geschworenen Eid als gerichtliche Vorladung anzuerkennen hätten. Ein Sturm der Entrüstung ging durch die Gemeinden, die ja den Eid nicht erwidern konnten. Die Missionsleitung vermochte nicht, die Sache rückgängig zu machen, welche die Regierung als eine rein bürgerliche Form der Gerichtsvorladung ohne jeden Zusammenhang mit dem Fetischwesen bezeichnete — und Katholiken und Wesleyaner unterstützten sie in dieser Auffassung. Schließlich wurde bestimmt: Die Christen müssen auf einen solchen Eid hin vor Gericht erscheinen, dürfen aber nicht deshalb als schuldig gelten, weil sie ihn nicht erwidern. Die Lage der Taufbewerber und Christen war mißlich: sie sollten gegen die Häuptlinge unbedingt loyal sein, wurden aber von diesen in ihrer Gewissensfreiheit bedroht und erhielten von der Regierung vielfach nicht genügenden Schutz. So spürten die Gemeinden den Druck des Kreuzes, und er war nicht ohne Segen.

In Asante war in der neuesten Zeit dasselbe wahrzunehmen, was oben von Okwawu berichtet worden ist: ein Wanken des Glaubens an den Fetisch, Priester und Zauberer und zugleich ein Aufleben neuen Aberglaubens und Erscheinungen eines gesteigerten, missionsfeindlichen Fanatismus. Im Jahre 1906 begann der Siegeslauf des Aberewa, des neuen Fetisches aus dem Hinterlande, der zu seinem Dienst zwei Tage in der Woche verlangte und dabei die Tanzlust, die Trunksucht und die Mordgier zugleich befriedigte. Wer die Aberewa-Medizin trank, galt als unverletzlich und mußte Gebote halten, die teilweise christlich klangen: böses Gelüste wie Neid und Zorn fahren lassen u. a. Man behauptete im Lande, Aberewa-Dienst und Christentum seien dieselbe gute Sache, und dabei starben Alte und Junge auf unerklärliche Weise dahin.

Der Glaube, Aberewa habe Macht über Leben und Tod, verdunkelte auch manchem Taufbewerber das Herz.[49])

Diese schwarze Wolke machte wohl bange, sie ging jedoch vorüber. Ein Katechist mußte dazu dienen, dieses schandbare, lügenhafte und menschenmörderische Treiben an den Tag zu bringen; die Regierung hatte Anlaß zum Einschreiten, und der ganze Kult brach kläglich zusammen.[50]) Dann kamen die Asiko-Tänze auf und wurden ebenfalls verboten, und ein großer Hexenmeister konnte durch eine Medizin um Mk. 1.25 alle Hexen einer Stadt zum Vorschein bringen, um Mk. 100 einer jeden alles Böse in Gestalt von Schlangen, Eidechsen usw. aus dem Leibe ziehen — so verdeckte das Heidentum durch neue und gesteigerte Produktionen seine zunehmende Schwachheit, und das Ansehen der Fetischpriester nahm trotz allem ab.[51])

In Asante erstand der Mission ein großer Widersacher im Islam. Das alte, vom Fetischwesen beherrschte Asante kannte keine Toleranz, selten ließ sich ein Mohammedaner im Lande blicken. Die Pax Britannica aber öffnete auch ihm das Tor, scharenweise zogen sie ein, aus dem ganzen Sudan, von Timbuktu, Sokoto, Marokko und besonders aus den Haussaländern. Sie gründeten ihre eigenen Niederlassungen, die Songo; bald übertraf der Songo in Wankyi die Asanteerstadt um das Doppelte, und im Mohammedanerviertel zu Kumase wohnten schon 1910 4—6000 Menschen. Ihr Verhältnis zu den Asanteern war sehr gespannt; konnten sie aber nicht eines Tages durch ihre Übermacht diese in Masse auffaugen?[52]) Immerhin scheint der Islam in den letzten Jahren wenig Fortschritte gemacht zu haben.

In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, daß in neuester Zeit auch im Stationsgebiet von Kyebi (Akem) eine starke Mohammedaneriinvasion wahrnehmbar war. Aus dem Hinterlande — Dagomba, Tschaudscho — kamen sie, vermieteten sich während der Kakaosaison als Träger, kauften aus dem Verdienste Kolanüsse und vertrieben sie nach dem Innern. Martin in Kyebi schrieb sorgenvoll: „Basel, um Gottes willen, vergiß nicht die Hinterland-Mission! Wird sie versäumt, so stehen auch unsere Goldküste-Gemeinden künftig in Gefahr, vom Mohammedanismus einmal überflutet, ja vernichtet zu werden.“[53])

Eine besondere Schwierigkeit der Mission in Asante bot ihre Arbeiterfrage. Ein einziger Asanteer begegnet in den vorliegenden Berichten als Missionsarbeiter, und über die zumeist aus Akwapem gerufenen Gehilfen ist manche Klage laut geworden: manchem fiel es recht schwer, der Wucht des Aberglaubens und des Schnapsteufels sich siegreich zu erwehren. Aber die Empfänglichkeit des Volkes ist zur offenkundigen Tatsache geworden; die Frauen zwar sind noch durchwegs an die Fetischhütte gekettet, aber die Jungmannschaft hat vorwärts zu

streben begonnen, und aus ihr rekrutieren sich die Gemeinden größtenteils. Missionar Bauer, der am 13. März 1909 einsam bei Kumase entschlief, empfand tief die Herrlichkeit des Berufs, empfänglichen Heidenscharen als unermüdlicher Reiseprediger den Frieden Gottes zu verkündigen.[54])

5. Kapitel.

Nsaba.

Im Westen von Akem dehnt sich ein großes Waldgebiet mit zahlreichen Ortschaften und regsamer Bevölkerung mit Tschi-Mundart, das Fante-Land. Die Basler Mission entwickelte sich zunächst nach Norden und Nordosten; gelegentlich kamen ihre Reiseprediger in diese westliche Richtung, zu Beginn der achtziger Jahre wurde das Gebiet besser erkundet, Bohner in Abokobi mit der Predigt hier betraut, 1883 die erste Ortschaft durch einen Katechisten besetzt. Ende 1886 waren bereits mehr als 200 Christen an verschiedenen Orten in der Pflege der Mission. Eine Hauptstation im Lande selbst wurde zum Bedürfnis. Die Wahl mußte mit Sorgfalt geschehen; denn eine ungesunde Lage in sumpfigem Waldgebiet war zu meiden. Schließlich wurde das nach dem Landesinnern vorgeschobene Nsaba erkoren, wo sich W. Rottmann 1891 niederließ. 1893 wurde Nsaba Hauptstation, 1894 kam Missionar Sitzler hierher. Die beispiellose Entwicklung der Mission in diesem Gebiet wird durch die folgende Statistik deutlich.

	Filialen	Heidentaufen	Gemeindeglieder	Zuwachs	Schulen	Schüler
1893	10	49	449	6	8	90
1894	10	52	505	56	6	71
1895	12	115	607	102	12	127
1896	17	133	739	132	15	141
1897	19	260	990	251*	13	214
1898	20	138	1112	122	15	267
1899	21	111	1192	80	19	299
1900	23	131	1267	75	24	362
1901	26	113	1277	10	21	402
1902	27	149	1468	191	23	375
1903	29	115	1582	114	17	346
1904	32	125	1675	93	23	458
1905	32	317*	2001	326*	23	526
1906	34	249*	2189	188*	25	506

*) bezeichnet Höchstziffern der ganzen Mission an der Goldküste.

	Filialen	Heidentaufen	Gemeindeglieder	Zuwachs	Schulen	Schüler
1907	33	253*	2412	223*	26	521
1908	33	281*	2664	252*	21	538
1909	32	236*	2863	199*	23	617
1910	30	180*	2954	91	24	638
1911	31	99	2984	30	24	750
1912	31	175*	3091	107	24	802
1913	32	224*	3230	139*	24	810
1914	32	173*	3442	212*	27	895

*) bezeichnet Höchstziffern der ganzen Mission an der Goldküste.

Dem mächtigen Einströmen der Täuflinge mußte freilich die Zahl der Ausschließungen entsprechen; im Jahre 1901 betrug sie z. B. 112, gegenüber 113 Heidentaufen; 1906: 101, 1907: 106. Gemeinden, die einen so starken und anhaltenden Zuzug aus den Heiden in sich aufzunehmen hatten, machten einen harten, beharrlichen Kampf um ihre Reinheit und christliche Erziehung notwendig. Ohne die eingebornen Mitarbeiter wäre solche Ausdehnung der Gemeinde unmöglich gewesen; Anfang 1914 waren zwei Pfarrer, 25 Katechisten und neun Lehrer auf ihren zerstreuten Posten, also 36 Mann, neben 16 europäischen Arbeitern (Missionarsfrauen inbegriffen); nur Akropong hatte soviele einheimische Kräfte (37). Das junge Nsaba ist die zweitgrößte Station geworden, einzig von Akropong übertroffen, das 1914 5771 Gemeindeglieder zählte. Die Entwicklung der Schule ging langsamer und durch Schwankungen.

Der große Missionserfolg in Westakem kann nicht durch hervorragende geistige Eigenschaften und Tugenden des Volkes erklärt werden. Lädrach gab vom südlichen Teil des Stationsgebietes keine glorreiche Schilderung [55]): „Ohne Lust zu anstrengender Arbeit, bevorzugen sie leichtere Erwerbsgelegenheiten; ihre Lust haben sie an Tanz und Spiel mit unzüchtigem Wesen und an Branntweingelagen. Besondere Anlässe zu übermäßigem Trinken bieten Begräbnisfeiern und Feste zum Gedächtnis Verstorbener. Ich habe schon betrunkene Totengräber im Grabe, betrunkene Männer neben und auf Särgen liegen sehen, habe gesehen, wie Betrunkene den Sarg mit dem Leichnam senkrecht aufgestellt haben. Die ehelichen Verhältnisse sind traurig: die Frau geht aus einer Hand in die andere. Die Weiber sind denn auch übel gelaunt und in ihrem Denken verknöchert, die Männer geknechtet von Sinnenlust und Leidenschaft, die Kinder zucht- und pietätlos, überall ein von Gott losgerissenes Dasein voll Selbstsucht, Kälte und Mißtrauen, Friedlosigkeit und Verzweiflung und Leidenschaft." Dieses Elend gerade mag den Missionserfolg erklären, soweit er überhaupt erklärlich ist.

Im Nordwesten des Stationsgebietes, im Kotoku-Ländchen, fand während der letzten Jahre ein besonderes Wachstum der Mission, auch nach innen, statt. Hier begegnete die Mission wieder den ehemaligen Bewohnern von Gyadam, wo Süß unter ihnen als Freimissionar gewirkt hatte; 1860 waren sie zu Stammverwandten hieher gezogen, ins Land zwischen Berem und Prah, das ins eigentliche Asante hinüberführte. 1882 kam Mohr von Begoro in diesen abgelegenen Erdenwinkel, um alte Beziehungen der Mission wieder aufzunehmen. Er fand unvergleichlich finsteres Heidentum und Knechtung durch erbarmungslose Fetischpriester. Ohne Zutun des Missionars jedoch faßte das Evangelium Fuß. Einige Leute, die gegen priesterliche Bedrückung ein Asyl suchten, siedelten sich im Plantagendörflein Batabi an. Unter ihnen war Ankoma, ein Mann, der auf einer Handelsreise in Südwestakem die christliche Botschaft vernahm, 1889 sich taufen ließ und nun der einzige Christ im finstern Kotoku war. Ihn beseelte der Zeugengeist. Mit Testament und Gesangbuch zog er predigend herum, und bald reiften Früchte seines Glaubens: am 27. Februar 1890 taufte W. Rottmann acht Personen in Batabi. Morgenrot erschien über dem dunkeln Lande.

Im August 1890 wurde ein Katechist in der Stadt Mangso stationiert. Er hielt tapfer aus, zwei junge Männer wurden nach Jahresfrist getauft, Taufbewerber meldeten sich mancherorts, sogar in der Königsstadt Oda. Eine Verfolgung, die der König anzettelte, hielt, obwohl die englische Regierung sie niederschlug, die Entwicklung des Missionswerkes auf Jahre hinaus zurück.

In der Nähe der Hauptstädte Oda und Soadru hauste in unnahbarem Hain Katawere, der mächtigste aller Fetische, von dessen Vollmacht über Leben und Tod alljährlich rätselhafte Todesfälle Zeugnis ablegten. Wer sie bezweifelte, entging dem Untergang nur, wenn er auswanderte. Solange dieser Bann das Volk beherrschte, war für das Evangelium die Bahn nicht frei. Als nun 1895 der Landesfriede durch Fehde zwischen den beiden Städten gebrochen wurde und die Schuld vor dem englischen Gericht in Akra gesühnt werden sollte, schwur Kataweres Oberpriester am Vorabend der Gerichtsentscheidung dem Volk, Oda werde freigesprochen werden. Der Volksjubel schlug in Wut um, als Soadru gegen Oda recht bekam. Der meineidige Priester wußte nur einen Mann, der sich seiner vielleicht annehmen mochte: den Katechisten flehte er kniefällig um Hilfe an. Dieser bewirkte in der Tat eine Herabminderung seiner Strafe, der sich der Priester jedoch durch die Flucht entzog. Die Ältesten bemühten sich, den Fetisch wieder zu Ehren zu bringen; dunkle Gerüchte neuer Mordtaten sollten seine Macht zu töten wieder eindrücklich machen. Endlich bereitete nun die Regierung dem Schrecken ein Ende: ein Offizier mit Soldaten zerstörte das Hei-

ligtum. Seit diesem Ereignis hat das Evangelium zahlreiche Bekenner gefunden und das Ländchen durchdrungen.[56])

Auch der südwestliche Teil des Stationsgebietes, Aghimako mit seinen 23 Städten, wurde durch den Zeugeneifer eines schlichten Christen für die Mission vorbereitet. Es war ein ehemaliger Hausknabe des verstorbenen Missionars Buß. Er fing das Werk im Lande an, indem er Sonntagsgottesdienste hielt, Taufbewerber gewann und die Mission herbeirief (1897).[57])

Der Aberewa-Kult durchlief auch das Stationsgebiet von Nsaba und wollte es für das finstere Heidentum zurückerobern, indem er vor allem den Sinn für Wahrheit und Ehrlichkeit zu ertöten versuchte — und dabei lautete eines seiner Hauptgebote betrügerisch: „Du sollst bei Todesstrafe nicht lügen!" „Noch nie habe ich die Macht der Lüge so kennen gelernt, wie in dieser letzten Zeit der Aberewa," schrieb Lädrach 1908, aber auch: „Es ist den Priestern nicht gelungen, unsere Gemeinden zu vergiften, indem überall unsere Christen gegen diesen Irrtum mutig gezeugt und reagiert haben und sich nicht einschüchtern ließen; nur ganz verschwindend wenige Ausnahmen sind aufzuzeichnen, wo Getaufte sich der Aberewa zu Füßen geworfen haben."[58])

Des Islams wird in den Berichten aus Nsaba nur allzu häufig Erwähnung getan. So wurde z. B. 1895 geklagt, die Annahme der christlichen Eheordnung falle den Leuten in diesen neuen Gebieten, wo man im Heidentum nach Belieben die Weiber zu wechseln pflegt, schwer; „da mag sich ihnen freilich der Mohammedanismus besser empfehlen, der z. B. in der Gegend von Gomoa noch raschere Fortschritte macht als das Evangelium".[59]) Und 1902 wurde berichtet: Die Landschaft Gomoa — der nach der Küste zu gelegene Teil des Stationsgebietes — sei „reif für den Abfall vom Heidentum, aber Islam und Christentum streiten sich um den Sieg. Leider fehlt es an Arbeitern für dieses bevölkerte Land. Es stehen nur drei in Gomoa. Auf der wichtigsten Station, Denkyira, ist es dem wackern Pfarrer Labi gelungen, die Gemeinde in Zucht und Ordnung zu halten, während sich an andern Orten fast die ganze Bevölkerung dem Islam zuwandte. In Sraha wurde eine Moschee errichtet nach Art unserer Kapellen."[60])

Daß der Islam sich ausbreiten wollte, wurde in Gomoa klar; eine von der Regierung gleich andern Schulen anerkannte mohammedanische Mädchenschule diente Propagandazwecken. Der wirtschaftliche Aufschwung und die Steigerung des Handelsverkehrs zogen immer mehr mohammedanische Einwanderer herbei (1906), ihr Einfluß drang bereits ins Kotoku-Ländchen. Der Handel mit den vielgebauten Kolanüssen lag schon ganz in ihrer Hand, überall nisteten sie sich ein, Herstellung und Verkauf von Amuletten waren ihr einträgliches Gewerbe,

und gern vertraten sie die Stelle des Fetischpriesters in der Fabrikation von Zaubermitteln. Ihre Kapellen und Schulen mehrten sich.[61])

1907: Im Gebiete von Nsaba nahm die mohammedanische Propaganda deutlich überhand. „Jeder Anhänger des Islams vertritt ihn kampfbereit und begeistert, stolz und erhaben schreitet er durch die Reihen der heidnischen Neger, die er innerlich haßt und verachtet."

1910: Gegen 100 mohammedanische Fanteer, Männer und Frauen, taten sich zur Heidenpredigt zusammen. Sie verkündigten u. a.: Wir sind die wahren Nachfolger Christi; denn nur wir halten Christi Wort: „Wer gewaschen ist, bedarf nur, daß er die Füße wasche." Sie schlossen diese Predigt mit einer Flut von Schmähungen auf Christen und Heiden.

1911: Die Bezirke Adwumaku, Gomoa und Agona wurden von den Mohammedanern zielbewußt durch Heidenpredigt bearbeitet. Missionar Lochmann hatte auf seinen Reisen scharfe Auseinandersetzungen mit ihnen. Ihr Fanatismus war um so größer, je weniger sie ihre Religion wirklich kannten. Einer wollte sogar den Missionar bekehren; mit Geschick und Wärme verfocht er ihm gegenüber die Überlegenheit des Islams. In Gomoa haben sie bereits ganze Ortschaften gewonnen. Vom Missionar nach ihren Beobachtungen gefragte Presbyterien nannten als Ursache dieser Erfolge: die Übertretenden dürfen ihre Frauen behalten und empfangen Amulette und Medizinen, mit denen sie ihre Feinde zu beseitigen und mit jedermann erfolgreich zu prozessieren vermögen, da der Gegner seine Gedanken vor dem Richter nicht sammeln kann.

1912: Das Gebiet zwischen Nsaba und der Straße von Cape Coast nach Kumase ist besonders bedroht. Missionar Maue traf hier eine Schar Leute in Hausagewändern, geführt von einem intelligent blickenden Fremdling mit weißem Turban, der offen sagte, er predige den Islam und finde überall in der Gegend Zuhörer. Maue hörte in diesem Lande Aseng die Leute, wenn gefragt, in fünf von zehn Fällen antworten: Wir werden auch noch zum Mohammedanismus übertreten. Er urteilte: die Verhältnisse hätten sich nicht so gestaltet, wenn man bei Zeiten mit der Missionsarbeit auch hier hätte einsetzen können. Wenn jedoch Außenplätze der Station Nsaba mit 50—80 Christen seit Jahren umsonst um ihren eigenen Lehrer baten, woher sollten dann solche für Neuland wie Aseng genommen werden? Die Mohammedanernot ist wohl die schwerste Sorge dieser Station geworden.

6. Kapitel.

Das Voltagebiet.

Im Mündungsgebiet des Volta war 1867 Adafo durch Schönfeld besetzt worden. Der Schwerpunkt verlegte sich mit den Jahren nach der Stadt Ada. Die Christengemeinde, die hier entstand, hatte zeitweilig ihren ansässigen Missionar. Ende der siebziger Jahre erlebte sie eine eigentümliche Krise. Unter den Händlern in der Gemeinde, von denen ihre übrigen Glieder mehr oder weniger abhängig waren, tat sich einer hervor, der so ziemlich alles in der Hand hatte und seiner Willkür den Lauf ließ, ohne daß die Missionsleitung die Verhältnisse im einzelnen gekannt hätte; sie hatte nämlich keinen europäischen Missionar mehr in Ada. Dem Verlangen nach Selbständigkeit Rechnung tragend, gab sie in guten Treuen der Gemeinde einen eingebornen Pfarrer. Dagegen lehnte sich nun aber diese wider Erwarten auf; es drohte ihr völliger Bruch mit der Mission. Die Gasynode mußte sich mit der Sache befassen. Schließlich fand sich ein Ausweg; die Gemeinde behielt ihren Pfarrer, übernahm die Besoldung der eingebornen Missionsgehilfen und wurde selbständig, wobei die Distriktssynode für sie bürgte, der Missionar dem Presbyterium vorstand und Gottesdienst- und Gemeindeordnung der Basler Mission anerkannt wurden.[62]) Der Segen des erneuten Friedens zeigte sich alsbald.

Zu einem eigentlichen Aufschwung des Missionswerkes kam es jedoch in diesem Stationsgebiete nicht. Schnaps, Sprachengemisch und Vielweiberei, der hier die Bevölkerung mehr als sonst verkauft ist, hemmten es. Ada selbst, früher stattlich und wohlhabend, verarmte. Deshalb wurde der europäische Missionar abermals zurückgezogen und das Gebiet (Anfang 1913: sieben Stationen mit nur 330 Gemeindegliedern) Odumase zugeteilt. Der Pfarrer berichtete über das Jahr 1911: Die Schüler denken nur an Geschäft und Zügellosigkeit; die Männer in den mittleren Jahren bleiben fern und sagen: „Monogamie ist das, was uns hauptsächlich vom Christentum abhält"; die alten Weiber sagen: „Die Begräbnissitte nach dem Tode unseres Gatten hält uns einzig fern" — die jüngern: „Wir kommen, wenn wir älter sind."

Die zerstörte Station Anum blieb seit 1869 jahrelang in Trümmern; Steiner fand 1876 in ihrer Gegend einige Jäger und an Stelle der Stadt und Station Waldesdickicht. Diese ließ sich aus ihren Überresten ohne zu große Unkosten wieder aufbauen, und Steiner versuchte, die in Akwapem niedergelassenen Anumer zur Rückkehr zu bewegen. Sie vollzog sich nach Jahren allmählich und truppweise; das ehemalige

Anum mit seinen sieben Städten erstand langsam wieder. Nun konnte die Generalkonferenz (Akropong, März 1881) dem Komitee die Wiederaufnahme der Arbeit in jener Voltagegend beantragen. David Asante hatte sie soeben besucht; er konnte eine Missionspflicht geltend machen: unter den Zurückgekehrten harrten etwa 30 Christen, die in Akwapem bekehrt worden waren, der Fürsorge, und die Anumer hatten überhaupt während der hier zugebrachten Jahre vom Wirken der Mission einen Eindruck und durch die Not eine gewisse Empfänglichkeit gewonnen.

David Asante zog am 24. September 1881 in Anum ein und errichtete sich vorläufig ein Häuschen am Fuße des Missionshügels. 34 Seelen bildeten alsbald seine Gemeinde. Die Hauptstadt von Akwam erhielt einen eingebornen Missionsarbeiter, wodurch die Verbindung mit Odumase und den übrigen Stationen im Süden hergestellt war. Das nördliche Voltagebiet wurde in den folgenden Jahren namentlich durch Asante weithin erkundet; es wies der Mission große Zukunftsaufgaben an, es zeigte ein mächtiges Vordringen des Islams, rohesten Fetischdienst, äußerste Verarmung durch fortwährenden Kriegszustand und Sehnsucht nach Frieden und besseren Zuständen.

Das schöne Wachstum der Anumer Gemeinde belegen ihre Zahlen 1882—1887: 34, 46, 109, 145, 159, 233. Die Christenansiedelung blühte am Fuß des Missionshügels unter der treuen Hut ihres schwarzen Hirten auf; in der anderthalb Stunden entfernten Außenstation Boso gewann einer der in Akwapem Bekehrten durch Glaubenseifer eine ganze Anzahl Familien. Akwam, das alte Räubernest, erschloß sich dem Evangelium, und nach Norden drang es kräftig vor. Bitten um Lehrer, die von verschiedenen Seiten, auch aus den nördlichen Voltaländern, einliefen, konnte aus Mangel an Kräften vorläufig nicht entsprochen werden.

Asante leitete die Station bis 1888. „Hier hat er in großem Segen gewirkt und die Voltamission nicht nur neugegründet, sondern auch bedeutend ausgedehnt." Er trat sodann als Pastor an seine Heimatgemeinde Akropong zurück, durfte hier dankbaren Herzens seine greise Mutter vor ihrem Tode taufen und entschlief am 13. Oktober 1892, nach 40jährigem, treuem Missionsdienste.[63])

Nun übernahm Johannes Müller die Station Anum, wo er 1865 seine Laufbahn begonnen hatte. Der tüchtige Pfarrer Hall und andere eingeborene Mitarbeiter wurden ihm beigegeben. Das Missionshaus erhob sich 1888—1890 an seiner alten Stelle.[64]) Eine kräftige Vorwärtsbewegung setzte ein. Vakpo und Amfoi, 10—12 Stunden nördlich am obern Volta, wurden besetzt; nach unsäglichen Reisebeschwerden besetzte Hall am 18. August 1888 Ntschumuru, den Hauptort von Nkonya, für die Mission. Hier übte der Fetischdienst noch sein Schreckensregiment aus, Gottesgerichte mit Gift-

proben und Menschenopfern zehrten an der Lebenskraft der Stämme, der Sklavenhandel blühte, und vom Innern sowohl als von der Küste strömten ungezählte Mohammedaner ins Land.[65])

Mehrere Tagereisen nördlich von Nkonya liegt das Land Boem. Hier ließ sich der eingeborne Missionar Nikolaus Clerk 1891 mit einem Lehrer in der Hauptstadt Worawora nieder. Dadurch erlangte die Voltamission eine Längenausdehnung von 40 Stunden, Zwischenstationen vermittelten den Zusammenhang, Operationsbasis war Anum. Zwei Jahrzehnte früher hätte es niemand für denkbar gehalten, daß hier je eine große, gesegnete Mission längs des Volta ihren Stützpunkt haben würde, und noch schienen neue Wege zu weiterer Ausdehnung offen zu sein. Während solche im rechtsseitigen Hinterlande immer noch unmöglich war und in Abetifi Geduld geübt werden mußte, da der durch Unentschlossenheit der englischen Politik in seinem Selbstgefühl gehobene Machthaber in Kumase den Missionar nicht wollte, schuf auf dem linken Ufer des Volta, wo die Station Anum ihr Hinterland hatte, das tatkräftige Vorgehen der Deutschen, die sich in Togo festgesetzt hatten, bis über Krakye hinaus geordnete politische Zustände.[66]) Indem die deutsche Regierung den Tyrannen dieser Länder, den Priester des Fetischs Odente, zum Lohn für seine Missetaten erschießen ließ, wurden die Stämme von Vakpo bis Krakye nicht bloß willig, die deutsche Flagge anzunehmen, sondern auch die Mission erlangte freie Bahn, und für Schulen kam unter dem Einflusse deutscher Beamten Neigung auf. Um selbst der Hinrichtung zu entrinnen, ließ der erschreckte Fetischpriester von Nkonya auf Halls Rat die Gong schlagen und verkündigen, daß fortan die Ermordung von Fremden und die Menschenopfer verboten seien.[67])

In diesen nördlichen, in Deutsch-Togo liegenden Gebieten wurden in den folgenden Jahren ansehnliche Fortschritte gemacht. In Kpando, Nkonya, wo vor fünf Jahren unter der aus Heiden und Mohammedanern gemischten Bevölkerung hoffnungslose Verderbnis geherrscht hatte, blühte in besonderm Christendorf eine Gemeinde auf, der Georg Amana, erst seit vier Jahren Christ, als Ältester mit überraschender Glaubenserkenntnis und treuem Werbeeifer diente; nach dem Sonntagsgottesdienst pflegte er den Zuhörern die in Tschi gehaltene Predigt in Evhe zu wiederholen. Und in Adele bei Bismarcksburg ließ sich Missionar Mischlich nieder, um die umliegenden Länder zu durchziehen.[68]) In Ketschenke baute er ein Haus, gründete eine kleine Schule und gewann einige Taufbewerber. Die Missionsleitung hegte weitreichende Pläne: sie hoffte, die vielsprachigen und dünnbevölkerten Landschaften bis über Krakye (Kratschi) am Volta und über Adele hinaus mit Tschi bearbeiten zu können, da es dort noch bekannt ist, und

durch Begründung der Mission in diesem Gebiet eine Basis für das Vordringen tiefer ins Innere und die nötigen eingebornen Hilfskräfte zu gewinnen. Daher wurde die Gründung einer Hauptstation in Boem mit Volksschule und Gehilfenbildungsanstalt beschlossen und Missionar Pfisterer mit den Vorbereitungsarbeiten beauftragt.[69]) So standen also schon drei Missionare, Mischlich, Pfisterer und der eingeborne Nikolaus Clerk, in Deutsch-Togo, und Pfarrer Hall mit einer Reihe einheimischer Arbeiter wirkte ebenfalls auf deutschem Boden. Fortschritt war hier unverkennbar: in Boem wirkte die Unterweisung kräftig, die Zahl der Christen stieg hier im Jahre 1897 von 84 auf 145, wozu 88 Taufbewerber kamen; der Glaube an den Fetisch wankte im Volke, seine Tänze wurden seltener, Kinder von Fetischpriesterinnen erhielten mit ihrer Zustimmung die Taufe, und die Leute fingen an, sich ihrer Nacktheit zu schämen — alles eine Folge der Mission. Die auf ihren äußersten Vorposten, Ketschenke in Adele, gesetzten Hoffnungen erfüllten sich freilich nicht; als Sitz eines europäischen Missionars mußte dieser Punkt außer Betracht fallen. Auch die geplante Errichtung einer Hauptstation in Boem zog sich in die Länge; nach langem Suchen nach dem geeigneten Platz entschied man sich für Akpafo, es kam jedoch nicht zum Bauen.[70]) Vorläufig wurden die für den Missionsdienst vorzubildenden jungen Leute aus dem deutschen Gebiet zu Clerk nach Worawora gesandt; in der Gegend von Kratschi faßte ein eingeborner Pfarrer, Awere, festen Fuß.

Während im englischen Teil des Stationsgebietes von Anum die Gemeinden gegen Ende der neunziger Jahre einen Besorgnis erregenden Stillstand zeigten (1900: 5 Heidentaufen) — sie waren des Hörens vielfach müde, und der alte König von Akwam tat, was er konnte, um die Christen abspenstig zu machen und den Lauf des Evangeliums zu hemmen —, war im deutschen Gebiet erfreuliches Wachstum (1900: 78 Heidentaufen). Ntschumuru (Nkonya) hatte 1900 besonders viele Heidentaufen, im Ländchen Boem gab es auf allen Stationen Taufbewerber; in Kratschi, dem äußersten Vorposten im Innern, wurde der Betrug des Fetisches den Heiden deutlich.[71]) Die Fortschritte auf deutschem Boden waren nicht als das Produkt der Verhältnisse erklärlich. Denn diese hatten sich mittlerweile in mehrfacher Hinsicht ungünstig gestaltet: Die deutschen Beamten wünschten augenscheinlich die von der Mission angestrebte Einführung des Tschi als Schul- und Kirchensprache statt des Evhe nicht; unter ihrem Einfluß ging jenes gegenüber diesem eher zurück. Dadurch wurde der Standpunkt des Komitees, das Tschi durchzusetzen, unhaltbar, und wenn es die Arbeit ersprießlich weiterführen wollte, mußte es Evhe als neue Sprache in den Wirkungskreis der Basler Mission aufnehmen.

Daß das deutsche Stationsgebiet von Anum gründliche Bearbei-

tung nötig hatte, war keine Frage. Der Islam rückte von Norden vor und hatte allein in Kete bei Kratschi schon 5000 Bekenner, von Süden drangen die fragwürdigen „Segnungen" europäischer Kultur landeinwärts, der Katholizismus wollte sein Panier im Lande aufwerfen: da war es Zeit, den Schutz und Halt des Evangeliums zu bieten, und das Volk wünschte seine Lehrer, wenn auch nur, um durch sie Deutsch, die Sprache der Regierung, zu lernen und gegen Häuptlinge und Fetischpriester eine gewisse Deckung zu finden. Aber eben: wenn Basel das Werk zufiel, handelte es sich gewissermaßen um den Anfang einer neuen Mission mit besonderer Gehilfenschule, in der auch Deutsch gelehrt wurde; es genügte dann nicht, etwa zwei oder drei Missionare Eyhe lernen zu lassen, da sie Ersatzmänner haben mußten, und bei den bestehenden politischen Verhältnissen wäre für das Unternehmen in Deutsch-Togo ein besonderer Ausgangspunkt auf deutschem Gebiete nötig geworden. Unter solchen Umständen erschien eine Abtretung der hier liegenden Außenstationen von Anum als das beste, und die in Togo längst tätige Bremer Mission, deren Sprache eben das Eyhe war, konnte hierfür allein in Betracht kommen, um so mehr, da man sich mit ihr geistig verwandt fühlte und ihre Zöglinge in Basel ausgebildet zu werden pflegten. Die Abtretung wurde beschlossen unter dem Vorbehalte, daß, wenn die Verhältnisse es später erforderten, Basel im Hinterlande von Nordtogo eine Mission eröffnen könnte und dabei von den Bremern auf jede mögliche Weise unterstützt würde (Spedition der Waren, Beherbergung auf Bremer Stationen); diese wollten sich ihrerseits, wenn sie je über das Eyhegebiet vorrückten, mit den Baslern über das Arbeitsgebiet verständigen. Am 27. August 1902 kam diese Vereinbarung zustande. Die schöne Entwicklung der Station Anum bis zu diesem Zeitpunkt veranschaulichen die folgenden Zahlen.

		Außenstationen	Heidentaufen	Zuwachs	Gemeindeglieder	Gehilfen	Schulen	Schüler
Anfang	1892	11	73	76	551	15	8	159
	1893	14	94	81	632	15	11	199
	1894	14	85	116	748	—	12	207
	1895	15	121	124	872	17	13	214
	1896	14	124	152	1024	19	15	278
	1897	18	146	193	1211	—	19	403
	1898	19	178	220	1431	27	20	490
	1899	21	78	88	1519	31	21	486
	1900	22	47	23	1542	31	23	540
	1901	21	83	31	1573	32	23	575
	1902	23	64	37	1610	35	26	616
	1903	21	133	120	1730	28	23	564

Die Übergabe geschah nach und nach, entsprechend den verfügbaren Arbeitskräften der Bremer Mission: 1903 gingen drei Außenstationen (darunter Akpafo) mit 92 Gemeindegliedern, 1904 wiederum drei (darunter Worawora) mit 257 Getauften, 1905 Ntschumuru, Kpando und Vakpo mit 238, 1906 die vier letzten Außenstationen mit 345 Gemeindegliedern an die Bremer Mission über. Dadurch schmolz die Station Anum, die nun auf englisches Gebiet beschränkt war und ihren fruchtbarern Boden verloren hatte, auf 998 Gemeindeglieder (Anfang 1906) zusammen, und es blieben ihr noch neun Schulen (1902: 26!). Seither hat sie sich in folgender Weise entwickelt:

		Außenstationen	Heidentaufen	Gemeindeglieder	Zuwachs	Einheim. Miss.arbeiter	Schulen	Schüler
Anfang	1906	10	28	998	21	18	9	463
	1907	10	70	1117	119	19	12	553
	1908	10	84	1194	77	20	12	571
	1909	10	47	1188	— 6 (Auswanderung!)	20	12	540
	1910	10	14	1206	18	20	—	—
	1911	10	44	1230	24	19	12	571
	1912	10	14	1245	15	19	—	—
	1913	10	52	1277	32	21	12	591
	1914	10	17	1242	35	21	11	503

Die Verhältnisse gestalteten sich für das der Station Anum gebliebene Gebiet günstiger. Es konnte, da durch die Abtretung Lehrer frei wurden, besser besetzt und bearbeitet werden. Die Heiden wurden überall zugänglicher. In den Jahren 1908 und 1909 setzte eine Bewegung gegen die Fetische ein. Ein junger Christ weigerte sich, für einen vom menschenmörderischen Fetisch getöteten Verwandten die Begräbniskosten zu bezahlen, erklärte, ihn lieber zerstören zu wollen, was unter Anführung des Missionars auch geschah, und dazu sagten die Heiden: „Es ist gut, daß der Fetisch weg ist." Nun fielen in rascher Folge zehn Familienfetische; eines Morgens kamen drei verschiedene Parteien zugleich zum Missionar mit der Bitte, sie von diesen ihr Leben bedrohenden, ihre Familien verheerenden Plagegeistern zu befreien.[73])

Das Kakaofieber schädigte das Gemeindeleben vorübergehend. Es veranlaßte eine starke Auswanderung, besonders nach Akem, so daß 1908 die Zahl der Gemeindeglieder trotz den 47 Heidentaufen sich um acht verminderte; sie ließ aber bald wieder nach, indem die Leute ihren Kakao selbst zu bauen anfingen. Immerhin üben die Kakaopflanzungen von Akwapem noch immer auf viele Christen eine starke Anziehungskraft aus; einzelne Christendörfer stehen während eines großen Teils des Jahres fast leer, und manche Gemeindeglieder kehren verwildert aus

der Fremde wieder. — Indem die Regierung den Einfuhrzoll von Ada im Jahre 1909 stark ermäßigte, entstanden Kaufläden im Lande. Alsbald flutete der Schnaps herein, wozu ein Händler die gewissenlose, charakteristische Bemerkung machte: „Was tut es auch, wenn der eine oder andere Neger zugrunde geht? Dann verkauft man Bretter zu Särgen, und der Holzhandel blüht."

Das Akwamu-Ländchen befreite sich von seinem alten, christenfeindlichen Häuptling, indem es ihn durch einen ehemaligen wesleyanischen Pfarrer von freundlicher Gesinnung ersetzte, der den Fetisch zerstörte. Und an einem Ort des Stationsgebietes fiel die Häuptlingswahl auf einen Getauften, der im Christendorfe wohnen blieb und sich von da täglich ins Gerichtshaus begab.[74]) Die Stellung solcher Christen erwies sich freilich als unhaltbar.

---

7. Kapitel.

Akropong und Aburi.

Die Entwicklung der beiden alten Tschistationen Akropong und Aburi seit 1870 stellt sich in Zahlen so dar:

	Gemeindeglieder		Zuwachs		Schüler	
	Akropong	Aburi	Akropong	Aburi	Akropong	Aburi
Anfang 1870	705	368	—	—	236	170
1875	969	501	264	133	366	158
1880	1347	672	378	171	330	218
1885	1753	884	406	212	551	350
1890	2460	1117	707	233	763	356
1895	3568	1319	1108	202	1000	463
1900	4319	1592	751	273	1167	379
1905	4936	1767	617	175	1238	443
1910	5461	2011	525	244	1348	559
1914	5771	2348	310	337	1488	599

Die Zahl der Gemeindeglieder von Aburi vermehrte sich 1870 bis 1914 um das Sechsfache, die von Akropong sogar um das Achtfache. Im Stationsgebiet von Aburi gehört ungefähr der neunte Teil der Wohnbevölkerung (20 000) zur Gemeinde, im Akroponger Gebiet (30 000 Seelen) mindestens ein Fünftel. Aus diesem Zahlenverhältnis darf nicht auf eine entsprechende Durchdringung der Bevölkerung mit den Lebenskräften des Evangeliums geschlossen werden. Ja, wenn die numerisch so sehr erstarkende Christengemeinde lebendig wäre! Aber

hier, auf altem Missionslande (Akropong wurde 1835, Aburi 1847 gegründet), wurde offenbar, daß die in die Gemeinde hineingeborne zweite und dritte Generation, die den Durchbruch durch das Heidentum nicht persönlich erlebt hatte, sich in der Versuchung befand, ihr Christentum rein äußerlich als Zugehörigkeit zur Gemeinde aufzufassen, also mit der Kirchlichkeit sich loszukaufen vom Ernst der christlichen Lebenshaltung. An einem zügellosen, namenchristlichen Nachwuchs mußten zeitweilig Ausschließungen in erschreckendem Umfang vollzogen werden; in Aburi z. B. standen 1907 44 solche 32 Heidentaufen gegenüber. Überhaupt bereitete die Gemeinde von Aburi durch allerlei Mängel an innerer Regsamkeit und Lebendigkeit oft schwere Not; Jahre erfreulichen innern Wachstums fehlten dazwischen nicht. Die Außenstation Tutu, während geraumer Zeit die lichtvollste Partie im ziemlich dunkeln Gesamtgemälde der Station, mußte auch ihre Krise erleben: durch Streit und kostspieligen Prozeß mit dem Könige von Akropong ruinierte sie sich ökonomisch und schädigte sich geistlich und sittlich schwer; sie beschimpfte Pfarrer und Missionar und trieb es so arg, daß, um sie zur Vernunft zu bringen, die Kapelle sechs Wochen lang geschlossen und der Bau eines neuen Gotteshauses unterbrochen wurde. Ein Kricketklub, der sich aus jungen Christen und Heiden zusammensetzte, wollte am Weihnachtsabend 1909 in betrunkenem Zustand das Christendorf durchziehen; den Ältesten, der sie davon abhalten wollte, schlugen sie, und ein angesehener Heide bemerkte gegen ihn: „An diesem Feste haben die Christen wohl nicht das Herz, den Heiden zu predigen, nachdem ihre Täuflinge sich so schmählich benommen haben?" Der Klub wurde durch Gemeindebeschluß aufgehoben.[75])

Unter dem namenchristlichen Nachwuchs wurde Trinkerrettungsarbeit erforderlich. Missionsarzt Dr. Fisch rief die Blaukreuzbewegung ins Leben, indem er Ende 1906 ein Flugblatt in 5000 Exemplaren durch das Land gehen ließ, am 13. Januar 1907 einer großen Versammlung in Aburi die Sache des Blauen Kreuzes darlegte. Man wehrte sich anfänglich stark für den Palmwein und „ein wenig Freude". Immerhin legten am 23. Januar 28 Personen das Gelübde ab. Nach langen Erörterungen, namentlich wegen des Trunkes bei Bestattungen und des Palmweins, traten am 20. März 83 Mitglieder in Aburi zum ersten Verein zusammen, dessen Fahne die Aufschrift erhielt: „Gin und Rum im Sold des Todes". Fisch reiste mit seiner Werbetruppe bis Kyebi und Begoro, auch in Kumase entstand durch Ramseyer ein Verein. Es bildeten sich 20 solche mit 973 Mitgliedern.[76]) Diese Hilfe war Christenpflicht; denn die Erhöhung des Einfuhrzolles auf Spirituosen und die Verdoppelung der Schankgebühr durch die Regierung wurden durch den steigenden Wohlstand der Ko-

lonie so ziemlich wirkungslos, und auch die Gemeinde bedrohte der Alkoholismus. In den Vereinen folgte auf die erste Begeisterung bald eine Ernüchterung, nach Negerart; ein Massenaustritt geschah, die Zahl der Mitglieder sank von 908 (1907) auf 554 (1908) und noch tiefer. Aber ihre Qualität wurde durch die Sichtung verbessert; recht erfreuliche Erfahrung wirklicher Trinkerrettung blieben nicht aus, und an der Spitze der kleinen Kämpferschar marschierte Dr. Fisch mit dem Verein in Aburi.[77])

Die geistliche Erweckung der Gemeinde in Aburi mußte zum Gegenstand ernster Fürsorge werden. Missionar Groh hielt in ihrem Schoße die erste Evangelisationswoche ab (November 1909), indem er unter wachsender Beteiligung über Buße, Bekehrung, Wiedergeburt, Heiligung, Tod, Ewigkeit zu ihr redete. 1911 fanden in Tutu und Aburi abermals solche anhaltende Versammlungen statt, in denen über die brennenden Fragen des Gemeindelebens gesprochen wurde: Hindernisse wahrer Frömmigkeit — Ein- und Vielehe — Schule und Kindererziehung — Sonntagsheiligung und Gemeindesteuer — der Segen des Abendmahls — wahre Reue und bloße Angst vor den Folgen der Sünde. Groh konnte berichten: „An einigen Abenden behielten wir die Ausgeschlossenen zurück, sprachen mit den einzelnen und beteten mit ihnen. Die vielen Wiederaufnahmen, besonders in Tutu, dürfen gewiß zum Teil als Frucht dieser Versammlungen angesehen werden. Vor einer Abendmahlsfeier hatten wir im Presbyterium in Tutu gegen 40 Aufnahmegesuche zu behandeln. Was diese Wiederaufnahmen besonders wertvoll macht, ist der Umstand, daß es sich meistens um junge Leute handelt, die nach ihrem Fall entweder sofort vor der Regierung, oder, nachdem sie schon jahrelang nach heidnischer Sitte verheiratet waren, nun in der Kirche eine christliche Ehe eingegangen haben und damit den Entschluß bekundeten, in Zukunft ein christliches Leben zu führen. Einzelne hatten 50—60 M. rückständige Kirchensteuern nachzuzahlen, was fast immer ohne große Schwierigkeiten geschah." [78])

„In Aburi hat Frl. Brugger angefangen, sich der Frauen in der Gemeinde durch sonntägliche Besuche anzunehmen. Sie hat damit einen Weg betreten, den wir auch anderswo werden einschlagen müssen; wollen wir die Zustände in Familienleben und Kindererziehung bessern, so gilt es, mehr als bisher unter den Frauen zu arbeiten; das wird eine wertvolle Ergänzung der hingebenden Erziehungsarbeit an der Mädchenwelt sein, die in unseren Mädchenanstalten getan wird" (Jahresbericht 1912). Die Sammlung und Pflege der erwachsenen Jugend in Vereinen ist ein ungelöstes Problem geblieben. Zur gottesdienstlichen und seelsorgerlichen Bedienung der vielen Christen, die der Kakaobau monatelang von Heimat und Kirche fernhält, hat die Gemeinde Aburi

einen Plantagenkatechisten eingestellt. Die Straßen- und Heidenpredigt scheint durch die jahrzehntelange Gewöhnung von ihrer Wirkung manches eingebüßt zu haben.

Die Station Akropong zeigt in ihrer Entwicklung seit 1870 im ganzen dasselbe Bild wie Aburi: Überhandnehmen des Namenchristentums beim Nachwuchs, Zurücktreten der Glaubensenergie in den breiten Schichten der Gemeinde, zahlreiche Ausschließungen.

Die Gemeinde in Date (Late) ist besonderer Erwähnung würdig. „Eine wahre Erquickung ist es für den Missionar, wenn er von Akropong her in den zweiten Pfarrsprengel, nach Date, kommt. Da drüben liegt es auf dem Bergrücken, auf steinigem Felsgrunde. Aber wenn jemand meint, die Mission sei vergeblich — hier in diesem einst so bigotten Fetischdorfe ist der Same auf ein gutes Land gefallen, so daß es jedermann sehen kann. Ich erinnere mich noch sehr wohl, welche Freude es war, als wir 1000 Getaufte auf der ganzen Goldküste hatten; nun zählt Date allein 995 Seelen. Der tüchtige eingeborene Pfarrer hat viel Arbeit, die er treu verrichtet; dabei stehen ihm eine Reihe von Ältesten zur Seite, die ein strammes Regiment führen und trefflich Kirchenzucht üben. Kommt man Sonntags ins Gotteshaus und findet es gedrängt voll, so geht einem das Herz auf. An der sechsklassigen Schule, in der 200 Christenkinder lernen, stehen vier Lehrer, die im abgelaufenen Jahre alle ihre Pflicht getan haben. Doch daß wir das Lob dieser Gemeinde nicht allzu sehr besingen, müssen wir hinzufügen, daß es an lauen und trägen und an solchen Gliedern nicht fehlt, die keine Zierde der Gemeinde sind" (1889)[79]. Date ist mit 2018 Seelen (1914) weitaus die größte Pfarrgemeinde der Goldküste geworden. Seit 1907 steht ihr Nikolaus Clerk vor. „Sie erhält kein schlechtes Zeugnis. Die Christen sind dankbar für das, was er für sie tut, und strengen sich auch selbst an; wenn irgendeine Arbeit zu geschehen hat, sind sie gleich bei der Hand. Über das innere Leben der Gemeinde läßt sich freilich wenig sagen, weil fast alle Erwachsenen die meiste Zeit ein bis drei Tagereisen entfernt auf ihren Plantagen wohnen" (1910).

Durch den Kakaobau nämlich, „die Großmacht, welche die Situation beherrscht," ist fast die ganze Bevölkerung des Stationsgebietes in jüngster Zeit ihrem Wohnort entzogen und nach den Plantagen versetzt worden und dadurch für die Mission dieselbe schwierige Lage entstanden, wie sie oben am Beispiel der Station Aburi aufgezeigt wurde. Die Entvölkerung ging so weit, daß in Date nur etwa 50 Frauen und 10 Männer, lauter alte und gebrechliche, seßhaft blieben. Da es nun an Lehrern fehlte, die sich der Plantagenbewohner in besonderm Auftrage annehmen konnten, schritten die Christen, in richtiger Erkenntnis der

Notlage, zur Selbsthilfe; auf der Pflanzung eines Ältesten begannen sie sich zum Gebete zu versammeln, und zwei pensionierte Pfarrer richteten Gottesdienste ein.

Die Gemeinde in Akropong hatte von seiten des Königs vielfach zu leiden; er ließ sie oft planmäßige Feindschaft spüren, aus Furcht vor der Macht des Christentums. Indem er durch seine zahlreichen Ämter die Leute an sich band, sicherte er sich starken Einfluß gegen die Gemeinde, und in dieser selbst fand er „verräterische Gehilfen seiner Umtriebe." Sein Gebaren wühlte die Leidenschaften im Lande auf und förderte das Böse. Diese Verhältnisse gaben folgendes Bild: „Ein afrikanischer Königshof hat in seiner Gefolgschaft Schmarotzertum und Speichelleckerei, Bestechung und Erpressung, Meineid und Lüge, Trunksucht und Faulheit, Hochmut und Einbildung. So will es gerade in der Hauptstadt selbst seit einer Reihe von Jahren nicht mehr vorwärtsgehen, und es bleibt alles beim alten." [80]) Es war daher für die Mission ein Ereignis von weitreichender Bedeutung, als dieser ihr alter Feind, König Akufo, der so lange ihr Werk gehindert und so manchen von der Taufe ferngehalten hatte, gestürzt wurde. Die Seele der Bewegung gegen ihn war eine Pfarrersfrau, die als älteste Schwester des frühern Königs berechtigt war, dem Lande das Oberhaupt zu geben. Sie drängte ihren Sohn, einen ehemaligen Katechisten, zur Thronbesteigung. Bei diesem Anlaß legte er leider den Eid bei den Götzen ab, immerhin brachte er eine christenfreundliche Gesinnung in sein neues Amt mit.[81]) Er bewährte sich aber nicht, und sein Bruder und Nachfolger mußte 1914 einen Pakt mit dem Heidentum schließen.

Das Nachlassen christlicher Lebensenergie und die Zunahme sittlicher Laxheit beim Nachwuchs der Gemeinde hatten Ausschließungen in erschreckend hoher Zahl zur Folge (1906—1913: 54, 65, 70, 86, 82, 90, 96). Die dadurch betroffene Menschenklasse drohte in einen Zustand feindseligen Unglaubens zu versinken, der schlimmer war, als ihr altes Heidentum. Man suchte sie und ging ihnen nach; zu Weihnachten 1908 z. B. wurden sie vor das Presbyterium von Akropong geladen und herzlich ermahnt; die größere Hälfte erschien.[82]) Die Rückkehr Ausgeschlossener ist überhaupt ein gutes Symptom der letzten Jahre.

Den Charakter der jüngsten Zeit schildert der Berichterstatter der Gemeinde Akropong 1911 so: „Das Heidentum schreitet in modernem Gewand einher. Es hat einen andern Charakter als noch vor zehn Jahren. Die von außen mit Riesenschritten eindringende Kultur, der zunehmende Goldregen, wie ihn die Hochkonjunktur im Kakaohandel mit sich gebracht hat, kamen fast zu unerwartet. Das Volk hatte keine Zeit, sich in die neue Situation hineinzufinden. Die Leute sind über Nacht reich geworden. Da gehört schon viel Charakterstärke dazu, wollen sie

nicht an ihrem Reichtum moralisch zugrunde gehen. Genuß ist die Losung des heutigen Geschlechts, und weil man im Heidentum viel ungenierter dem Genußleben und seinen Lüsten fröhnen kann, will man nichts vom Christentum. Ein typisches Beispiel für die Gesinnung der heidnischen und, Gott sei's geklagt, auch eines Teils der christlichen Jugend ist der Ausspruch eines jungen Menschen, dem ich zusprach, der Sünde den Abschied zu geben. Er meinte, ihm seien „Sardinen und Zigaretten" zunächst das Liebste. Dieser Ausspruch redet eine betrübende Sprache. Um solche Dinge dreht sich in der Tat das ganze Sinnen und Denken eines großen Teils der heidnischen, aber auch der christlich getauften und nun aus der Gemeinde ausgeschlossenen afrikanischen Jugend. Die ganze äußere Lebenshaltung der sogenannten gebildeten Kreise hat sich geändert. Brot, Milch, Tee, Sardinen, Biskuit usw. bilden bei manchen einen Teil der täglichen Nahrung. Kann man sich in gewisser Hinsicht über diesen Fortschritt freuen, so darf man auf der andern Seite nicht vergessen, daß es sich hier nicht um verbesserte Volksernährung, sondern um gesteigerten Lebensgenuß, hauptsächlich des jungen Geschlechts, handelt, das den Ernst des Lebens überhaupt nicht zu kennen scheint und von angestrengter Arbeit keine Ahnung hat. Einen weitern Sinnengenuß bilden die Spiele, besonders Asiko und Sibisaba, die auf unsere christliche Jugend einen mächtigen Reiz ausüben. Wir sind dem Übel von Anfang an auf den Leib gerückt, und ich glaube zu bemerken, daß im vergangenen Jahr die zuschauende Beteiligung von seiten der letztern bedeutend nachgelassen hat. Diese Spiele sind charakteristisch für das Heidentum. Sie werden mit modernem Zeremoniell veranstaltet. Kleiderpracht und Fleischeslust spielen dabei eine große Rolle. Dieser Luxus macht sich auch bei den christlichen Familienfesten in erschreckender Weise geltend. Wieviel Geld wird bei Hochzeiten, Konfirmationen, Taufen, sowie bei der Neuanstellung von Katechisten und Lehrern verausgabt! Eines sucht das andere zu überbieten. So nehmen die Ausgaben für solche Gelegenheiten von Jahr zu Jahr zu. Hat man kein Geld, so borgt man. Davor schrecken selbst Leute, die in gedrückten Verhältnissen leben, nicht zurück. Wir mußten zu diesen Dingen Stellung nehmen und haben dies bei Anlaß unseres Missionsfestes in einer Konferenz mit den Angestellten unseres Bezirkes auch getan. Inwieweit unsere dabei gefaßten Beschlüsse sich verwirklichen lassen und die Leute kontrolliert werden können, muß die Zukunft lehren. Immerhin ist es erfreulich, daß dieses Geldverschwenden selbst unsern Ältesten zuviel wird und sie die Gefahr eines moralischen Bankerotts wenigstens ahnungsweise zu fühlen scheinen" (Groh).

Vermöge ihres Alters ist besonders die Mission in Akwapem insofern an einem kritischen Punkte ihrer Entwicklung angelangt, als in

Akropong mehr als anderswo ein starkes Streben nach Unabhängigkeit von europäischer Leitung und Pflege hervortrat. Das Presbyterium schaltete den Missionar bei seinen Beratungen gern etwa aus und gab ihm höchstens die schwersten Kirchenzuchtsfälle bekannt; von auswärts kommende Pfarrer und Lehrer ersparten es sich, ihn zu besuchen. Die Frage der Ausscheidung europäischer Leitung aus den Gemeinden ist hier in Akwapem zuerst brennend geworden. Aber gerade in dieser kritischen Übergangszeit konnte die Mission am wenigsten daran denken, von sich aus ihren Stab ausländischer Arbeiter zu verringern, um so weniger, da eben hier der Mangel an einheimischen Kräften sich empfindlich fühlbar zu machen begann und deswegen die zerstreuten Christen nicht einmal genügend bedient werden konnten.[83])

8. Kapitel.

Christiansborg und Abokobi.

Die Bewegung in den beiden Akragemeinden Christiansborg und Abokobi zeigen die folgenden Zahlen.

	Gemeindeglieder		Zuwachs		Schüler	
	Christiansborg	Abokobi	Christiansborg	Abokobi	Christiansborg	Abokobi
1870	240	253	—	—	172	96
1875	382	515	142	262	162	135
1880	552	583	170	68	218	142
1885	614	963	62	380	399	245
1890	858	1098	244	135	362	267
1895	952	1258	94	160	490	367
1900	1148	1286	196	28	513	388
1905	1253	1265	105	—21	515	334
1910	1501	1187	248	—78	471	391
1914	1620	1218	119	31	671	416

Aus diesen Zahlen geht hervor, daß die beiden Akragemeinden hinter denen von Akwapem weit zurückgeblieben sind. 1914 entfielen auf eine Gesamtbevölkerung von rund 60 000 Seelen (Chr.: 35 000, Abokobi: 25 000) 2838 Christen, also etwa ein Zwanzigstel; Abokobi hatte 1895 und 1900 mehr Gemeindeglieder als 1914. Dies erklärt sich zum Teil dadurch, daß 1908 vier Außenstationen von Abokobi mit 119 Seelen Christiansborg zugewiesen wurden. Vor allem aber ist in Betracht zu ziehen, daß die Auswanderung in der Gaebene besonders stark ist und daß die Christen, die als der gebildetste Teil der Bevöl-

kerung am ehesten überall Arbeit finden, an ihr hervorragend beteiligt sind. Die Tschier nennen die Ganeger spottweise „Wanderameisen". Viele dieser Christen, die weithin in Westafrika herumkommen, gehen nicht nur der Mission verloren, sondern versinken in versuchungsreicher Umgebung bei völligem Mangel an geistlicher Pflege.

Ferner sind die überaus ungünstigen Verhältnisse an der Küste zu bedenken. In Christiansborg erschien die Missionsarbeit oft wie ein unmöglicher Kampf, mit äußerstem Kräfteaufgebot, gegen das Verderben der Sittenlosigkeit, in blindem Glauben. Während der siebziger und achtziger Jahre herrschte in der Berichterstattung über Christiansborg und Abokobi auffallende Verschiedenheit der Tonart: dort Seufzer und Sorgen endloser Kampfesnöte, hier Erntefreude in günstigerem Binnenlande und schöne Siege im Streite nicht mit die Gemeinde bedrohender Sittenlosigkeit, sondern mit Macht und Trug des Fetisches. „In dieser Landgemeinde waltet reiche Gnade" (1871); 1875 und 1877 war Abokobi die fruchtbarste aller Stationen der Goldküste (96 und 94 Heidentaufen); 1882 hieß sie „das gesegnete Missionszentrum für die bäuerliche Bevölkerung des Gabusches"; 1884 wurde die Schönheit der über das Land ausgebreiteten Christendörflein gepriesen, und 1886 wurde froh die Taufe der ersten sechs Odonko gemeldet: seinerzeit als Sklaven aus dem Sudan hergeschleppt, in kleinen Dörfern hinter Akra angesiedelt, durch Diebereien, Raubzüge und Greueltaten berüchtigt.[84]) Besonders über die Filiale Maiera wurde manches Gute berichtet.[85])

In den neunziger Jahren aber wurde die Lage im ganzen Küstengebiet des Gadistrikts ungünstig beurteilt: „Ein für die Mission und das Gedeihen der Gemeinden im allgemeinen wenig günstiger Boden; es will einfach nicht vorwärts gehen" (1892) — „Stockung und wenig Erfolg" (1897) — „Wie China seinen Unterlanddistrikt, Indien sein Südmahratta, so hat die Goldküste ihren Gadistrikt" (1898). Obwohl seit 1899 in bezug auf Heidentaufen eher eine Besserung sich zeigte, blieb die Arbeit beschwerlich genug, weshalb um 1904 und 1905 von einigen Missionaren die Frage aufgeworfen wurde, ob nicht eine gewisse Reduktion der Tätigkeit in diesem Küstengebiet durch Abtretung an die Wesleyaner zugunsten kräftigerer Arbeit im Innern sich empfehle. Das Komitee wies, im Einverständnis mit einem Teil der Missionare, diese Anregung ab und betonte um so mehr die Notwendigkeit energischer missionarischer Beeinflussung gerade für dieses Arbeitsfeld. Es begnügte sich damit, die Mädchenanstalt in Abokobi aufzuheben, die keinem Bedürfnis mehr entsprach. Der Berichterstatter für Christiansborg 1905 brach eine Lanze für die Akragemeinden: wohl stünden sie bei der Missionsleitung in üblem Ruf, seien aber nicht schlechter als die im

Innern, nur trete unter dem Einfluß namenchristlicher, schlechter Europäer das Böse auch in den Gemeinden mehr hervor.

„Wenn hohe Beamte der Kolonie im Ernst die Frage aufwerfen, warum wir keine Polygamisten in unseren Gemeinden dulden, wenn man hört und sieht, wie die Mohammedaner von der Regierung verhätschelt werden, oder wenn ein europäischer Kaufmann, der schon andere Weiber hat, noch eine offiziell nach Landessitte heiratet und sich dann beschwert, daß wir das Weib nicht in unsere Gemeinde aufnehmen und ihre Kinder nicht taufen, oder wenn ein junger Engländer sich damit entschuldigt, es stehe nichts davon in der Bibel, daß man keine zwei Frauen haben dürfe, und wenn all das Angeführte nicht im Verborgenen geredet wird, sondern im Mund der Leute und öffentlich ist, sollte das nicht verschlechternd auf die Volksmasse einwirken und keinen Einfluß auf den Volksgeist ausüben?" — Um so dankbarer wies der Anwalt der Küstengemeinden auf allerlei Zeichen in ihnen vorhandenen Lebens hin: ihre starke finanzielle Beteiligung an der Mission, den guten Besuch der Gottesdienste und Bibelstunden, den Zudrang in der Januargebetswoche, die ernste und andächtige Haltung beim Abendmahl u. a.

Wohl ist in Betracht zu ziehen, daß in Christiansborg die Zugehörigkeit zur Gemeinde nach englischer Sitte zum guten Ton geworden ist und in den „besten" Kreisen auf die Taufe etwas gehalten wird; aber die sehr kräftige Opferwilligkeit — sie hat seit 1905 noch bedeutend zugenommen — läßt auf vorhandene Wertschätzung des Missionswerkes schließen. In Akra brachte eine Christin 1911 durch die Halbbatzenkollekte aus etwa 250 Einzelgaben über £ 30 auf; eine Frau in Christiansborg sammelte bei 90 Gebern £ 22, wobei die einzelnen zwei-, drei-, viermal besucht wurden. Die Arbeit unter den Frauen, durch Gebetstunden, Teeabende und Hausbesuche, war durchaus nicht undankbar, und was das Beste ist: an lebendigen Christen, einem echten Kern der Gemeinde, ihrer wahren Zierde, fehlte es auch in der Gaebene nicht. „Wir haben heute schon fast in jeder Gemeinde einige wenige Christen, deren Christentum persönliches Erleben geworden ist; wieviel ist gewonnen, wenn sich so eine Gemeinde der Stillen im Lande bildet! Sie wird als Licht und Salz auf ihre ganze Umgebung wirken. Zu ihr gehörte der Presbyter Okufio von Täschi, einer der Gründer der Gemeinde, der die Verfolgungszeiten des Anfangs mit durchgemacht und durch lange Jahre Glauben gehalten hat, einer der aufrichtigsten Negerchristen, die ich je kennen gelernt habe" (Zürcher), ferner Joseph Tette, 1855 durch Zimmermann getauft, als Presbyter der Gemeinde Abokobi jahrelang in Geduld und Treue dienend, 82jährig 1909 als ihr ältestes Glied entschlafen und das Vorbild eines wahren Christenwandels hinterlassend.[86])

In religiöser Beziehung ist das Heidentum in der Küstengegend noch nicht überwunden. Namentlich landeinwärts, im „Gabusche", ist

noch viel Geisterfurcht vorhanden, und mancherorts will sich der Fetisch zäh behaupten, in schwer einzunehmenden Festungen. In einem zu Abokobi gehörenden Dorfe z. B. stirbt nie einer, ohne daß der Fetisch schuld daran ist und seine Priester die Hinterlassenschaft für sich fordern.[87]) Leider nimmt — wie es in den ältern Gemeinden anderer Missionsländer auch der Fall ist — das organisierte Gemeindeleben in Christiansborg und Abokobi mit seinen Funktionen und Geschäften die Missionare so sehr in Anspruch, daß die Heidenpredigt dabei zu kurz kommt.

Gegen Ende der neunziger Jahre machte sich in Akra eine eifrige Werbetätigkeit der Hausa für den Islam bemerkbar; man befürchtete sogar eine Konkurrenz mit dem Evangelium unter den erwachenden Heiden.[88]) Ein wesleyanischer Pfarrer trat mit seiner Gemeinde zum Islam über. Ein solches Vorkommnis mahnte zum Aufmerken. Fortschritte der Mohammedaner im Gadistrikt ließen sich jedoch seitdem nicht nachweisen; finanziell abhängige Leute und Weiber, die sich anders nicht verheiraten konnten, mögen ihnen vereinzelt zugefallen sein. Das Volk fürchtete sie eher, weil sie neben Amuletten auch „unfehlbar wirkende" Gifte feilboten. Das Gutachten des Distriktspräses Josenhans lautete 1905: „Es ist in Akra, wo nicht nur die Kulturarbeit des Christentums vor jedermanns Augen so klar sich zeigt, sondern wo auch das Evangelium in reiner Form ernstlicher verkündigt wird, nahezu jeder Erfolg der Mohammedaner ausgeschlossen. Dazu kommt noch, daß in Akra und anderwärts im Gagebiet die Hausa verachtet sind und niemand etwas mit ihnen zu tun haben will." Deshalb wurde von besondern Maßnahmen für Mohammedanermission in Akra Umgang genommen.

Das Verhältnis der Gemeinden zu ihrer Leitung wurde oft schwierig. In Abokobi wurde die Arbeit 1905 durch Unbotmäßigkeit beträchtlich gestört, indem der größere Teil der Gemeinde sich durch einige Ausgeschlossene ins Schlepptau nehmen ließ. Als nun das Presbyterium, um Ordnung zu schaffen, wieder einige Burschen, deren rebellisches Benehmen unerträglich wurde, ausschied, stellte sich die ganze Gemeinde auf ihre Seite. Los von den Gesetzen und Ordnungen der Basler Mission! lautete ihre Losung. Der Pfarrer, ein tüchtiger Anwalt der Zucht, wurde zitiert, um gerichtet zu werden; auch der Missionar sollte sich verantworten. Die wenigen Besonnenen waren machtlos. Abendmahlsfeier war in dieser Zeit der Zuchtlosigkeit unmöglich, der Gottesdienstbesuch äußerst schwach. Eine Kraftprobe wurde unerläßlich: in einer Gemeindeversammlung in der Kirche mußte sich jeder einzelne öffentlich für oder wider die Gemeindeordnung entscheiden; vor die Wahl gestellt, gaben sie einer um den andern nach, und obwohl die Weiber hernach über die „Feiglinge" spöttelten, kam die Gemeinde durch diese Luftreinigung nach und nach wieder zurecht.[89])

Der unbotmäßige Geist wurde ein Merkmal der „scholars", der Jungmannschaft, die in den Mittelschulen der Mission oder in den Regierungsschulen eine gewisse höhere Bildung empfangen hat. Es gab unter ihnen ernste Christen und treue Gemeindeglieder; im allgemeinen aber wurde diese Klasse der Jungen durch ihren Hochmut anrüchig, den Gemeinden eine schwere Bürde, den Heiden ein Anstoß.

Von dieser widerlichen Strömung ist eine Selbständigkeitsbewegung unter den eingebornen Missionsarbeitern wohl zu unterscheiden, die zum erstenmal auf der Gasynode 1909 förmlich hervortrat. Nachdem Erhöhung der Kirchensteuer bewilligt worden war, verlangten sie einmütig, daß ihnen nun auch entsprechend größerer Einfluß auf die Gemeindeleitung gewährt würde; eine ähnliche Bitte richteten auch die Lehrer und Katechisten des Tschigebietes an das Komitee. Für dieses mußte jede Förderung der Gemeinde und ihrer Organe in der Richtung auf eigene Verantwortung erwünscht sein; es durfte jedoch nicht außer acht lassen, daß Selbständigkeit durch sittlich-religiöse Reife begründet sein mußte, und solange im geistlichen Leben der eingebornen Missionsarbeiter noch soviel ernste Schäden vorlagen und die „Sünde Afrikas" noch so große Macht ausübte bis in den Kern der Gemeinde hinein, konnten nur langsame, einzelne Schritte auf diesem Wege in Betracht kommen.[90])

Während des letzten Jahrzehnts sind die Verhältnisse für die beiden Gemeinden der Gaebene schwieriger geworden, indem wegen zunehmender Dürre das Land an Fruchtbarkeit einbüßte. In Abokobi gelang es dem Missionar, durch Grabung in bedeutender Tiefe auf Wasser zu stoßen und dadurch dem ganzen Dorf unschätzbare Wohltat zu erweisen.

---

9. Kapitel.

Das Kroboland.

Zum Gagebiet gehört das Kroboland mit Odumase. Die Station zählte:

	Außenstationen	Heidentaufen	Gemeindeglieder	Zuwachs
1870	—	—	113	—
1875	1	4	101	—12
1880	5	26	279	178
1885	6	50	461	182
1890	7	12	560	99

	Außenstationen	Heidentaufen	Gemeindeglieder	Zuwachs
1895	7	33	640	80
1900	10	44	649	9
1905	7	46	803	154
1910	16	64	1385	582
1914	18	76	1646	261

Das Gepräge, welches das Missionswerk unter König Odonko — er starb 1867 ungetauft mit den Worten: „Ich bin in Gottes Hand" — angenommen hatte, blieb ihm noch manches Jahr: viel Empfänglichkeit, aber zauderndes Stehenbleiben vor dem entscheidenden Schritt in die Gemeinde hinein. Dies hing nicht bloß damit zusammen, daß die Kroboer wochenlang auf ihren vereinzelten Gehöften der Palmölgewinnung oblagen und daher nur schwer zu erreichen waren; es rührte vor allem vom Bann des Fetischwesens her. In der Stadt auf dem Kroboberge thronten die beiden Hauptfetische des Landes: Nadu, ein Elefantenzahn, und Kotoklo, ein rohes Bildnis aus Erde, beide mit Amuletten geziert und von unzähligen Menschenschädeln umgeben, zu denen jedes Jahr ein neuer hinzukommen mußte. Wer bei ihrem großen Feste ohne Menschenknochen und -Schädel erschien, galt nicht als ein Mann. Die Menschenmorde und -Opfer, die auf diese Weise von den Fetischen gefordert wurden, mochten jährlich 100 und mehr betragen.

Nicht nur die Männer, auch die Mädchen waren im Bann des Fetischwesens, durch die Otufo-Zeremonie. Sämtliche Jungfrauen des Stammes mußten sich etwa neun Monate lang auf dem Kroboberg aufhalten; Priester und Priesterinnen führten sie in die Geheimnisse des Heidentums ein, lehrten sie dessen Bräuche, Gesänge und Tänze. Sie waren während dieser Zeit dem Fetisch heilig und hatten anfangs strenge Vorschriften innezuhalten; schließlich aber artete das Ganze in eine förmliche Fastnachtsfreiheit und grauenvolle Unzucht aus, die über das Volk namenloses Elend verbreitete, so daß diese religiöse Sitte als ein wahres Krebsübel am Volkskörper gelten mußte. Sie hatte zur Folge, daß fast keine Frauen und Jungfrauen in die Christengemeinde eintraten und die christlichen Jünglinge keine christlichen Ehen schließen konnten. Weigerte sich ein bekehrtes Mädchen, die Schule auf dem Kroboberge zu durchlaufen, so mußte es das Land verlassen. Die Mädchenanstalt, die in den sechziger Jahren errichtet wurde und in den untern Räumen des 1872 fertiggestellten, größern Missionshauses Aufnahme fand, konnte sich lange Zeit nicht recht entwickeln: wollte ein Mädchen sich taufen lassen und hatte es ein bestimmtes Alter erreicht, so wurde es von seinen heidnischen Angehörigen gewaltsam auf den Kroboberg geschleppt, und nachher war es für die Mission so gut wie verloren. Im Jahre 1873 weigerte sich zum erstenmal ein Anstaltsmädchen, sich

diesem Brauch zu unterziehen; es fand sichere Zuflucht in der Erziehungsanstalt zu Abokobi; die Fetischpriester wüteten, ganz Krobo erbebte vor Aufregung. Eine junge Frau in Sra, die mit ihrem Manne übergetreten war, ohne ihrer Verpflichtung auf dem Kroboberge nachgekommen zu sein, wurde beim Wasserholen von wütenden Priesterinnen überfallen, mißhandelt und beinahe umgebracht; eine angesehene Heidenfrau rettete ihr durch Fürsprache das Leben, sie mußte aber für eine Zeitlang über die Grenze gebracht werden.

Demgemäß waren die Fortschritte der Mission recht langsam. 1889 hatte Odumase als einzige Station der Goldküste einen Rückgang (sechs Seelen) zu verzeichnen.[91]) Obwohl das Land seit 1874 unter englischer Oberhoheit stand und ihrem Regierungssitz ganz nahe lag, herrschte noch zu Beginn der neunziger Jahre das Heidentum mit entsetzlicher Tyrannei, und die Mordtaten waren sogar zahlreicher als früher. Sie wurden indirekt durch die Regierung begünstigt; denn indem diese die umwohnenden Stämme im Zügel hielt, konnten sie ihre Ermordeten nicht an den Kroboern blutig rächen. Wie mancher Wanderer verschwand spurlos! Und kein Mörder verriet den andern; der Schuldige zog jeweilen seine Freunde als Helfershelfer herbei, die ihre Hände in das Blut tauchten. So wurde nichts offenbar. Die Mitverschworenen überwachten einander und ließen keinen los; wer sollte aus solchem Bann der Schuld den Weg in die Gemeinde finden?

Das Heidentum nahm alle Kraft zusammen; es trat entschiedener und zielbewußter auf, ohne dadurch verhindern zu können, daß die still wirkende Kraft des Evangeliums ihm Abbruch tat. Als sich um 1890 zwei Anstaltsmädchen, Töchter des Königs Sakite, weigerten, Otufo zu machen, erklärte ihr Vater, daß er es ihnen freistelle, auf den Kroboberg zu gehen oder in der Anstalt zu bleiben und sich taufen zu lassen. Sie wählten letzteres; indem nun die Verfolgung christlicher Mädchen unterblieb, nahm die Anstalt einen unerwarteten Aufschwung.

Im Jahre 1892 war ein neuer König in Krobo zu wählen. Sakite, der, obwohl er das Evangelium genau kannte und im Herzen guthieß, dem Branntwein und dem Fetisch nicht hatte entsagen können, war im Januar gestorben. Nun fiel der englischen Regierung gerade um diese Zeit ein Beweis für die Fortdauer der Menschenopfer im Krobolande in die Hand, indem der Bezirksbeamte den verstümmelten Leichnam eines Sklaven in Augenschein nahm. Als der Gouverneur im Juli zur Königswahl erschien, strafte er das zu Tausenden versammelte Volk in öffentlicher Rede wegen seiner grausamen Unsitten und proklamierte zur freudigen Überraschung der Missionare das Verbot, auf dem Kroboberge Fetischfeste und Otufo abzuhalten und Menschen zu opfern. Innerhalb dreier Tage konnte das Volk droben seine Hab-

seligkeiten holen, dann wurde auf dem Berge durch Soldaten alles dem Erdboden gleich gemacht. Die Kolonialregierung in London hatte dieses durchgreifende Vorgehen befohlen, indem sie in Erfahrung brachte, daß der Handel vom Hinterland der Goldküste nach Deutsch-Togo hinstrebte, weil die Karawanen den Durchzug durch Krobo nicht wagten. So mußte alles zum entscheidenden Schlag zusammenwirken. Gewiß aber ist: Hätte nicht die Mission jahrzehntelang vorgearbeitet und dem Heidentum verborgenen Abbruch getan, so hätte sich das Krobovolk dieses Vorgehen der Regierung nicht widerstandslos gefallen lassen. Am 22. Juli wählten die sechs Häuptlinge von Ostkrobo einstimmig den frühern Lehrer der Mission, Immanuel Mate, einen Neffen des alten Königs. Der Gouverneur ermunterte ihn, als erster christlicher König von Krobo geradeaus zu gehen, ohne Furcht vor den Fetischpriestern, und versicherte ihn seines Schutzes.[92]) Auch der Stamm der Osudokuer, der im Stationsgebiet Odumase wohnte, wurde gezwungen, seinen Berg und die dort ausgeübten Fetischbräuche aufzugeben.

Trotz diesen Vorgängen des Jahres 1892 bewies das Heidentum eine außerordentliche Zähigkeit. Der christliche König bewährte sich nicht und mußte bald aus der Gemeinde ausgeschlossen werden, die sich nicht scheute, Kirchenzucht an ihm zu üben. Er sank immer tiefer. Für das abgeschaffte Otufo suchte das Heidentum mit unauffälliger Umgehung des Gesetzes Ersatz zu schaffen durch das Bobum oder Bekleidungsfest; hatte ein Mädchen diesen neuen Brauch durchgemacht, so galt es als ehrenwerte Jungfrau, auch wenn es das ausschweifendste Leben führte.[93]) Missionar Josenhans urteilte unter dem Eindruck dieser Verhältnisse: „Je länger ich unter diesem Volke lebe, um so mehr muß ich zu meinem Schrecken wahrnehmen, wie verrottet es ist; ich glaube bestimmt, die Kroboer sind die sittenloseste und fleischlichste Nation auf der ganzen Küste. Wer das nicht glauben will, dem möchte ich empfehlen, nur einmal einen Vormittag Dr. Hey in seiner Sprechstunde zu besuchen, und in drei Stunden wird er von der Richtigkeit meiner Behauptung überzeugt sein. Nach allem, was ich erfahren habe, ist anzunehmen, daß schon Kinder in der schmutzigsten Weise in die Sünde hineingezogen werden; sie können ja tagsüber genug hören von den Erwachsenen, die sich in schamloser Weise im Hause und auf der Straße unterhalten."

Noch (1897) stand es so, daß auf den südlichen Außenstationen Sra und Akoli Leuten, die sich für das Evangelium entschieden, Vergiftung drohte. Sra als Sitz des am Alten hangenden Königs von Westkrobo leistete zähen Widerstand. Überhaupt war der Fortschritt der Mission in Westkrobo mühsamer und langsamer, als in Ostkrobo. Dort sann man auf neue Mittel, sie abzuwehren; man führte

den in Ostkrobo verbotenen Götzen Odente ein, bei neuen Tänzen hüpften alte Weiber mit dem jungen Volk wie besessen herum, und das neue Bobumfest hielt wiederum die Mädchen des Landes von der Missionsschule fern. Noch 1903 mußte geurteilt werden: „Gegenüber dem starken Bildungsbedürfnis, das in den letzten Jahren in Ostkrobo erwacht ist — es ist dort eine lebensfähige Mittelschule gegründet worden —, verharrt Westkrobo noch im alten Wesen. Der alte König von Sra ist ein bigotter Fetischdiener, und die Fetische mit ihren Priestern behaupten dort noch ihre Macht. Unter den wenigen Christen in Sra ist kein eigentlicher Sraer; nur der gute Besuch der Schulen läßt hoffen, daß es dort bald lichter werde.“ [94])

1907 führte die Regierung einen wuchtigen Streich gegen das Heidentum in Westkrobo, indem sie den mächtigsten Fetisch des Landes, Kreme in Kpemo, zerstören ließ; an den Gerichtshof dieses Fetisches pflegten die Leute zu appellieren, wenn ihnen das Urteil eines Häuptlings nicht behagte. Bis heute ist aber der Macht des Heidentums in Westkrobo anscheinend wenig Abbruch getan. Charakteristisch ist das Bild des Königs, den Missionar Erhardt besuchte und schildert: „Er saß in seinem Gehöft in seiner Palawerhalle, der Stuhl stand auf einem Fetisch, die Füße ruhten auf einem solchen, damit ihm ja nichts passieren solle. Zum Überfluß befand sich nebendran noch eine Fetischhütte, voll von Ungetümen. Von solchen Königen werden die armen Leute regiert, welche, anstatt sie aufzuklären, selbst noch am tiefsten in der Finsternis sitzen.“ [95])

Ganz anders war die Entwicklung in Ostkrobo. Hier bahnte sich zunächst auf den Plantagen eine lichtvolle Arbeit an. „Es ist ein lieblicher Anblick mitten im weiten Plantagengebiet, das nur von Heiden und Fetischdienern bewohnt ist: die kleine Kapelle und das Katechistenhaus und in diesem der Prediger mit einer Schar Heidenknaben, die ihm zur Schulung und Erziehung anvertraut sind, und am Sonntag der Gottesdienst in der Kapelle mit einem kleinen Häuflein von Zuhörern.“ Diese Schilderung betraf die Plantagenmission der Außenstation Okpesi 1896.[96]) Dieses Gemeindlein entwickelte sich erfreulich. Es machte Eindruck auf die Leute, daß der Prediger ihnen ohne Scheu auf beschwerlichen Wegen nachging; gerade die Plantagenmission brachte schöne Früchte und dehnte den Wirkungskreis der Mission aus.

Die Gründung der Außenstation Manyakpongunо (1898) war ein bemerkenswerter Fortschritt der Mission in Ostkrobo. Die Heiden bauten selbst Schule und Lehrerhaus, mit dem Holz, das sie die Christen im Fetischhain schlagen ließen. Der Häuptling, ein einfluß-

reicher Vertreter des Bildungsbedürfnisses, warb selbst in den umliegenden Dörfern für die Schule, so daß sie gegen Ende des Jahres schon 80 heidnische Schüler hatte.[97]) Das erfreuliche Wachstum der Missionsschule kennzeichnete während des letzten Jahrzehnts das Werk in Ostkrobo. Anfang 1914 hatte der Stationsbezirk Odumase 1009 Schüler bei 1646 Gemeindegliedern (Akropong: 1488—5771) und stand mit seinem Schulwesen numerisch an zweiter Stelle. In Akropong bildeten die heidnischen Missionsschüler etwa ein Drittel, in Odumase die Hälfte. Odumase weist unter allen Stationen der Goldküste die größte Beteiligung der Heiden an der Missionsschule auf.

Die Früchte dieser Durchdringung der Bevölkerung mit christlicher Schrlung blieben nicht aus. Dies zeigte der Zuwachs der Gemeinde um 582 Glieder 1905—1910 und um 261 1911—1914, der stattfand trotz starkem Wegzug (1910: 232!). Der Stationsbericht 1907 war ein Jubelruf: „In der Geschichte der Station Odumase wird das Jahr 1907 gewiß nicht unerwähnt bleiben, ist es doch seit ihrer Gründung 1859 das gesegnetste, fruchtbarste Jahr. In vergangenen Jahren hat man uns zugerufen: O, ihr Odumaser, ihr stellt immer einen Wechsel aus auf die Zukunft, ohne Möglichkeit, ihn einzulösen. Heute ist das nun anders geworden. Die Zeit ist gekommen, wo der Herr den schon seit Jahrzehnten ausgestreuten Samen hat aufgehen und Frucht bringen lassen. Wir hätten es nicht für möglich gehalten, daß wir einmal in Odumase ein Tauffest feiern dürften, an dem nicht weniger als 63 Heiden in die Gemeinde aufgenommen wurden. Es war merkwürdig zu sehen und zu hören, welch tiefen Eindruck dieses Tauffest auf Christen und Heiden machte. So lange nur vier oder sechs auf einmal getauft wurden, haben die Heiden das Christwerden als eine verlorene Sache angesehen; jetzt aber sagen sie: Wenn so viele auf einmal getauft werden, wird bald alles christlich werden." Aber freilich — die ganze Ernte von 115 Heidentaufen entfiel ausschließlich auf Ostkrobo. — Seitdem hielten sich die Zahlen der Getauften nicht auf dieser Höhe; immerhin hat das Evangelium offenen Zugang gewonnen. Auf die bodenständige Bauernbevölkerung von Ostkrobo darf Hoffnung gesetzt werden; sie, die sich dem Heidentum mit eigentümlicher Kraft und düsterm Ernst ergab und nicht davon lassen wollte, könnte unter dem Einfluß des Evangeliums für die Missionskirche der Goldküste eine ähnliche Bedeutung erlangen, wie die Württemberger Pietisten für das geistliche Leben Süddeutschlands, und den Mangel an Lehrern und Predigern ergänzen.[98]) Es war ein Vorrecht der Station Odumase, lange Zeit von derselben Hand geleitet zu werden: durch G. Josenhans, welcher von 1886 an bis zu seiner Heimkehr 1913 dort wirkte.

So hatte also das Missionswerk auf der Goldküste seine Stützpunkte in elf Hauptstationen. Drei gehörten zum Gadistrikt: Christiansborg (1828 gegründet, 1845 erneuert), Abokobi (1854) und Odumase (1859) mit dem früher selbständigen Ada. Acht bildeten den Tschidistrikt: Aburi (1847), Akropong (1835), Anum (1864), Nsaba (1891), Begoro (1876), Kyebi (1861, 1901), Abetifi (1876), Kumase (1896). Mit Hilfe von 185 Nebenstationen waren Anfang 1914 25 042 Gemeindeglieder gesammelt, 4484 im Ga-, 20 558 im Tschidistrikt, unter ihnen 12 533 Abendmahlsberechtigte. Da die Wohnbevölkerung auf 538 000 zu schätzen ist (Ga: 115 000, Tschi: 423 000), ist die Zahl der Gemeindeglieder etwa ein Fünftel derselben. Ein Rück- und Überblick mag lehrreich sein. Die Christenzahl betrug 1855: 172; 1860: 501; 1865: 961; 1870: 1740; 1875: 2619; 1880: 4193; 1885: 6108; 1890: 8905; 1895: 13 063; 1900: 17 651; 1905: 20 200; 1910: 22 792; 1914: 25 042. Sie hatte sich also während der drei Jahrzehnte 1870—1900 jeweilen stark verdoppelt, während ihre Zunahme 1900—1910 ein Drittel betrug.

Wird der numerische Ertrag der indischen Mission zur Vergleichung herangezogen, so springt der Unterschied in die Augen. Sie hatte Anfang 1914: 26 Hauptstationen, 53 ordinierte Missionare (Goldküste: 26), 1112 eingeborene Missionsarbeiter (G.: 266). Also ist mit ungleich schwächern Kräften auf der Goldküste ein bedeutend größeres Resultat erzielt worden. Dieser Unterschied muß aber verstanden werden. Den 538 000 der Goldküste-Stationen steht in Indien eine Wohnbevölkerung von etwa 6½ Millionen gegenüber, also eine ungeheure Menschenmasse, unter sich zwar durch die Kaste gespalten, gegen die Mission jedoch durch sie ein einheitliches Bollwerk des Heidentums bildend, während die Mission auf der Goldküste mit isolierten Stämmen zu tun hatte, die sie einzeln in Angriff nahm. Und welcher Unterschied in der Beschaffenheit des Heidentums! In Indien Religionssysteme mit uralten heiligen Schriften, großartigen Tempeln und Kulten, Philosophie und Weltanschauung — an der Goldküste kein geschichtliches Bewußtsein, keine Schrift, keine literarische Bindung des Heidentums, krasser und roher Fetischdienst mit unhaltbaren sittlichen Greueln und Betrügereien, die den Fetisch in Mißkredit brachten, sobald sie ans Licht kamen, und die nur ohne Konkurrenz und im Finstern sich behaupten konnten; also ein Heidentum ohne die Fähigkeit, sich zu rechtfertigen, zu argumentieren! Und auf der Goldküste war es die Mission, die zugleich die Vorzüge der Kultur brachte und sich auch von dieser Seite empfahl; die Christendörfer bewiesen, daß die Mission ihre Leute sozial und ökonomisch hob, und sie war es

ebenso, die mit wenigen Ausnahmen die Schulung vermittelte, also auch in dieser Hinsicht vorwärts half. Alle diese Faktoren machen den großen Unterschied im zahlenmäßigen Missionserfolge dort und hier einigermaßen verständlich.[99])

---

10. Kapitel.

Kirchliches.

Im Jahre 1880 tagte die erste afrikanische Synode (in Indien hatte die erste Distriktssynode 1865 stattgefunden). Sie umfaßte den Tschidistrikt und tagte 2.—4. Februar in Akropong. Die Missionare berieten mit den Presbytern und für sich über die Stellung dieser, über Disziplin, insbesondere gegenüber dem Rumgenuß und -Verkauf, über allerlei heidnische Unsitten (Einschnitte am Körper, Neffenerbrecht, Totenkostüme), über das Wachstum der Gemeinden. Viele brennende Tagesfragen, die den Kampf des Christentums mit dem Heidentum und die Stärkung der Gemeinden betrafen, wurden erwogen, in lebhaften Debatten, bei vollem Frieden. Im Anschluß an diese erste Synode tagte die Distriktskonferenz der Missionare, am 5. und 6. Februar. Sie berieten darüber, wie man die Ausgaben reduzieren und dabei Kräfte freimachen könnte für die Ausdehnung des Werks, und, was damit zusammenhing, wie die einheimische Gemeinde zur Selbsttätigkeit und Selbständigkeit herangebildet werden könne — die gleiche Frage, die das Komitee zur selben Zeit lebhaft erwog und die Inspektor Schott in der Seele brannte. In Afrika nämlich fand sein Herzenswunsch, durch Erziehung der Gemeinde zur Selbsttätigkeit Kräfte zu entbinden für die Ausbreitung, bei den Missionaren mehr Entgegenkommen als in Indien. Auch die Brüder des Gadistriktes verhandelten über die gleichen Fragen, am 17., 18. und 21. August; auch hier wurde mit der Distriktskonferenz eine Synode verbunden.

Die beiden Konferenzen zeitigten nicht die gleichen Ergebnisse. Zwar verstand man beiderseits den Ernst dieser Fragen und die Notwendigkeit ihrer Lösung; aber in der Frage, ob das Feld reif sei zur Einsetzung verantwortlicher Gemeindepfarrer (Diakone), die Schott dringend wünschte, gingen sie auseinander: Die Tschikonferenz wollte in Aburi und Akropong Pfarrer einsetzen und schlug für dieses verantwortungsvolle Amt Ofore und Asare vor, die Gakonferenz dagegen sah dieses Ideal noch in weiter Ferne und redete großer Vorsicht das Wort.

Um nun nicht bloß vereinzelte Meinungen zu äußern, sondern dem Komitee Hand zu bieten zu entscheidenden Schritten, regten die afrikanischen Missionare eine Generalkonferenz an, um durch sie womöglich einheitliche Anträge an das Komitee zu erzielen. Als Haupttraktandum faßte sie die „Anbahnung der Selbständigmachung unserer Gemeinden" ins Auge. Sie versammelte sich am 28.—31. März 1881 in Akropong, die erste seit März 1867. Anwesend waren: 1. Eisenschmid (Vorsitzender), 2. H. L. Rottmann, 3. David Asante, 4. C. Schönfeld, 5. Ramseyer, 6. Weiß, 7. Joh. Müller, 8. P. Steiner, 9. Bender, 10. Mohr, 11. Weimer, 12. Buck, 13. G. L. Schmid, 14. Sixt, 15. Ochsner, 16. Schöller, 17. D. Huppenbauer, 18. H. Hildebrandt, 19. G. Munz, 20. Burkhardt. Sie sind nach ihrer Ankunft in Afrika eingereiht.

Die erste Frage lautete: Auf welche Weise kommen wir auf unserem afrikanischen Missionsgebiet der Selbständigmachung unserer Gemeinden um einen wesentlichen Schritt näher, sowohl in Bestreitung der Kosten, als in Bedienung der Gemeinden? Es wurde beschlossen, die Kirchensteuer zu verdoppeln, von 1 Sh. auf 2 (genauer: ½ d per Woche = 2 Sh. 3 d per Jahr), ferner die verschiedenen Gemeindekassen in eine einzige zu vereinigen. Der festgestellte neue Betrag der Kirchensteuer war von der Gasynode vorgeschlagen worden, wozu Schönfeld bemerkte: „Wären nicht auf der Gasynode einige räudige Gemeindeälteste gewesen, so wäre 1 d, also ⁴/₆ p. a. angenommen worden, und wir müssen dieses Ziel, 1 d zu erlangen, in nicht zu ferner Zeit zu erreichen suchen." Auch von den erwachsenen Schülern wollte man fortan Kirchensteuern beziehen, und zwar 1 Sh. Die Steuererhöhung ging nicht ohne Bedenken durch: in Akropong könne diese Summe nicht erlangt werden, die Christen seien schwerlich an solche Regelmäßigkeit der Gemeindeabgabe zu gewöhnen. Asante aber meinte, man solle den Leuten nur vorhalten, was sie als Heiden für den Unsinn ihres Götzendienstes ausgegeben haben, nach seiner Meinung könnte jeder sogar ⁴/₆ geben, wenn nicht die Liebe fehlte. In der Diskussion wurde stark betont, um die Gemeinde zu regelmäßiger Steuer willig zu machen, müsse ihr voller Einblick gewährt werden in die Bedürfnisse und in die Verwendung der von ihr aufgebrachten Gelder.

Um die Selbsthilfe der Gemeinden auf einen festen Punkt hinzulenken, wurde es im Prinzip als ihre Sache erklärt, die Häuser der Katechisten selbst aus eigenen Mitteln zu bauen, also im Eingebornenstil; nur ausnahmsweise dürfe die Mission ferner für diesen Zweck beitragen.

Buck beantragte: Jede Gemeinde mit 200 und mehr Seelen soll ihren Pfarrer (Diakon) erhalten. Es han-

delte sich um Akropong (414), Date (499), Aburi (333), Tutu (215), Kyebi (224), Abokobi (253), Christiansborg (372). Buck gab folgende Begründung: 1. Der Missionar kann nicht seine Gemeindeglieder einzeln überwachen. 2. Der Diakon vermag die Gemeinde weit besser zu versehen. 3. Ohne eingeborne Pastoren kann die Gemeinde nicht selbständig werden, da man vielfach die Absichten der Europäer nicht versteht. 4. Nur für ihren eigenen Zweck geben die Leute. 5. Die Einführung des Eingebornenpastorates macht den Europäer zum Missionar und gibt ihm die Heidenpredigt zurück. 6. Dadurch erlangen wir endlich eine klare Stellung.

Der Antrag war nicht so gemeint, daß nun sofort sieben Katechisten zu Pfarrern ordiniert werden sollten. An Gemeinden wie Aburi und Akropong war ein Anfang zu machen, für die Zukunft aber ein wegleitender Grundsatz festgestellt — bisher galt die Regel, einen Diakonen nur auf eine Außenstation zu stellen; nun sollte ihm die Hauptstation ebenso zugänglich werden. Der Anregung wurde freudig zugestimmt, in der Diskussion kräftig betont: „Hat der Mann eine Gemeinde, so wächst er selbst am innern Leben; die Leute werden mehr Freude haben an der Arbeit, wenn man sie ihnen mehr überläßt." Es erfolgte einstimmige Annahme.

Zwischenhinein kam auch ein eigentümlich afrikanisches Anliegen zur Sprache: daß nämlich auch die Katechistenfrauen nach der Sitte für die Zeit ihrer Schwangerschaft und Entbindung, oft acht Monate lang, den Mann verließen und bei ihren Eltern weilten. Die Generalkonferenz beschloß: „Es sei diese Sache auf allen Gebieten ein leidiges Übel, dem man mit allen Mitteln entgegenarbeiten müsse, und zwar solle man hierbei zuerst mit Freundlichkeit nötigen, dann aber unter Umständen auch mit kategorischem Befehl dagegen vorgehen."

Über Förderung der Heidenpredigt wurde eingehend beraten. Das Komitee hatte gefragt, ob es wahr sei, daß die Katechisten mehr Moral als Evangelium predigten und übermäßige Polemik trieben. Dies wurde teilweise zugegeben. Asante sollte zur Handreichung für die Heidenpredigt ein Referat über sie ausarbeiten und ihm eine Auswahl von Heidentexten beifügen. Die Notwendigkeit unmittelbarerer, sorgfältigerer Einwirkung auf die Heiden durch Straßenpredigt wurde anerkannt. Die Generalkonferenz wünschte kräftige Ausdehnung nach Osten und Westen, im Gebiete von Anum und Asante. Sie beschloß einstimmig, von allen Schulkindern ausnahmslos Schulgeld zu erheben, in stufenweiser Einführung dieser Gemeindebelastung.

Diese wenigen Hauptpunkte, herausgegriffen aus der Fülle der Beratungsgegenstände, genügen zum Beweise, daß die Schottschen Anregungen und Wünsche in Afrika fruchtbaren Boden fanden. Darum

weckten diese Anträge in Basel auch einen lebhaften Widerhall. Das Komitee bestätigte die kräftige Einführung des Eingebornenpastorates nicht bloß für Filialen, sondern vor allem für die Gemeinden der alten Hauptstationen. Sie sollten sich immer mehr an die selbständige Führung des Amtes durch eingeborne Pfarrer gewöhnen und dadurch die Anstellung besonderer europäischer Gemeindebrüder überflüssig machen. Die Statistik zeigt die Bedeutung des Jahres 1881 in dieser Hinsicht. 1873 begegnen die ersten drei eingebornen Pfarrer in der Mission auf der Goldküste. Ihre Zahl stieg bis 1880 langsam: 3, 4, 5, 5, 6, 6, 7, 1881: 7; 1882 steigt die Zahl auf 13, um ihr Maximum, 24, 1900 zu erreichen; 1914 waren es 21.

Auf der Generalkonferenz führte das Komitee einen neuen, einheitlichen Besoldungstarif für alle eingebornen Missionsarbeiter in Kirche und Schule ein, der den wirklichen Bedürfnissen und Verhältnissen angemessen sein und den Gemeinden die Besoldung ihrer Prediger und Lehrer ermöglichen sollte. Die vorgeschlagene Erhöhung der Kirchensteuer trat 1882 in Kraft. Sie betrug 1881 noch £ 178 (Mk. 3560, Fr. 4450), wozu an Sonntagskollekte £ 150 kamen; also brachte die 4780 Seelen zählende Missionsgemeinde £ 328 (Mk. 6560, Fr. 8200) auf. Rechnet man dazu, daß die Gemeinde Ada vier Angestellte von sich aus bezahlte und die Gemeinden selbst für allerlei Bauten und Umbauten aufkamen, so ergab sich für 1881 eine gesamte Gemeindeleistung von mindestens Fr. 15 000. Für 1890 dagegen sind £ 346 allein als Ertrag der Kirchensteuer verzeichnet, also eine Verdoppelung seit 1881.

Zur Förderung des afrikanischen Missionswerkes erhielt es sein besonderes Inspektorat in Basel, womit Hermann Prätorius betraut wurde, am 12. Juli 1881. Seine Berufung für diesen neugeschaffenen Posten ging mit dem Plan zusammen, Afrika zu inspizieren. Schott, von Indien zurückgekehrt, konnte bei seinen vorgerücktern Jahren für diese erste Inspektion in Afrika nicht auch in Betracht kommen; so fiel die Wahl auf seinen jüngern Herzensfreund, der als Inspektor die für die Visitation nötigen Vollmachten haben konnte.

Ein praktischer Hauptzweck sollte die Einführung von Reformen sein: „Durch die Visitation sollen weitere Anträge gewonnen werden zur Beantwortung der Frage: Welche Reformen in unserm ganzen Betriebe sind notwendig und ausführbar zum Zweck der allmählichen Erreichung des Zieles: Organisation einer relativ selbständigen Eingebornenkirche, die ihre kirchlichen und Schulbedürfnisse selbst bestreitet, ihre Geistlichen und Lehrer selbst bezahlt, die sich aber auch durch ihre Organe, Presbyterien und Gemeinden selbst regiert und zwar nach den

Grundsätzen und im Geiste der Basler Mission und ohne aus ihrem Verbande auszuscheiden?"

Schott schrieb nach Afrika: „Wiederholt hat das Komitee den Wunsch ausgesprochen, sein Visitator möchte draußen nicht mit Kleinigkeiten, die auf dem gewöhnlichen Wege erledigt werden können, behelligt werden, sondern es müsse seine Zeit dem Studium der großen Hauptfragen der afrikanischen Mission gewidmet sein. Da diese Mission noch nie visitiert worden ist, wird es sich überhaupt überall in erster Linie um Gewinnung einer richtigen Auffassung der tatsächlichen Verhältnisse und erst in zweiter Linie um direkte Anordnungen handeln, zu welch letzteren der Visitator übrigens vom Komitee bevollmächtigt ist." [100])

Mit Prätorius reisten Schotts Begleiter in Indien, der junge Basler Kaufmann Preiswerk, und Dr. Mähly, der im Auftrag der Mission in einjährigem Aufenthalt die Gesundheitsverhältnisse auf der Goldküste gründlich und wissenschaftlich als Arzt untersuchen wollte. Prätorius zog getrost aus; er schrieb in seinem ersten und letzten Jahresbericht über die Goldküste: „Sollten wir nicht, trotz den vielen Todesnöten auf der Goldküste, bereit sein, fernerhin Brüder dorthin zu senden, auch selbst dorthin zu gehen, wenn die Sache es erfordert?" Und scheidend erklärte er: „Daß ich nach Gottes Willen nach Afrika gehen muß, weiß ich gewiß; ob ich wieder heimkehre, das weiß ich nicht."

Am 7. September 1882 verließ er Basel, am 14. Oktober schiffte er sich in England ein, wo mancher Missionsfreund den kenntnisreichen, bescheidenen und hingebungsvollen Inspektor lieb gewann. In Bathurst und Freetown sah er sich unter andern afrikanischen Missionen um, am 17. November war er in Christiansborg. Sofort begann er sein afrikanisches Tagewerk: Sitzungen mit den Missionaren und Ältesten, Visitationen auf Stationen, in Schulen und Anstalten, Konferenzen und Synoden folgten sich, nur unterbrochen durch die Reisen von Station zu Station im Gebiete von Ga-Adangme.

An Schonung der Kräfte war nicht zu denken, für Jahrzehnte sollte vorgearbeitet werden. Von einem Dysenterieanfall in Akropong genas er scheinbar, so daß er mit 45 Pastoren und Presbytern von Akwapem Synode halten konnte. Auch visitierte er Aburi, reiste nach Khebi und hielt dort, obwohl aufs tiefste erschüttert durch den unterwegs erfolgten Heimgang der Frau Buck, die große Synode von Akem, mit 117 eingebornen Gemeindevertretern. So schien es, als ob die große Arbeit, deren Krönung jeweilen die Synoden waren, bis zum Ende gelingen sollte. Nun aber setzte das Fieber ein, und in Akra, angesichts des Meeres, das die Dampfer vor seinen Augen heimwärts trug, entschlief er nach zweimonatigem Fieber am 7. April 1883.

Unter dem unmittelbaren Eindruck der Todesbotschaft schrieb Schott an die afrikanischen Missionare: „Teure Brüder! Obwohl wir noch nicht imstande sind, über dem schweren Schlag, der uns und euch getroffen, von dem zu reden, was nun ferner geschehen soll, drängt es mich doch, vor allem dem gesamten Bruderkreis in Afrika die Hand zu drücken und uns aufs neue zu vereinigen, dem Lamme nachzufolgen, wo es hingeht. Haben sich dabei auch die Gedanken des Herrn als ganz andere, denn die unsrigen, bewiesen, so bleibt es doch dabei, daß wir einen Heiland haben, der auch über die afrikanische Mission seine segnende Hand ausstreckt, und daß jedes Opfer, daselbst gebracht, seine Segensfrucht bringen wird. So tief unser Gemüt gebeugt und erschüttert ist, im Glauben sind wir nicht entmutigt, und wir werden die Fahne Afrikas hochhalten, das walte Gott! Ich brauche es nicht erst zu sagen, daß der teure Kollege, den ich als Bruder und Sohn ins Herz eingeschlossen habe, Tag und Nacht vor meiner Seele steht; aber sein Bild redet nicht anders zu mir als jener Mann in Mazedonien: „Komm herüber und hilf uns!" und alle die andern Geschwister, die in Afrikas Erde ruhen, reden das gleiche Wort zu uns. So wollen wir denn unser gemeinsames Leid tragen, uns aber auch gegenseitig darin trösten und stärken, daß aus aller Tränensaat eine reiche Freudenernte auf den Tag Christi hervorsprossen wird." —

Im Jahresbericht[101]) schrieb Schott: „Ist gleich vor Menschenaugen die afrikanische Visitationsreise nur zur Hälfte vollbracht worden, sie wird reichere Früchte tragen als der glänzendste Triumphzug durch Afrika hätte bringen können, ja, sie trägt sie jetzt schon; denn überwältigend unter Christen und selbst unter Heiden wirkt die Tatsache, daß man um ihretwillen stirbt." Daß das Andenken des Entschlafenen in Afrika unvergessen blieb, beweist die „Praetorius Memorial Church", welche die Gemeinde in Akra 1899 einweihte.

Unter den reichhaltigen Akten der Visitation befindet sich ein Heft: „Petitionen und Klageschriften", mit 24 Nummern. Es läßt tiefen Einblick tun in die Leiden nicht bloß des Visitators, sondern vor allem der europäischen Missionsarbeiter: in das tiefe Mißtrauen, das auch sie als Europäer nicht verschont und ihnen, gepaart mit fabelhafter Leichtgläubigkeit, die schlimmsten Sünden andichtet, die im eigenen Herzen wohnen. Zwei dieser Klageschriften z. B. wurden ohne Namensunterschriften nachts in Akropong zum Fenster hereingeworfen und verdächtigten den Charakter der Missionare durch angedichtete Ehebruchsgeschichten aufs schamloseste; „sie haben dem damals kranken Inspektor mehr Mühe und Not gemacht, als sie in der Tat verdienten." Die Ältesten einer neuern Station verklagten ihren Missionar: er solle versetzt werden, er gebärde sich wie ein König, verfahre hart mit ihnen

und tadle sie zu scharf. Ferner petitionierten die Mittelschüler, Lehrer und Predigerseminaristen in Akropong: sie wünschten die guten alten Zeiten zurück, wo sie von der Mission reichlicher Kleider und sogar noch Hüte, Seife, Feriengelder usw. erhielten. Die Mittelschüler baten als „arme, notleidende Knaben" um eine Konferenz mit dem Inspektor. Diese Bitten wurden abstoßend vorgebracht, wie wenn ihnen durch Reduktion der Missionsleistungen Gewalt geschehen wäre. Dann wieder baten die Presbyter von Akem um Vergütung ihrer Auslagen bei Predigtreisen. Solche erhielten sie bereits, wenn sie mit dem Missionar gingen; Asante ließ sie aus seinem Topf essen. Aber sie zu unterstützen, wenn sie sich auf eigene Faust durch die Büsche schlugen, konnte verhängnisvoll wirken, indem die „Predigtreise" willkommene Gelegenheit des Gelderwerbs wurde.

Manche Gesuche betrafen Unterstützung Einzelner. Der Fall eines jungen Mulatten, der wohl sieben Zuschriften an den Inspektor richtete, war bezeichnend für die Verhältnisse in Christiansborg. Es handelte sich um den heruntergekommenen Sprößling eines reichen Mannes, der nun mit seinen Brüdern auf der Mauer ihres halbverfallenen Hauses herumlag, weshalb sie im Volksmund die „Eidechsen" hießen. Ihre Mutter warnte den Begleiter des Inspektors schriftlich: der Tod des Inspektors sei durch die bösen Basler Missionare an dieser Küste selbst herbeigeführt worden, darum solle er sobald als möglich heimreisen, um nicht demselben Schicksal zu verfallen; dann folgte die Bitte um eine regelmäßige Unterstützung. Man atmet beim Lesen dieser Petitionen etwas vom Pesthauch einer vergifteten heidnischen Atmosphäre und fühlt mit den Missionaren, die beständig darin leben müssen.

Aus Preiswerks Bericht über die Visitation ist einiges hervorzuheben. Die Konferenzen mit den Presbytern nennt er: „Glanzpunkte der Visitation". „Sie nicht zu halten wäre einer Ignorierung des in Afrika wichtigen Ältesteninstituts gleichgekommen." Die Art, wie Bohner in Abokobi sein Presbyterium meisterhaft erzog, erregte die Bewunderung der Beobachter. „Er nimmt dabei zum Zweikammersystem seine Zuflucht. In Abokobi besteht demnach ein Rat der Alten und ein Rat der Jungen. Der erstere bildet das zu Recht bestehende Presbyterium. Er allein kann Beschlüsse fassen, holt sich aber in allen wichtigen Fragen den Rat der Jungen. So werden diese allmählich als die zukünftigen Presbyter herangebildet." Der große Hauptzweck des Inspektors waren bei diesen Konferenzen nicht die Einzelheiten, sondern die mit der Gemeindeleitung Vertrauten zum Nachdenken über das Missionsziel zu bringen, das nichts anderes sei als eine sich selbst erhaltende einheimische evangelische Kirche, wozu es vor allem ihrer treuen Mitarbeit bedürfe.

Über die eingebornen Missionsarbeiter sagt der Bericht: „Auf ihre Schultern legt sich eine immer wichtigere und verantwortungsvollere Arbeit. Manche der Bedeutenderen unter ihnen, wie Mohenu und Boakye, sind Männer aus dem Volke, ohne jede Seminarbildung. In ihrem Amt und durch dieses sind sie geworden, was sie jetzt sind. Die Not mehr als die Tugend der Missionare hat nach eingebornen Gemeindepastoren verlangt. Reindorf paßt nach dem Ausspruch der Brüder ganz nach Christiansborg. Als Familienhaupt und Mulatte genießt er schon äußerlich eine gewisse Achtung. Der Kirchbesuch hat seit des Europäers Weggang eher zugenommen. Reindorf ist unermüdlich tätig [102]) und macht schon am frühen Morgen Hausbesuche. Er geht den Mulatten und den Ausgeschlossenen nach, die es ja verlangen, daß man sie nicht aufgebe. Ablo in Abokobi ist ein treuer, redlicher Arbeiter. Quist hat pädagogisches Geschick.[103]) P. Hall hat sich bald in die schwierige Leitung der Gemeinde Akropong hineingelebt. Koranteng in Date weiß Zucht zu halten, auch Opoku und Date haben dem Inspektor einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Engmann war vom Inspektor als Knabenanstaltsvorsteher in Christiansborg ausersehen; er ist fähig, auch die Anstaltskasse zu führen. Er hat in herber Schule gelernt, daß man hundertmal besser unter einem Europäer fährt, als unter einem Neger, der Willkür statt Gerechtigkeit walten läßt. Die jungen Katechisten machen oft eine Periode der Flegeljahre durch, wo sie unberechenbar sind. Fleischlichkeit und ein verkehrter Unabhängigkeitssinn, der bald, wo er geheilt ist, ein überaus wertvolles Moment bildet, machen viel Not und Mühe. Der Fleischlichkeit unterlagen oft auch noch ältere Leute. Die sittlichen Begriffe sind eben noch vielfach mangelhaft entwickelt. Wie die Negergemeinden, so sind auch die eingebornen Arbeiter noch in einem Übergangsprozeß; sie stehen als Vorläufer um einige Sprossen höher auf der Leiter. Mehr Gewissenhaftigkeit tut not besonders in bezug auf Schuldenmachen, Luxus und Wucher. Wo man es aber versteht, jedem das richtige Plätzlein anzuweisen, wo er allmählich wachsen kann, und der Missionar einen Teil seiner Gabe und Kraft zielbewußt auf seine schwarzen Kollegen verwendet, um damit das Ganze zu treffen, da entsteht eine eingeborne Streiterschar, die bei allen Mängeln und Gebrechen im Segen wirkt."

Der Schlußakt der Visitation, die Generalkonferenz, fand am 12.—15. März 1883 in Akropong statt, leider ohne den kranken Inspektor. Erstes Thema war die Pflege brüderlicher Gemeinschaft. Beschlossen wurde: „a) Da regelmäßige gemeinschaftliche Betstunden am Samstagabend bereits nahezu auf allen Stationen bestehen, wünscht die Generalkonferenz, daß sie, wo sie nicht bestehen,

eingeführt und regelmäßig fortgeführt werden, und daß alle, auch die Frauen, soweit als möglich regelmäßig daran teilnehmen. b) Die Generalkonferenz erkennt an, daß Bibelkränzchen oder Erbauungsstunden sehr wünschenswert seien und etwa monatlich eingeführt werden dürften. Der Vorstellung Steiners, man dürfe dem verehrten Komitee wohl einen Wink geben und es bitten, nicht gerade notorisch unverträgliche Naturen aufs Missionsfeld zu senden, schließt sich die Generalkonferenz an."

Außer der selbstverständlichen Christenpflicht freundlicher, entgegenkommender Liebe im Verkehr mit den eingebornen Mitarbeitern wurde die Abhaltung regelmäßiger Fortbildungskurse mit ihnen amtlich gefordert. Solche waren nichts Neues, vielmehr da und dort bereits im Gange; aber die Generalkonferenz verlieh ihnen nun den nötigen Nachdruck. Sie beschloß auch, bei Anlaß der Synoden und Missionsfeste Spezialkonferenzen mit ihnen abzuhalten. Fortan sollte alle vier Jahre Generalkonferenz stattfinden und jeweilen in der Zwischenzeit Distriktssynode und -Konferenz. Ein Generalsynodalausschuß erschien noch nicht als Bedürfnis.

Zum zweiten Verhandlungsgegenstand: „Gemeindepflege, besonders in Gemeinden, deren Pastorierung einem eingebornen Diakonen übertragen ist" wurde u. a. beschlossen: Die Zahl der Europäer darf die der Eingebornen im Presbyterium nicht überschreiten, dagegen darf die Zahl der Eingebornen größer sein. In betreff der Heidenpredigt und ihrer Organisation (dritter Programmpunkt) stellte die Generalkonferenz die Norm auf, „daß für jeden Distrikt, beziehungsweise für jedes größere Stationsgebiet wenigstens ein Bruder bestimmt werde, dessen Hauptaufgabe und -Arbeit die Reisepredigt sei".

Im Verhältnis zu den Wesleyanern sollte versucht werden, Streitigkeiten durch eine Konferenz von Missionaren beider Gesellschaften beizulegen, wobei am Grundsatz festzuhalten war, daß solche Orte, die bereits von einem Vertreter der andern Gesellschaft besetzt seien, nicht auch von der einen in Angriff genommen würden. Zu diesem Punkte gab das Komitee den afrikanischen Missionaren folgende Instruktion: „1. Unsere prinzipielle Anschauung ist den Brüdern und ist allerwärts bekannt: Wir haben das Prinzip der räumlichen Scheidung und führen dasselbe überall durch, soweit es auf uns ankommt. 2. Da aber die Wesleyaner von uns Rücksichten verlangen, ohne je solche zu gewähren, gibt es ihnen gegenüber überhaupt keine Abmachungen, weil keine Gegenseitigkeit. 3. Solange sie sich aus unserm anerkannten Gebiete nicht zurückziehen, erkennen wir ihr Gebiet auch nicht an. 4. Dagegen wollen wir nicht provozieren, besetzen demgemäß keinen Ort, wo schon Wesleyaner sind, außer da, wo an einem großen Platze Raum

für zwei Gesellschaften wäre; wir gehen ruhig, ohne zu streiten, voran nach der Maxime, solange noch Land genug unbesetzt ist, dieses vor dem zwiespältig zu besetzenden ins Auge zu fassen."

Bisher galt für die Heimkehrerlaubnis als Regel: „Sieben Jahre an der Küste, zehn auf den Bergen." Nun beantragte die Generalkonferenz mit Stimmenmehrheit einen kürzern Erholungsurlaub in der Heimat alle drei bis vier Jahre und bat um einen drei- bis viermonatigen Aufenthalt in England vor der ersten Aussendung nach Afrika. Es war etwas Wahres an dem Ausspruch eines Negers: „Eure Missionare kommen nach Afrika, lernen die Sprache und sterben," und die Aneignung des Englischen und der Eingebornensprache zugleich nach der Ankunft in Afrika war eine zu große Belastung für die Neulinge. Die Möglichkeit der Verheiratung nach dem ersten Aufenthalt in Afrika wurde vorausgesetzt.

Seit der Generalkonferenz von 1881, welche Verdoppelung der Kirchensteuer beschloß, steigerten sich die finanziellen Leistungen der Gemeinden fortwährend. 1895 ergab die Kirchensteuer schon £ 132 mehr als vor fünf Jahren (sie betrug £ 478. 5. 9 = Fr. 12 052. 84); während die Einnahmen im Lande selbst 1884 reichlich ein Zehntel der Nettoausgaben betragen hatten, machten sie 1893 schon beinahe ein Fünftel aus. Aber auch die Ausgaben hatten sich in diesem Jahrzehnt verdoppelt (£ 13 146 gegen 7 912), so daß vom Komitee noch über £ 11 000, d. h. 4000 mehr als vor zehn Jahren, zu decken waren. Es war nicht zu erwarten, daß die Mission alljährlich soviel für die Goldküste aufbrachte.

Daher beantragte der Generalkassier, Rottmann, auf der Synode des Gadistrikts (Dezember 1894) abermalige Erhöhung der Kirchensteuer und zwar auf 4 sh. für jedes Gemeindeglied. Die Synode ging darauf ein. Die Neuerung trat 1896 in Kraft. Die Art des Einzugs blieb den Gemeinden überlassen. Da der Tschidistrikt beim alten Steueransatz bleiben wollte, bestand für einige Jahre eine Ungleichheit. Dies war unhaltbar. Daher machte die Generalkonferenz 1898 (März, Akropong) die Kopfsteuer von 4 sh. allgemein. Die Ältesten des Tschigebietes wollten sie zunächst nur für die Männer und nur, wenn die Missionare es durchaus so haben wollten, bestätigen, ließen sich jedoch dazu bestimmen, sie auch für die Frauen zuzulassen. Nun nahm sie bedeutend zu; sie betrug 1898: £ 854 (mit dem Sonntagsopfer); 1899: £ 1036 (Fr. 26 223); 1901: £ 1158 (Fr. 29 201); 1905: £ 1340 (Fr. 33 701); 1909: £ 3130 (Fr. 78 882); 1912: £ 3867 (Fr. 97 469); 1913: £ 4067 (Fr. 102 511). Vergleicht man damit die Zahlen des Jahres 1913 für Indien (Fr. 17 357), Kamerun (29 665) und China (6 056), so wird ersichtlich, wie weit

die Missionskirche der Goldküste in ihrer Beitragsleistung die andern hinter sich gelassen hat.

Im Jahre 1909 stand die Frage der Kirchensteuer wiederum auf dem Programm. Die Tschi-Distriktskonferenz (Januar, Aburi) wollte, daß sie nicht unter 8 sh. betrüge; eine Mehrheit wünschte, die Männer noch stärker heranzuziehen. Die Entscheidung war Sache der Synode, die daher von den Missionaren mit Spannung erwartet wurde. Sie vereinigte mit diesen 90 eingeborne Mitarbeiter und 167 Gemeindevertreter, außer einer Anzahl von Gästen; die geräumige Kirche von Aburi war ganz besetzt. Jeder Stationsbezirk hatte seine reservierten Bankreihen, je ein Vertreter der Hauptstationen konnte im Namen und Auftrag seiner Genossen votieren.

Über die Kirchensteuerfrage referierten die Pfarrer Martinson und Boateng. Jener erklärte sich für die 8 sh.; die Gemeinde müsse für den Um- oder Aufzug ihrer Lehrer und Katechisten selbst aufkommen; die Missionskirche habe, um alle ihre Ausgaben auf sich zu nehmen, ernstlich neue Einnahmequellen zu suchen. Boateng stellte ebenfalls den Grundsatz auf: „Unsere erste Aufgabe ist, einzusehen, daß wir selber für die Ausgaben unserer geistlichen Versorgung aufzukommen haben." Die Synode sprach sich einstimmig dahin aus, daß nach diesem Prinzip die Mittel bemessen werden sollten, so daß sich die Mission höchstens unterstützend zu beteiligen habe. „Damit war strategisch der Sieg schon errungen, ehe es zum Treffen kam. Schon nach halbstündiger Beratung, während welcher sich die Europäer zurückgezogen hatten, stellte die Synode den Antrag, in Zukunft 8 sh. Kirchensteuer von den Männern, 6 von den Frauen fordern zu wollen. Das war erfreulich, doch konnten wir uns nicht ohne weiteres damit einig erklären. Dies hätte auch gar nicht der Art der Eingebornen entsprochen. Sie waren sich, schon ehe sie uns riefen, darüber klar, daß wir nicht zustimmen würden. So ließen wir denn neue Redner aufmarschieren, die in überzeugender Weise ein kategorisches Mehr verlangten. F. widersprach heftig; aber trotz dessen Widerspruch siegte die Mehrheit und beschloß, die Männer in Zukunft mit 10 sh., die Frauen mit 6 zu besteuern. Die Steuer soll in vierteljährlichen Raten eingezogen und nicht mehr Kirchensteuer, sondern Vierteljahrsteuer genannt werden. Die Forderung: Um- und Aufzüge sind Sache der Gemeinden, gelang ohne Mühe." Die Synode beschloß eine Deputation an den Gouverneur, um die Regierung christlicher Könige zu ermöglichen.[104])

Infolge dieser gesteigerten Opferwilligkeit der Tschichristen erlebte es die Basler Mission im Jahre 1912 zum erstenmal, daß eine Distriktskirche ihre Bedürfnisse — abgesehen von den Ausgaben für die

europäischen Missionsarbeiter — selbst bestritt, ja sogar einen beträchtlichen Überschuß in ihrer Kasse hatte. Dies war ein großer Fortschritt auf dem Wege zur finanziellen Selbständigkeit. Ob die Beiträge sich auf dieser Höhe behaupteten, mußte freilich die Zukunft lehren.[105])

Die Gasynode, die Ende Januar 1909 in Abokobi tagte, ging nicht so weit voran. Sie beschloß nicht ohne Mühe und Kampf Erhöhung der 4 sh. Kirchensteuer auf 6 für die Frauen und 8 für die Männer. Die nachfolgende Missionarskonferenz hatte nicht die Freudigkeit, das Resultat der Tschisynode anzustreben, indem sie überzeugt war: „Höher zu gehen, ist für absehbare Zeit einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Wir sind für das Gagebiet am Ende unserer Leistungsfähigkeit angelangt. Der Unterschied in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Ga- und Tschidistrikts mußte eben anerkannt werden." Es wurde den Gemeinden überlassen, auf ihnen passend scheinende Weise die Kirchensteuer zu erheben.

Die beiden Synoden gaben sich durch Wahl eines Ausschusses dauernde Vertretung. Die Gasynode berief drei Pfarrer in ihren Ausschuß. Die Tschidistriktskonferenz wünschte in der verantwortlichen Oberleitung Beiziehung Eingeborner bei disziplinarischer Untersuchung gegen Eingeborne; die Gakonferenz lehnte sie ab. Das Komitee befürwortete es grundsätzlich, dem Selbständigkeitsstreben entgegenzukommen und es in gesunde Bahnen zu lenken.

Die Gemeinden zeigten ihre wachsende Opferwilligkeit besonders bei den Missionsfesten. Diese entwickelten sich auf der Goldküste überhaupt zu hoher Blüte, als christliche Volksfeste, die aus der Nähe und Ferne große Scharen anzogen und zur Ausübung christlicher Gastfreundschaft schöne Gelegenheit boten. Es war nicht unwesentlich, daß sie Leute verschiedener Ortschaften und Stämme zusammenbrachten zur höhern Einheit in Christus, die sich früher häufig befehdet hatten. Die Festopfer erreichten oft erstaunliche Höhe. Kollekten von über 1000 Fr. waren keine Seltenheit. Es ist interessant zu sehen, wie die Kollekte, die in Verbindung mit dem Missionsfest in allen Gemeinden eingesammelt zu werden pflegte, in Akropong seit 50 Jahren zugenommen hat: 1858, beim ersten Missionsfest, ergab sie Fr. 85, 1878 Fr. 700, 1898 Fr. 1875, 1911 über Fr. 10 000.

Einige andere Beispiele verdienen ebenfalls Erwähnung. Als am 3. Oktober 1910 das Missionsfest in Kyebi beginnen sollte, kamen die Lehrer der verschiedenen Stationsgemeindlein und überbrachten deren Festopfer feierlich ins Missionshaus: 1400 Mk. von acht Außenstationen, deren Mitgliederzahl zum Teil recht bescheiden war und die mit Kirchenbauten viel zu tun hatten. Die Stationsgemeinde Aburi (2000 Seelen) spendete 1910 ein Festopfer von 2200 Mk., wovon die Schüler 80

unter sich gesammelt hatten.[106]) Auch die Dankopfer bürgerten sich in den Gemeinden ein: bei der Geburt eines Kindes, der Heimkehr eines Sohnes, Genesung aus schwerer Krankheit, glücklichem Ausgang eines Prozesses, Wiederaufnahme in die Gemeinde. So gingen aus einer einzigen Gemeinde während sechs Monate 19 Dankopfer ein; ein armer blinder Junge sandte dem Pfarrer zum Dank für seine Konfirmation 1 sh.[107]) Ein interessanter Zug ist die Beteiligung der Heiden an der Missionsgabe. Als die Mission 1898 durch ein Defizit bedrängt war, steuerten auch sie bei; die Könige von Odumase und Sra beriefen Versammlungen, wiesen auf die Wohltaten der Mission hin und erhoben Beiträge; insgesamt brachte die Goldküste über 12 000 Franken auf zur Deckung des Defizits.[108])

Ist so die Mission auf der Goldküste in bezug auf Selbsterhaltung in günstigster Lage, so ist die Frage, wie die Gemeinde die zur Selbständigkeit unerläßliche sittliche Kraft und Reife erlangen soll, ihrer Lösung noch um so ferner. Auf die große Zahl der Ausgeschlossenen ist öfter hingewiesen worden; sie stand dem starken Zuwachs durch Heidentaufen entgegen oder folgte auf Zeiten starker Vermehrung durch solche. Im Gesamtbild darf, soll es der Wirklichkeit allseitig entsprechen, ein Überblick über die Ausschließungen nicht fehlen.

Die Statistik über die Gemeindebewegung durch Zuwachs und Abgang geht bis 1872 zurück. Die Größe der auf der Goldküste vorliegenden innern Not kann dadurch recht ersichtlich werden, daß die Zahlen der Ausschließungen für Indien und Afrika zur Vergleichung nebeneinander gestellt werden.

	Seelenzahl		Ausschließungen		% der Seelenzahl	
	a) Indien	b) Goldküste	a) Indien	b) Goldküste	a) Indien	b) Goldküste
1872	4 371	1 952	60	36	1,3	1,8
1875	5 284	2 619	44	44	0,8	1,6
1880	7 051	4 193	98	78	1,4	1,9
1885	8 224	6 108	72	93	0,9	1,5
1890	9 682	8 909	105	190	1	2,1
1895	11 963	13 036	78	332	0,6	2,5
1900	14 635	17 651	67	473	0,5	2,6
1905	16 268	20 200	60	575	0,4	2,8
1910	18 404	22 792	38	733	0,2	3,2
1913	19 500	24 374	62	810	0,3	3,3

Diese Übersicht zeigt den großen Unterschied der beiden Gebiete: in Indien langsames Sinken der Zahl der Ausschließungen im Verhältnis zur Zunahme der Seelenzahl, vom Maximum 1,4 Prozent auf das Minimum 0,2 Prozent, so daß die Ausschließungen am Ende

der 40 Jahre fast genau dieselbe absolute Ziffer ergeben, wie am Anfang (62 gegen 60) — auf der Goldküste aber eine Zunahme der Ausschließungen nicht bloß im entsprechenden Verhältnis zur Mehrung der Seelenzahl, sondern Zunahme auch ihres Prozentualbetrages um mehr als das Doppelte, nämlich vom Minimum 1,5 Prozent auf das Maximum 3,3 Prozent. Demnach werden auf der Goldküste neuerdings von 100 Gemeindegliedern jährlich mindestens drei, d. h. von 100 Kommunikanten je mindestens sechs ausgeschlossen. Darin offenbart sich die große innere Not der Missionsgemeinde und ihr großer Mangel an sittlicher Reife. Wenn man nämlich nach den Ursachen der Ausschließungen fragt, ergibt sich in weitaus den meisten Fällen, daß sie veranlaßt sind durch die „Sünde Afrikas": die Übertretung des siebenten Gebotes.

Leider haben die Basler Missionsgemeinden an der Goldküste den Beweis erbracht, daß der sittliche Stand nicht zugleich mit dem kulturellen gehoben worden ist. Es ist unbestreitbar, daß sie in kultureller Hinsicht den höchststehenden Teil der Bevölkerung bilden; leider aber sind die geschlechtlichen Ausschreitungen unter ihnen nicht in dem Maße zurückgegangen, wie sie in jener Beziehung emporstiegen. Beweis dafür sind eben die zahlreichen Ausschließungen. Der große Prozentsatz dieser ist hauptsächlich auf geschlechtliche Vergehen zurückzuführen. „Von 36 Ausschlüssen in der Gemeinde Begoro erfolgten 18 wegen Unzucht und Hurerei; Unzucht ist das Grundübel, das am Lebensmark unserer Gemeinden zehrt; sie ist die Sünde Afrikas und richtet noch verheerenderen Schaden an als die Trunksucht." [109])

II. Kapitel.

Der Kampf um christliche Sittlichkeit.

Die Sittlichkeitsfrage rollte im Rahmen der Gemeindeerziehung eine Menge schwieriger Einzelfragen und Nöte auf. *Was soll aus den erwachsenen Mädchen werden, die sich in den Gemeinden befinden?* Es ergab sich nämlich in diesen ein beträchtlicher Überschuß weiblicher Gemeindeglieder. Namentlich für Akwapem fällt er in die Augen, wenngleich er nicht zahlenmäßig belegt werden kann, da die Gemeindestatistik die Geschlechter bisher nicht unterschied. Die Folge ist, daß die Verheiratung dieser überschüssigen weiblichen Gemeindeglieder (alleinstehende Witwen und ledige Mädchen) innerhalb der Gemeinde unmöglich ist, daß also deren Bewahrung eine der größten und schwersten Aufgaben bildet. Denn nach der hergebrachten

heidnischen Anschauung besteht die Ehre des weiblichen Wesens gerade darin, Nachkommenschaft zu erhalten, gleichviel, ob die Jungfrau Mutter wird, während Kinderlosigkeit unaustilgbare Schande ist. Für die Verehelichung der Mädchen in der Gemeinde ist aber der Mangel an Männern nicht die einzige Schwierigkeit. Der Begriff der Familie wird sehr weit gefaßt, d. h. Verwandtschaftsgrade, die nach europäischer Anschauung kein Hindernis mehr bilden können, gelten unbedingt als solches. Überdies kann sich der Tschineger nicht entschließen, über seinen Heimatort hinaus zu heiraten; Ehen zwischen Akemern und Akwapemern sind eine große Seltenheit, und obwohl das Christentum vieles schon getan hat zur Überwindung dieser Schranken, wurden sie doch gerade in bezug auf Verehelichung am zähesten festgehalten. Ferner bildet auch in der Christengemeinde der starke Kastengeist ein bedeutendes Ehehindernis; eine Person aus freiem, „adligem" Familienstamm wird schwerlich einen Sprößling von Sklaven ehelichen.

Diese und andere Faktoren ergeben das ernste und schwere Problem: Wie kann für die vielen Christenmädchen und -Witwen gesorgt werden? Daß sie bei solcher Lage der Versuchung übermäßig ausgesetzt sind, kann nicht wundernehmen. Darum nahm die Beratung über diese Frage z. B. auf den Synoden des Jahres 1909 wichtigen Raum ein. Als Hilfsmittel wurde die Pflege der Einzelseelsorge und der engern christlichen Gemeinschaft hervorgehoben.

Die Polygamie veranlaßte manche Beratung. Nur in ganz seltenen Fällen wurde von der Regel abgewichen, daß es für Polygamisten keinen Zutritt in die Gemeinde gab: wenn ausnahmsweise klar war, daß Lösung der mehrfachen Ehe nicht ohne größeres Übel möglich sei und also die Taufe nicht unbedingt an diese Bedingung zu knüpfen war. Die Gasynode 1909 fragte sich, wie es zu halten sei mit Frauen aus einer Vielehe, wenn sie die Taufe begehrten. Sie unterschied zwischen der Ehe mit einem heidnischen Manne oder einem rückfälligen Christen. Ging ein solcher ein polygamistisches Verhältnis ein, so war die Aufnahme einer seiner heidnischen Frauen nicht statthaft; denn der rückfällige Christ mußte wissen, daß sein Verhältnis unzulässig war, und Aufnahme solcher Frauen sah aus wie eine Genehmigung der Polygamie. Frauen aber, die vor ihrer Taufe mit einem Heiden in polygamistische Verhältnisse eingetreten waren, wollte die Synode nicht von der Gemeinde fernhalten, weil sie erstens jene an sich unrichtige Ehe in Unwissenheit eingegangen waren, zweitens nicht von sich aus diese lösen konnten. Diese Beschlüsse deckten sich übrigens mit den schon früher festgestellten Grundsätzen der Basler Mission.

Der Eheschluß bereitete schwere Sorge; das von der englischen Regierung an der Goldküste eingeführte Ehegesetz sollte zwar

einer christlichen Auffassung Eingang verschaffen, gefährdete aber die Ehezucht in den Gemeinden durch unweise Bestimmungen geradezu. Bei schwerer Strafe durfte keine kirchliche Trauung ohne Erlaubnis der Regierung vorgenommen werden. Wollte ein Christ getraut werden, so mußte er sich durch seinen Pfarrer oder Missionar beim Zivilstandsamt in Christiansborg anmelden lassen und sich drei Wochen später persönlich stellen, auch wenn er 20 oder 30 Stunden weit von der Küste wohnte. Er mußte viele Gänge machen und 10 Fr. Taxe erlegen; dann erst durfte der Pfarrer ihn trauen und zwar nur in einer von der Regierung hierfür bezeichneten Kapelle. Von dem allem waren die Heiden frei. Ohne Taxe und Regierungserlaubnis konnten sie nach Landessitte heiraten. Wie nahe lag es den Christen, die erschwerenden Bestimmungen außer acht zu lassen und den bequemen heidnischen Weg in die Ehe einzuschlagen! Das Komitee ersuchte deshalb die Regierung, die Zivilstandsämter zu vermehren; es errang auch einigen Erfolg. Die Mission mußte gemäß ihrem Standpunkt die Christen dazu anhalten, ihre Ehen vor dem englischen Beamten gesetzlich zu schließen und dann kirchlich einsegnen zu lassen.

Ferner die Frage der Ehescheidung! Die Mission geriet in die eigentümliche Lage, nach zwei Fronten für die reine Ehe zu kämpfen. Gegen das Heidentum mit seinem unsäglich lockern Ehebegriff mußte sie die heilige Unauflöslichkeit des Ehebundes verteidigen und die Gemeinde in diesem Sinne erziehen; gegen die christliche Kolonialregierung hatte sie, ebenfalls im Interesse der ehelichen Reinheit, für das Recht der Ehescheidung ihren Einfluß aufzubieten. Die Tschisynode 1909 nahm in dieser Richtung Stellung. Die nach heidnischer Landessitte geschlossene Ehe konnte leichthin aufgelöst werden; für den legal und christlich getrauten Eingebornen dagegen war die Scheidung sozusagen unmöglich, weil nicht bloß das Gesetz sie außerordentlich erschwerte, sondern auch große Kosten mit ihr verbunden waren. Ehen also, die durch Ehebruch tatsächlich aufgelöst waren, wurden zum Schaden für beide Teile durch das Gesetz aufrechterhalten. Diesen Notstand erkannten die Vertreter der Mission. Da alle möglichen Vorstellungen bei der Regierung nichts gefruchtet hatten, beschloß die Tschisynode 1909, ein Gesuch um Erleichterung der Ehescheidung an den Gouverneur selbst zu richten. Es konnte darin hingewiesen werden auf eine merkwürdige Rechtsungleichheit: Den Mohammedanern genehmigte das englische Gericht die Ehescheidung, wenn ihr Priester sie beantragte; den Christen machte es sie beinahe unmöglich. „Da die Polygamie in dieser Kolonie immer noch üblich und der Übergang zur Monogamie fürwahr nicht leicht ist, sind die Leute immer geneigt, in ihre alten Verhältnisse zurückzusinken. Weil es nun beinahe unmöglich ist,

gesetzliche Ehescheidung zu erlangen, nötigt die Sachlage viele geradezu, wieder zur Polygamie zurückzukehren. Natürlich wird unser Distriktsausschuß solche Fälle nur nach gründlicher Untersuchung und aus triftigen Gründen zur Ehescheidung empfehlen." Nach dem Gesetz mußte ein Mann seine Frau sieben Jahre lang verlassen haben, bevor die Ehe geschieden werden konnte; die Synode bat, diese Frist auf zwei Jahre zu beschränken. Hierin kam die Regierung entgegen, im übrigen verhielt sie sich ablehnend, wie sie geltend machte, im Interesse der ehelichen Moral und Reinheit, und wie konnte eine von ihrem Mann verlassene Christenfrau die Kosten des Scheidungsprozesses, mindestens 2000 Fr., aufbringen?

Eine widerliche Angelegenheit, mit der die Mission wider Willen bis heute sich zu schaffen machen mußte, betraf das Ehebruchsgeld (ayekare), welches der Verführer dem Manne der Verführten oder seiner Familie nach der Volkssitte zur Sühne zu entrichten hatte. Diese Einrichtung wirkte verhängnisvoll; denn indem sie den Ehebruch durch Geld gut machte, wurden die Gewissen abgestumpft, und dem Ehegatten der Gefallenen war diese Einnahme nicht einmal so unangenehm. Darum rief ein Missionar vor Jahrzehnten schon, als eine Synode über diese Sache beriet, richtig aus: „Fort mit diesem Geld, es stinkt!" In der Tat war Ehebruch nie und nimmer mit Geld zu sühnen; aber das ayekare war eben aus dem Heidentum in die Gemeinde gedrungen, und solange ihre sittliche Urteilskraft nicht höher entwickelt war, mußte darnach getrachtet werden, diesen traurigen Notbehelf so gut als möglich auszunützen und die Bußen möglichst hoch anzusetzen. Die Distriktssynoden 1909 schlugen bestimmte Beträge vor (Tschidistrikt: £ 25); das Komitee mußte ihren Standpunkt teilen: „Ohne das Sühnegeld bei Ehebruch kommen wir, so wenig es dem Ideal der christlichen Ehe entspricht, vorderhand nicht aus."

Das lange Fernbleiben der Männer von ihren Frauen hemmte die Gemeindeerziehung. Um des Verdienstes willen abwesend, kümmerten sie sich oft jahrelang nicht um sie, wodurch die Frauen in bedrängte Lage, oft auch in schwere Versuchung gerieten und fielen. Ein Synodalbeschluß 1909 sprach der Frau das Recht zu, von der Familie ihres Mannes frei zu werden, wenn dieser sie zwei Jahre lang ohne Fürsorge und Nachricht ließ. Das Komitee genehmigte den Beschluß in etwas vorsichtigerer Fassung: „Hat die Frau nach Verlauf von zwei Jahren noch keine Nachricht von ihrem Manne, so wird vorläufig bestimmt, daß ihr gestattet wird, sich von seiner Familie frei erklären zu lassen."

Wieviel ist auf Konferenzen und Synoden über den Aufbau der christlichen Familie verhandelt worden! Er war für die Ge-

meindeerziehung grundlegend, bedeutete aber etwas völlig Neues. Das polygamistische Heidentum der Goldküste kannte kein wirkliches Familienleben.

Von ihrer abusua (Familie) redeten die Eingeborenen an einemfort, alles machten sie zur Familiensache; aber eine geschlossene Einheit zwischen Mann, Weib und Kindern, als Interessen-, Liebes- und Lebensgemeinschaft, kannten sie nicht. Noch im Jahre 1909 hat ein Synodalreferent die Frage, ob sich in den Gemeinden ein christliches Familienleben finde, verneint. Wo so sehr jede Vorbedingung fehlte, genügten zwei Menschenalter nicht, um es heranzubilden. Wohl sind in den Gemeinden fast alle Ehen monogamisch, die meisten ältern Männer jedoch waren früher Polygamisten oder mit heidnischen Frauen verbunden, und ihre Kinder sind, auch wenn sie auf Missionsland leben, nur lose mit den Eltern verbunden, da der heidnische Onkel ihnen alles gilt.

Das alte heidnische Neffenerbrecht, das hauptsächlich im Tschigebiet herrscht, kommt hier störend in Betracht. Wenn christliche Eltern so oft über ihre Kinder klagen, weil sie ihnen auf der Plantage nicht helfen wollen, überhaupt nicht nach ihnen fragen, sind sie gewöhnlich selbst daran schuld, indem sie noch zäher als ihre Nachkommen an jener Rechtsunsitte hangen. Denn durch diese wird zugunsten der weitern Familie, eben der abusua, ihr eigentlicher Kern, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, zerstört. Die Autorität des Onkels deckt das faule, ungehorsame Kind gegen den Vater, der seiner Verantwortung nicht bewußt werden kann, und die Kinder sehen im Elternhause nicht ihre einzige und wahre Heimstätte. Die Tschisynode 1909 stellte wieder einmal fest, daß wirkliches Familienleben eine Umgestaltung des Erbrechts zur Voraussetzung haben müßte; sie konnte sich nur an die eingebornen Missionsarbeiter wenden mit der Forderung, „daß sie aus ihrer eigenen Überzeugung heraus das Neffenerbrecht als heidnisch ansehen und verurteilen und durch das christliche Kindererbrecht ersetzen möchten."

Die Einbürgerung der Tischgemeinschaft und der täglichen Andacht in den Familien ist noch nicht gelungen. Die Neger der Goldküste kannten regelmäßige Mahlzeiten überhaupt nicht, sie aßen nie und aßen immer; darum wollten auch die Christen sich nicht daran gewöhnen, bestimmte Essenszeiten in der Familie einzuhalten. Regel ist, daß die Frau dem Manne, etwa auch den heranwachsenden Söhnen besonders anrichtet; sie mit den Mädchen und kleinern Kindern ißt in der Küche oder sonst in einer Ecke. Damit fällt auch das gemeinsame Tischgebet weg; die große Mehrzahl der Christenkinder wächst auf, ohne im Elternhause diese schöne und segensreiche Gewohnheit kennen gelernt zu haben. Von der Hausandacht ist ungefähr dasselbe zu sagen. Wohl besteht die

schöne Einrichtung der gemeinsamen Morgenandacht in der Kapelle als Ersatz für die Hausandacht da, wo häusliche Bibellektüre noch nicht möglich ist; aber die als Kinder getauften, von der Mission geschulten jüngern Gemeindeglieder beteiligen sich an jener kaum noch, und auch die ältern nehmen das Wegbleiben oft leicht; darum fällt die tägliche Stärkung am Worte Gottes vielfach ganz weg. Würde aber die Gemeindeandacht zugunsten der häuslichen aufgegeben, so wäre ein rein negatives Ergebnis wahrscheinlich. — Die Gadistriktskonferenz 1909 forderte für die Gemeinden Tischgemeinschaft der Familie.

Der geheiligte Sinn des selbstlosen Füreinanderseins in der Familie wird durch die Tatsache zurückgehalten, daß die Ehen im allgemeinen nicht auf freier Liebeswahl der Gatten, sondern auf elterlicher Wahl beruhen, bei der auf das Kopfgeld oder Geschenk das Hauptgewicht gelegt wird. Und der Begriff der „guten" Ehe steht unter den Christen immer noch so niedrig, daß Fruchtbarkeit als erste Bedingung gilt; versorgt zudem die Frau den Mann ordentlich, arbeitet sie für ihn und gibt er ihr reichlich Kleider und im Krankheitsfalle Medizin, so fehlt nach landläufiger Anschauung an solcher Ehe nichts, und dabei lebt in Wirklichkeit jedes sich selbst, und das Verhältnis ist nur ein äußerliches Nebeneinandersein, das mit zunehmenden Jahren immer oberflächlicher und kälter wird.

Darum ist wohl neben der Unzucht die Kindererziehung der schwierigste Punkt im Familien- und Gemeindeleben. Daß ihr richtiger Begriff sozusagen noch ganz unentwickelt ist, tritt namentlich in den ältern Gemeinden immer unverhüllter und folgenschwer hervor. Die Väter pflegen sich während der ersten Lebensjahre des Kindes kaum um seine Erziehung zu bekümmern, die Mütter aber halten sie zu dieser Zeit geradezu für widersinnig und werden daher bald die willenlosen Werkzeuge ihrer kleinen Tyrannen; in bezug auf die Wahrhaftigkeit versagen sie meistens den Dienst ganz, weshalb die Kinder sich früh das unwahre Wesen angewöhnen, und wenn sie sich später völlig unabhängig vom Willen der Eltern einrichten, nehmen es diese mit unbeschreiblichem Gleichmut hin.

Sachliche Erwägung aller dieser Verhältnisse bewies, daß an ein Zurückziehen oder auch nur an Verminderung der europäischen Missionsarbeiter bei einer Gemeinde auf absehbare Zeit nicht die Rede sein konnte, die trotz ihren einzigartigen finanziellen Leistungen in ihrem sittlichen Stand von der Selbständigkeit noch weit entfernt war.

Das Komitee beantwortete die Synodalkundgebungen von 1909 mit folgender Erklärung: „Das Komitee ist davon durchdrungen, daß die Bekämpfung der Unsittlichkeit in unsern Gemeinden eine der Hauptaufgaben ist, die wir auf unseren afrikanischen Missionsgebieten zu

lösen haben. Das innere Wachstum unserer Gemeinden wird zu einem großen Teil davon abhangen, wie weit es uns gelingt, diesen Kampf erfolgreich durchzuführen. Wir hoffen, die Synoden haben aufs neue ihren Vertretern die Augen dafür geöffnet, wie schwere Gefahren uns hier bedrohen, und ihnen das Gewissen dafür geschärft, daß es ihre heilige Pflicht ist, sich an diesem Kampfe zu beteiligen. Das Komitee ist sich bewußt, daß die Brüder hierin einen besonders schweren Stand haben, und nimmt warmen Anteil an ihrem Ringen mit dem fleischlichen Wesen so vieler unserer Christen. Einer Anregung der Gadistriktskonferenz folgend, hat es darum beschlossen, ein Rundschreiben an die Gemeinden zu richten, das sich speziell mit der Sittlichkeitsfrage beschäftigt und das auf allen Kanzeln zur Verlesung kommen soll."

In diesem Hirtenbriefe wurde die Gesamtheit der Christen zum entschlossenen Kampfe gegen die Unzucht aufgeboten, um ihrer selbst, ihrer Kinder, ihres ganzen Volkes willen. „Es gibt kein Laster, durch welches ganze Völker so zerrüttet werden, wie das Laster der Unzucht. Das bezeugt auch die Geschichte der Völker. Große und mächtige Völker sind von ihrer Höhe herabgesunken und schwach und untüchtig geworden durch dieses Laster. Hingegen darf ein Volk, in dem Zucht und Keuschheit herrscht, noch auf eine große Zukunft hoffen. Darum bitten wir insbesondere diejenigen unter euch, die berufen sind, die andern zu leiten, doch die Augen aufzutun und den Jammer eures Volkes anzusehen. Jeder Pfarrer, Katechist, Lehrer und Älteste, jeder, der in der Gemeinde etwas gilt, sollte es sich zur ernstesten Aufgabe machen, den Kampf gegen eine Sünde zu führen, die die Kraft eures Volkes verzehrt. Es handelt sich um die große Frage, ob euer Volk sich aufraffen und durch die Kräfte des Evangeliums erneuert werden, oder ob es an einem Leib und Seele zerstörenden Laster zugrunde gehen soll, und jeder von euch ist berufen, mitzukämpfen, daß es errettet werde und nicht verloren gehe."

Der Kampf gegen die Trunksucht wurde zu einer allgemein kirchlichen Angelegenheit; denn der Branntwein brachte bei Todesfällen und Trauerfeierlichkeiten auch die Christen in Gefahr und bedrohte, über das ganze Land sich ausbreitend, namentlich das jüngere Geschlecht. Die Tschisynode 1909 mußte, mit Zustimmung des Komitees, Strafen festsetzen: „Beim ersten Fall von Trunkenheit wird der Delinquent mit 5, beim zweiten mit 10 Sh. bestraft; läßt er sich ein drittes und viertes Mal dieses Vergehen zuschulden kommen, dann wird er für längere Zeit vom heiligen Abendmahl, beziehungsweise von der Gemeinde ausgeschlossen."

Auch die Gasynode mahnte zum Aufmerken, einheimische Redner traten tapfer auf, und die Synode verbot mit Einmut das Ausschenken von Branntwein in Christenhäusern bei Leichenfeierlichkeiten.

Im übrigen hielt sie Mahnung und Belehrung für ausreichend, und diesmal war es das Komitee, welches den Gebrauch bestimmter, ernster und empfindlicher Strafen nach dem Vorgehen der Tschisynode vorgezogen hätte.

Um womöglich für das ganze Land etwas zu erreichen, richtete die Tschisynode 1909 ein Gesuch an die Regierung, daß sie den Import starker europäischer Spirituosen durch Prohibitivzölle erschweren oder ganz verbieten und der Mission beistehen möchte in ihrem Kampfe gegen heidnische Leichenfeierlichkeiten und Feste mit ihren alkoholischen Ausschreitungen. „Wir unsrerseits glauben, alles, was in unseren Kräften steht, zu tun, um Mäßigkeit zu befördern." Es zeigte sich, daß mit Einführung bedeutender Erhöhung der Einfuhrzölle und der Ausschankgebühren nur wenig gebessert wurde, da zu gleicher Zeit der Wohlstand der Kolonie sich stark vermehrte.

Heidnische Sitten wollten immer wieder in der Gemeinde wie Unkraut aufkommen. Es wurde entdeckt, daß bei einigen Stämmen die Beschneidung üblich war und von den Christen beibehalten wurde, indem Unbeschnittenheit als Schande galt. Das Komitee urteilte: Die Beschneidung ziemt sich als ein Stück Heidentum, das leicht zu heidnischen Gebräuchen Anlaß gibt, nicht für Christen; sie soll durch Belehrung und seelsorgerlichen Zuspruch bekämpft werden. Es kam aber vor, daß alles Heidnische wegfiel; dann konnten die Missionare nichts einwenden. Übrigens gab es auch europäische Sitten (Bälle z. B.), die in die Gemeinde eindringen wollten, nicht zu ihrer Förderung.

Bei Geburt und Todesfall wollte allerlei heidnischer Brauch sich behaupten, z. B. die Sitte, nach dem Todesfall drei Wochen lang im Hause zu bleiben, acht Tage nachher das Haupt zu scheren usw. Da mit der Häuptlingswürde heidnische Übungen verbunden waren, die sie den Christen unmöglich machten, suchte die christliche Tatkraft Bahn zu brechen für einen christlichen Häuptlingsstand. Die Tschisynode 1909 erklärte der Regierung: a) „Wir haben uns den heidnischen Häuptlingen treu erzeigt in allen irdischen Angelegenheiten, aber als Christen waren wir verpflichtet, uns fernzuhalten von Gebräuchen, die mit Fetischdienst Zusammenhang haben, und unsere diesbezügliche Handlungsweise hat gelegentlich bei den Häuptlingen Tadel, bei der Regierung Argwohn hervorgerufen. Viele angesehene Familien, in denen die Häuptlingswürde erblich ist, sind nun christlich geworden, und ihre Angehörigen, welche zu Häuptlingen ernannt worden sind, wurden zu unserem tiefem Bedauern vom heidnischen Teil der Bevölkerung gezwungen, ins Heidentum zurückzutreten. Es ist tatsächlich für einen Christen unmöglich, Christ zu bleiben, wenn er Häuptling wird: er muß bei der Stuhlbesteigung dem Fetisch schwören, die Verehrung des Häuptlingsstuhls

und die landläufige Ehe anerkennen und nach Recht und Pflicht des Häuptlings beliebig viele Weiber nehmen, gleichviel, ob sie Christinnen seien oder nicht. Nun sind wir aber überzeugt, daß es jetzt an der Zeit ist, Christen den Weg zu öffnen zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; darum bitten wir, daß zu diesem Zweck die entsprechenden Schritte möchten eingeleitet werden.

b) Wir möchten namentlich auch das Augenmerk der Regierung auf einige besondere Hindernisse richten, die unseren Mitarbeitern in Asante im Wege stehen. Die Häuptlinge daselbst betrachten ihre Untertanen immer noch als ihre Sklaven und meinen, von ihnen auch solche Dienstleistungen verlangen zu können, die mit dem Fetischwesen verbunden sind. So werden Christen oft zu Handlungen gezwungen, die gegen ihr Gewissen sind: daß sie z. B. Stühle, Schwerter, Regenschirme und andere Abzeichen des Königtums tragen sollen, welchen Opfer dargebracht werden und in denen das Volk Objekte des Fetischdienstes erkennt. Manche Häuptlinge behaupten, solcher Dienst habe gar keinen Zusammenhang mit dem Fetisch. Wir aber sind der Meinung, daß sie durch solche Behauptung nur den Einfluß des Christentums auf ihre Leute abschwächen und die Christen in Prozesse verwickeln wollen, indem sie dieselben wegen Ungehorsams verklagen. Es ist überflüssig zu beweisen, daß unsere Christen allezeit die treuesten Untertanen ihrer Häuptlinge sowohl als der Regierung waren und sind und daß sie sich durch ihr Gewissen gebunden wissen, alle Verpflichtungen gegen ihre rechtmäßigen Häuptlinge solange zu erfüllen, als sie ihre religiöse Überzeugung nicht verletzen."

Die Antwort der Regierung beschränkte sich im wesentlichen auf die Zusicherung, daß sie jede Verletzung der Glaubens- und Gewissensfreiheit bestrafen wolle, wenn sie zu ihrer Kenntnis gebracht werde; dies änderte wenig an der Sachlage, und daß ein Christ zurzeit noch nicht König oder Häuptling sein und dabei Christ bleiben kann, haben Tatsachen bewiesen.

---

12. Kapitel.

Die Missionsschule.

Einige Zahlen mögen die Übersicht geben.

Gesamtschülerzahl		Christl. Schüler		Heidn. Schüler		Mittelsch.	Anstalten	
		männlich	weiblich	männlich	weiblich		männl.	weibl.
1873	830	340	194	174	122	62	154	139
1880	1130	635	267	173	55	68	155	113
1885	1962	933	491	456	82	137	194	134

	Gesamtschülerzahl	Christl. Schüler männlich	Christl. Schüler weiblich	Heidn. Schüler männlich	Heidn. Schüler weiblich	Mittelsch.	Anstalten männl.	Anstalten weibl.
1890	2645	1233	687	556	169	153	161	188
1895	3791	1760	1109	716	206	210	159	163
1900	5568	2201	1233	1860	274	304	138	168
1905	5856	2349	1418	1918	171	439	45	139
1910	6878	2727	1631	2229	291	514	—	65
1913	7844	2862	1765	2859	358	650	—	100
Indien:	18984	2340	1754	12693	2197	—	305	280

Lange Zeit bekümmerte sich die englische Regierung nicht um die Missionsschule. Ihre erste Beziehung zu ihr bestand darin, daß sie begann, sie mit £ 100 jährlich, später £ 150, zu unterstützen, wogegen die Mission ihr den jährlichen Schulzensus für das Blue-book einzusenden hatte. Im übrigen hatte die Mission in jeder Beziehung vollständig freie Hand, die Unterstützung war nicht an weitere Bedingungen geknüpft. So war das Verhältnis bis 1882, und die Mission befand sich wohl bei dieser Freiheit.

Aber die Resultate waren nicht in jeder Beziehung befriedigend. Prätorius fand, daß die Elementarschule überall gehoben werden sollte, besonders in Akem, wo die Gemeindeschulen sehr rückständig waren, ferner, daß wenigstens an der Küste dem Englischen mehr Rechnung getragen werden müsse, das sich zur Lingua franca für Westafrika ausgestaltete – daß die Mission, solle das Schulwesen wirklich gehoben werden, arbeitsfreudige und verständnisvolle Schulmänner aussenden müsse.

Das Jahr 1882 brachte Veränderungen, welche die Schultätigkeit förderten, aber auch Anlaß boten zu begründeten Sorgen. Die englische Regierung stellte nun für die Kolonie Goldküste ein Schulgesetz auf, das Anfang 1883 in Kraft trat.[110]) Die Mission spürte die veränderte Sachlage zunächst darin, daß sie nur noch bis Mitte 1883 auf die bisherige unverbindliche Weise unterstützt wurde. Die Verordnung bezweckte, das bestehende Schulwesen finanziell zu unterstützen und überdies nach Bedürfnis Regierungsschulen zu schaffen, alles zur Förderung englischer Bildung. Die Regierung folgte dabei starkem Drange. Der Ruf nach europäisch-englischer Bildung erscholl über die ganze Küste, die schwarze Rasse zeigte immer deutlicher, daß sie aus dem träumerischen, barbarischen, geschichts-, bewußt- und tatenlosen Dahinleben in den Reigen zivilisierter Völker versetzt werden wollte. Viel Größenwahn und Phrasenwesen mochten mit unterlaufen, aber ein gewisses Streben nach Hebung der eigenen Rasse war anzuerkennen.

Das Gesetz schuf eine oberste Schulbehörde (General Board of Education), Lokalschulbehörden (local boards), einen Inspektor für das gesamte Schulwesen. Als solcher wurde der bisherige Vorsteher

des Missionsseminars in Furrah-Bay, Missionar Sunter, ernannt. Das Gesetz unterschied Regierungs- und Privatschulen. Jene unterhielt die Regierung ganz, diese unterstützte sie vor allem unter der Bedingung weitgehender Pflege des Englischen im Volksschulunterricht, für den es nicht nur als Lehrobjekt, sondern auch als Schulsprache ins Auge gefaßt war. Also wurde nicht die Eingebornensprache als Grundlage für den Unterricht vorausgesetzt. In den Regierungsschulen sollte grundsätzlich der Religionsunterricht ausgeschlossen sein. Immerhin durfte ihr Lehrer, auch der mohammedanische, zu bestimmten Stunden in seiner Religion unterrichten, aber nur fakultativ, nach freiem Willen der Eltern und Kinder, und dieser Unterricht war nicht Prüfungsfach. Der Privatschule war der Regierungsbeitrag (Grant-in-aid) zugänglich, wenn sie mindestens 20 regelmäßige Schüler für das Examen präsentierte und in diesem den gesetzlichen Anforderungen entsprach, wenn sie arme Schüler ohne Unterschied der Religion und Rasse aufnahm und jederzeit der Inspektion offen stand, der Regierung Bericht erstattete und patentierte Lehrer anstellte.

Wie sollte die Mission zu diesem ersten und neuen Schulgesetz Stellung nehmen? Sie hatte mehrfachen Grund zur Sorge: 1. wegen des gänzlichen religiösen Indifferentismus, der diese Schulpolitik kennzeichnete; der sittliche Charakter der Schule wurde nur dadurch zur Not gewahrt, daß Lehrer von unsittlichem Wandel und schlechtem Ruf weder Patent noch Grant zu gewärtigen hatten. Wie konnte mit Bildung ohne Erziehung Segen gewirkt werden? — 2. wegen der starken Betonung der englischen Sprache, die es fraglich machte, ob die Eingebornensprache ihre Bedeutung für die Volkserziehung behalten konnte; 3. wegen der zu erwartenden Abhängigkeit in bezug auf Schulbücher, Lehrerbesoldungen usw.

Der Missionsschulinspektor (Steiner) versuchte, für die Basler Missionsschule die Fortdauer des bisherigen Verhältnisses aufrecht zu halten und für ihre 1200 Schüler die frühere Unterstützung von £ 150 ferner zu erlangen. Der Versuch scheiterte. Fortan galt die Missionsschule gesetzlich als „Privatschule" und konnte als solche unabhängig bleiben, wenn sie auf jede Regierungsunterstützung verzichtete, oder sie hatte die Bedingungen des neuen Systems anzunehmen.

Die Missionare waren geteilter Meinung. Sie fürchteten für Afrika eine Wiederholung des in Indien Erlebten und Erlittenen. Allerdings war die Lage in Afrika insofern günstiger, als vorläufig nur die Mission Schulen hatte und ihr demgemäß ein ganz anderer Einfluß auf das ganze Schulwesen offenstehen mochte als in Indien. Die Tschimissionare wollten zunächst von einer Verbindung gar nichts wissen. Bohner nannte sie eine Mißehe. Die Gamissionare dagegen

wünschten einige Schulen ihres Distrikts unter das neue Gesetz zu stellen. Die Generalkonferenz, die unter Steiner am 8.—10. März 1883 in Akropong tagte, beschloß: „Man vereinigt sich zu dem Beschluß, den Versuch zu machen, für einige Schulen den Grant zu erlangen. Es wird dem Gadistrikte überlassen, den Versuch anzustellen und diejenigen Schulen im Distrikt zu bestimmen, welche für die Grants angemeldet werden sollen. Ferner wird Steiner beauftragt, eine Petition bei der Schuldirektion einzureichen, daß die Grants auch auf den Unterricht in der Landessprache ausgedehnt werden möchten." [111])

Schon bevor das Schulgesetz der Regierung erschien und zur gründlichen Auseinandersetzung über Stellung und Aufgabe der Missionsschule nötigte, war die Diskussion darüber in Fluß gekommen. Schott hatte sie zu Beginn der achtziger Jahre allseitig angeregt. Die Generalkonferenz (März 1881) erörterte das Schulwesen ausgiebig. Joh. Müller verlangte unter Zustimmung aller seine gänzliche und gründliche Revision; die Überzeugung war allgemein, daß die vorhandenen Mißstände nicht beibehalten und dadurch auch auf die neuen Gebiete ausgedehnt werden dürften.

Die Anstalten kamen dabei hauptsächlich in Betracht. Sie waren, wie früher ausgeführt worden ist, aus den Bedürfnissen der Anfangszeit hervorgegangen und hatten junge Menschen für die Gemeinde gewonnen, ehe noch heidnische Männer und Frauen unmittelbar ihrer heidnischen Umgebung entnommen werden konnten; ohne Anstalt konnte damals keine Schule entstehen. Aber die Ergebnisse der Anstaltserziehung waren vielfach betrübend. Ursprünglich war den Kindern freier Unterhalt gewährt worden, weil sie sonst nicht erhältlich waren; nach und nach hatte man die Eltern für die Kosten beigezogen; nun (1881) genoß noch ein Drittel sämtlicher Missionsschüler den Vorteil, nicht nur kein Schulgeld zu zahlen, sondern zudem kostenfrei in den Anstalten zu wohnen. Natürlich war es daher das allgemeine Streben, die Kinder auf diese Weise unterzubringen, so daß die Gemeindeschulen, für die Schulgeld verlangt wurde, nicht gedeihen konnten und die Gemeinden wegen ungleicher Behandlung der Schulkinder unzufrieden waren. Daher beschloß die Generalkonferenz 1881, den freien Unterhalt in den Anstalten ausnahmslos abzuschaffen, ohne Rücksicht auf einen allfälligen Rückgang ihrer Frequenz, und einstimmig verlangte sie Schulgeld sowohl für die Anstalts- als die Gemeindeschulen. Dabei sollte schrittweise vorgegangen werden und zunächst Bezahlung geleistet werden für Kleider, Kost und Bücher, erst später auch für Schul- und Schreibmaterial usw.

Über die Mangelhaftigkeit der eingebornen Lehrer klagte die Generalkonferenz. Gedankenloses Memorieren blühte im Übermaß. Die mangelhafte Lehrmethode zeigte ungünstige Folgen im Gottesdienst;

viele ehemalige Schüler waren der Bibel gegenüber völlig interesselos, weil ihnen in der Schule ihr Wortlaut ohne ihren Geist eingeprägt worden war. Die geistige und geistliche Erweckung der Lehrenden zu lebendigen Persönlichkeiten erschien der Generalkonferenz als ein hohes, fernes Ziel. Ein Votant sagte: „Ja freilich arbeiten unsere meisten Leute, gottlob nicht alle, mechanisch und geistlos, und wir alle seufzen mehr oder weniger darunter. Die natürliche, dem Neger so sehr anklebende Liebe zur Bequemlichkeit muß als die Quelle dieses Übels bezeichnet werden. Dieser tote Mechanismus kann nur durch den Geist von oben überwunden werden, dadurch, daß unsere Lehrer und Katechisten wiedergeborne Menschen werden." Eine lange Diskussion entspann sich über die Frage nach der Aufgabe der höhern Missionsschule: inwieweit sie nicht bloß für die Mission Gehilfen heranbilden, sondern überdies dem Volk durch Förderung höherer christlicher Bildung dienen sollte. Man beschwerte sich darüber, daß der erste Zweck bisher einseitig gegolten habe. Daß der Lehrplan Vereinfachung nötig hatte, war allgemeines Urteil.

Also war ein reiches Maß von Arbeit zu bewältigen, wenn die Schule in der Richtung der Selbsterhaltung, der geistigen Belebung und Vereinfachung, der Förderung englischer Kenntnisse und nun auch der Verbindung mit dem Regierungsschulplan ausgebaut werden sollte, und die erste Hälfte der achtziger Jahre brachte mit ihren Anregungen einen frischen Zug in die ganze Schularbeit.

Die Mission unterstellte ihre Schulen in wachsender Zahl dem Schulgesetz der Regierung. Dadurch erhielt sie ganz bedeutende finanzielle Unterstützung. Sie empfing von der Regierung für ihr Schulwesen: 1886: £ 165; 1890: £ 490; 1895: £ 1050; 1899: £ 1432; 1906: £ 2195; 1910: £ 2400; 1911: £ 2702; 1912: £ 2786; 1913: £ 3166 (Fr. 79 802). Die Mission auf der Goldküste hat 1913 mit ihren 7844 Schülern einen höhern Regierungsbeitrag erhalten als in Indien mit 18 984 Schülern, indem er hier Fr. 70 214 betrug. Die Aufsicht durch die Regierung spornte die Lehrer an und bewirkte einen ungeahnten Aufschwung vieler Schulen. Ein Versuch, den Religionsunterricht fakultativ zu machen, wurde durch den einstimmigen Widerspruch aller Missionare vereitelt.

Die Verhandlungen der Generalkonferenz 1898 hatten für die Entwicklung des Missionsschulwesens Bedeutung. Über das Schicksal der Mädchenanstalten wurde diskutiert. Es bestanden drei solche: eine für den Tschidistrikt in Aburi (51 Mädchen), zwei für das Gagebiet, nämlich die alte in Abokobi (60), die junge in Odumase (63). Am Daseinsrecht der letztern zweifelte bei den besondern Verhältnissen im Krobolande niemand; dagegen wünschten zehn gegen elf Stimmen

Aufhebung der Anstalt in Aburi, sechs erklärten sich für Auflösung derjenigen in Abokobi. So sehr man allgemein empfand, daß für die Mädchenerziehung viel mehr geschehen sollte, so wenig konnten die Resultate jener Institute befriedigen.

Die Mädchen, die daraus hervorgingen, hatten sich leider im Leben wenig bewährt. Ein Votant gab eine trübe Schilderung: Nach dem Verlassen der Anstalt wollen und können sie die Haus- und Feldarbeiten nicht mehr tun; daß sie von den Leuten mit „Herrin" angeredet werden, mache sie hochmütig; die Gefahr des Falles, in der Anstalt nicht kleiner als daheim, fange nachher erst recht an, da die „studierten" Mädchen, die sich gewandter bewegen als die andern, besondern Gefahren ausgesetzt seien, ohne dagegen größere Widerstandskraft zu besitzen; im häuslichen Leben — Verhältnis zum Manne, Kindererziehung, Ordnungsliebe — seien sie gewöhnlich nicht tauglicher als die Mädchen aus der Dorfschule. Ein Pfarrer wollte eine einzige Frau, ein einstiges Anstaltsmädchen, kennen gelernt haben, die eine rühmliche Ausnahme machte. Trotz solcher Beurteilung konnte die Mehrheit den angefochtenen Instituten den Wert nicht absprechen; sie beauftragte eine Kommission, über ihre Reformation zu beraten. Das Komitee hätte sich, im Blick auf den niedrigen sittlich-religiösen Stand des Familienlebens und der Gemeinden, zur Aufhebung nur schwer entschließen können. Leitung durch einen eingebornen Hausvater wurde hauptsächlich gewünscht. Im ganzen blieb die Sache, wie sie war.

Die Anstalt in Abokobi ging so sehr zurück, daß sie Anfang 1905 nur noch neun Schülerinnen zählte. Von auswärts wurde sie kaum mehr besucht; nicht einmal die Lehrer und Katechisten begehrten sie für ihre Mädchen, und die Wertschätzung höherer weiblicher Bildung war nicht kräftig genug, um ihr Schülerinnen in ausreichender Anzahl zuzuführen. Daher wurde von der Generalkonferenz 1905 ein Unternehmen aufgehoben, das einst geblüht und eine wichtige Aufgabe gelöst, seitdem aber sich überlebt hatte.

Diese Generalkonferenz beriet wiederum über die Mädchenanstalten. Noch war die Frage ihrer Leitung nicht befriedigend gelöst. Europäische Vorsteherinnen hatten Tüchtiges geleistet; dennoch fühlte man stark, daß die erforderliche Zucht nur durch männliche Autorität geübt werden könne. Mit eingebornen Hausvätern angestellte Versuche hatten aber auch nicht recht befriedigt, da ihr Verhältnis zur europäischen Lehrerin schwierig zu regulieren war und mit einheimischen Lehrgehilfinnen keine guten Erfahrungen gemacht wurden. Und die alte Klage über geringe erzieherische Resultate ertönte abermals. Nunmehr erklärten sich sogar 14 Stimmen für Aufhebung der Mädchenanstalten, und die Minderheit (acht) konnte ihren Fortbestand nur gutheißen, wenn

nach dem Beschlusse von 1898 endlich gründlich reformiert wurde. Das Komitee entschied:

Die Anstalt in Odumase wurde fortgeführt, aber getrennt von der Schule, als Erziehungsheim für auswärtige Mädchen aus Krobo und dem Gadistrikt und vor allem für solche, die der Verwahrlosung ausgesetzt waren; sie sollten von den Gamissionaren ihr zugewiesen werden. Eine Europäerin erhielt die Leitung. Für arme Zöglinge hatten die Armen- oder Gemeindekassen aufzukommen, nicht die Mission. Der Unterricht fand in der Gemeindeschule statt, die also aus dem Konkurrenzkampf mit der Anstaltsschule siegreich hervorging; als reines Erziehungsheim konnte sich die Anstalt um so mehr empfehlen, wenn sie sich zielbewußt dem praktischen Leben dienstbar machte.

Auch die Anstalt in Aburi blieb durch Komiteebeschluß — die Generalkonferenz wünschte mit 13 gegen neun Stimmen ihre Auflösung — bestehen. Sie sollte in ähnlicher Weise reorganisiert werden, ist aber tatsächlich Schulanstalt geblieben. Es fehlte ihr weder an Frequenz (1914: 44), noch an innern Nöten. „Es wird mit unsern Mädchen je länger je schwieriger; aus der Schule entlassen, wollen sie sich von niemand mehr etwas sagen lassen, sondern nur dem Trieb nach Freiheit und Selbständigkeit folgen. Für Geldverdienst ist nur zu reichlich Gelegenheit; da ist es unnötig, als Hausmädchen oder Lehrerin sich unter ein europäisches Joch zu beugen; deshalb sehe ich je länger je besorgter den austretenden Mädchen nach. Den Kakao bringt man abends rechtzeitig in Sicherheit; aber ob mit dem Dunkelwerden die Kinder auch unter Dach und Fach seien, dafür sorgen die Eltern in sträflicher Gleichgültigkeit weniger" (Frl. Brugger).

Die Generalkonferenz 1905 erwog, im Zusammenhang mit den Mädchenanstalten, die Frage der europäischen Missionsarbeiterinnen überhaupt. Einzelne Votanten wollten ihnen das einzige Gebiet ihrer bisherigen Betätigung, eben diese Anstalten, auch noch entziehen. Die Beratungen zeitigten als positives Ergebnis das Urteil, daß für solche zum Dienst an der Frauenwelt im Innern kein Raum sei, daß sich dagegen in Akra und Christiansborg eine bis zwei ledige Schwestern in der Stadtmission für das weibliche Geschlecht eignen würden. Die Generalkonferenz beantragte, daß das Komitee von der Aussendung weiterer Fräulein absehen sollte. Dieses nahm vorläufig eine zuwartende Stellung ein; von Versuchen, die sodann angestellt wurden, ist oben geredet worden.

Die Gründung einer High school wurde lebhaft erörtert (1905) und zum Teil warm befürwortet. Durch Vermittlung höherer Bildung könne die Mission am ehesten der „äthiopischen Bewegung", die sich kirchlich möglichst rasch und ganz vom Ausland frei machen

wollte, begegnen, da sie auf diesem Wege mit den einheimischen Volksführern Verbindung habe. Ein allgemeiner Trieb nach höherer Schulung war unleugbar, ebenso aber auch, daß die Errichtung einer High school vorerst nur von wenigen als ein wirkliches Bedürfnis empfunden wurde, und sollte die Frage einmal brennend werden, so war es in erster Linie Sache der Regierung oder einer englischen Mission, ein solches Werk zu unternehmen. Für den Fall aber, daß dies nicht geschehen würde, wollte ein Antragsteller die Mission jetzt schon zu den vorbereitenden Schritten aufbieten, indem sie einen geeigneten Missionar zum Studium des höhern Schulwesens nach England entsenden sollte, der ihr auch dann, wenn sie der Gründung einer High school enthoben würde, von größtem Nutzen sein könnte. Die Mehrheit stimmte diesem Antrag zu. Das Komitee war sich des Unterschieds der Lage im Vergleich mit Indien bewußt. Es konnte einer solchen Schulanstalt an der Goldküste nicht dieselbe Bedeutung zuerkennen wie hier und sah nicht ein, daß die Mission von sich aus die weitere Entwicklung englischer Bildung zu fördern verpflichtet wäre. Eine High school der Mission konnte erst dann ernsthaft in Frage kommen, wenn es galt, durch sie bedenklichen Einflüssen vorzubeugen oder solche abzuwehren, und wenn dadurch christliche Bildung wirksam befördert werden konnte. Ein derart praktisches und dringendes Bedürfnis lag jedoch nicht vor. Die Anregung dagegen, einem Schulmissionar gründlichere Orientierung in England zu ermöglichen, fand in Basel Widerhall.

Die Lehrer- und Predigerbildung war seit langem in Akropong konzentriert. Das eine Seminar litt infolge der starken Ausdehnung der Mission an Überfüllung; für 70—80 Zöglinge wollten weder die Räume mehr ausreichen, noch war an individuelle Beeinflussung zu denken, und es hatte Schwierigkeiten, Leute aus verschiedenen Landschaften zusammenzuziehen. Daher wurde 1898 die Errichtung eines zweiten Seminars in Abetifi, das den „Lack" der Zivilisation noch am wenigsten hatte, beschlossen; die Rücksicht auf Asante fiel bei dieser Ortswahl ins Gewicht. Eine kleine Evangelistenschule bestand in Abetifi bereits. Das neue Seminar entwickelte sich kräftig (1905: 30; 1910: 52; 1914: 34). Griechisch wurde hier nicht gelehrt, da es zu wenig lohne. Nun konnten die Seminaristen in Akropong gründlicher ausgewählt und ihre Maximalzahl auf 60—65 reduziert werden.

Die Trennung der Lehrer- und Predigerbildung wurde erwogen und abgelehnt. Denn der Dienst in Schule und Gemeinde war eng verbunden, indem weitaus die meisten eingebornen Missionsarbeiter, manche ausschließlich, in jener tätig, fast alle zugleich mit Gemeindearbeit betraut waren. So entsprach es den einfachen Verhältnissen am besten, darum wurde in der Ausbildung auf beides Bedacht ge-

nommen. Um des Regierungsexamens willen wurde die Einrichtung getroffen, daß die Zöglinge dieses nach zwei Jahren bestanden, um sich mindestens ein Patent dritter Klasse zu erwerben, die beiden folgenden Studienjahre der besonderen Vorbildung für den Gemeindedienst gewidmet wurden.

Welche Folgen hatte die Regierungsschulpolitik für das Missionsschulwesen? Jene wollte vor allem die Eingebornen anglisieren, die Mission aber grundsätzlich auf nationaler Basis arbeiten, also die Eingebornensprache mit christlicher Bildung erfüllen. Sie hatte naturgemäß einen harten Stand und mußte Schritt für Schritt nachgeben. Als die Regierung 1890 für die Lehrer aller grant empfangenden Schulen ein Patent vorschrieb, willigte das Komitee, um nicht den Einfluß auf die Jugend einzubüßen, zögernd ein; damit war die Lehrerbildung bereits in eine anglisierende Richtung gedrängt und gründliche Pflege der Landessprache sowohl als der christlichen Erkenntnis erschwert. Da die Unterstützung nach den Leistungen im Englischen bemessen war, mußte mit dieser Fremdsprache im Lehrplan der Elementarschule immer tiefer herabgerückt werden. Der Missionsschulplan von 1894 ließ das Englische im dritten Schuljahr beginnen, so daß während der sechs Schuljahre der erste und zweite standard absolviert werden konnten. Die Generalkonferenz 1898 stellte, durch die Verhältnisse getrieben, den dritten standard als Ziel für die sechsklassige Primarschule fest, weshalb fortan schon die beiden ersten Schuljahre für den englischen Unterricht in Anspruch genommen werden mußten. Das Komitee verordnete zur Sicherheit: „Grundsatz muß bleiben, daß Promovierung von einer Klasse in die andere unter keinen Umständen zulässig ist, wenn nicht das für die betreffende Stufe vorgeschriebene Lehrziel in Religion sowohl als in der Landessprache erreicht ist."

Das Verhältnis zur Regierung drückte die Missionsschule zu Zeiten schwer. Das Jahr 1906 war besonders kummervoll. Mancher Missionsschulmann stand unter dem Eindruck, daß, wenn es so weiter gehe, die Missionsschule den letzten Rest von Bewegungsfreiheit durch Reglement und Aufsicht verlieren müßte. Für die Lehrer der kleinen Außenstationen erschien es kaum noch möglich, in der Woche für den Gemeindedienst die nötige Zeit zu erübrigen, und die Predigerbildung wurde durch die Schul- und Examenforderungen so sehr in Anspruch genommen, daß man sich wirklich fragen mußte, ob sie ihrem Missionszweck überhaupt noch treu bleiben konnte. Es lag unter solchen Umständen nicht gar fern, eine Lösung des drückenden Verhältnisses wenigstens teilweise anzubahnen. Die Stimme der Besonnenheit siegte jedoch; daß es für die Missionsschule nicht nur vom Übel war, wenn sie ihre

Kräfte anstrengen mußte, um auch vor der Regierung zu bestehen, war nicht zu leugnen.

Das Jahr 1909 bereicherte die Schulsorgen. Ein neues Schulgesetz steigerte die Anforderungen, besonders an die Mittelschulen, und verlangte Handfertigkeitsunterricht in weitem Umfange, unter Beschränkung des literarischen Unterrichts auf den Vormittag, so daß der Nachmittag für jenen frei sein sollte; die Regierung begründete diesen neuen Kurs damit, daß die bisherige, vorwiegend intellektuelle Ausbildung eine einseitige Neigung zu Bureaustellungen und Abneigung gegen Handarbeit gefördert habe. Wo blieb nun aber in der Missionsschule noch Raum für Landessprache, heilige Schrift und christliche Wahrheit? Mußte sie nicht von ihren Prinzipien noch weiter abgedrängt werden? Für den Handfertigkeitsunterricht bot die Regierung nur die Hälfte der Kosten an; durfte die Mission die durch diese neue, rein zivilisatorische Aufgabe bedingte Erhöhung ihrer Auslagen der Opferwilligkeit des Glaubens zumuten?

Wieder war ein kritischer Augenblick gekommen, wo die Frage nach der Auflösung des Verhältnisses zur Regierung auftauchen mußte. Abermals konnte sich die Missionsleitung zu diesem Schritte nicht entschließen, da sie dadurch eine ganz bedeutende Unterstützung hätte fahren lassen und nicht riskieren wollte, daß die Missionsschule, des offiziellen Charakters beraubt, ihren Einfluß auf das Volksganze wesentlich einbüßte. Sie bemühte sich, durch Verhandlungen auf die endgültige Fassung des neuen Schulgesetzes, das 1912 in Kraft trat, einzuwirken.

Der Missionsschule lag die Übung in körperlicher Arbeit auch ohne den Zwang der obligatorischen Verordnung ob. Die Schulplantagen, sowie Bauten und Reparaturen gaben dazu reichliche Gelegenheit. In Anum z. B. nahm der Missionar mit seinen Mittelschülern eine Erweiterung des Schlafraumes und den Bau eines neuen Eßsaales vor; ein Missionsschulmann wußte 14 Arbeiten aufzuzählen, in die er die Seminaristen einführen ließ. Und solcher Handfertigkeitsunterricht war doch wohl der beste, der praktischen Zwecken diente.

Die sechs Mittelschulen (Christiansborg, Odumase, Akropong, Anum, Nsaba, Begoro) mit Internaten, die an die Stelle der Knabenanstalten getreten sind, zogen bedeutend mehr an, als das Seminar. Früher hatte der Lehrer- und Predigerberuf in der Mission für geistig regsame Jünglinge als erstrebenswertes Ziel gegolten, nun lockten die einträglichern Stellen bei der Regierung und im Handel mit ihrer losen Freiheit. Die Ausübung christlicher Zucht in den Mittelschulen ist immer schwerer geworden. Die Losung: Kampf überall! ist insbesondere der Missionsschule aufgeprägt.

Neben dem Basler Missionsschulwesen, das ein wichtiger Faktor

ist an der Goldküste, bestehen bedeutende Schulsysteme von anderer Seite. 1913 erhielten für ihre unter Regierungsaufsicht stehenden Schulen grants:

Die Basler Mission mit . . .	64	Schulen:	£ 3924
Die wesleyanische Mission mit . .	31	„	„ 1980
Die röm.-katholische Mission mit .	26	„	„ 1302

92 Basler Schulen bestanden ohne grant.

13. Kapitel.

Ärztliche Mission.

Der erste Basler Missionsarzt, der Sachse Christian Friedrich Heinze, starb sechs Wochen nach seiner Ankunft an der Goldküste, am 26. April 1832. Im Jahre 1865 suchte der englische Arzt Dr. Gunn, der den Missionaren treu und unentgeltlich gedient hatte und Afrika zu verlassen im Begriffe war, die Mission zur Aussendung eines eigenen Arztes zu bestimmen. Die afrikanische Generalkonferenz unterstützte diese Anregung lebhaft: ein solcher könne mit Leichtigkeit sein Brot selbst verdienen, Neger zur Heilkunde heranbilden, der Quacksalberei wehren, für Naturwissenschaft viel tun und die Medizin durch Einführung afrikanischer Heilkräuter bereichern; die Honorare des englischen Militärarztes in Akra seien unerschwinglich hoch. Es wurde nichts aus der Sache.

Der Christliebsche Vortrag, 1879 in Basel gehalten, führte zu systematischem Vorgehen. Dr. Ernst Mähly erforschte, vom Komitee entsandt, 1882—1884 die klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse des afrikanischen Missionsgebietes. Er stellte fest, daß eine wesentliche Verminderung seiner Gefahren nicht zu erhoffen sei, weil auch die zweckmäßigste Lebensweise und die sorgfältigste ärztliche Pflege gegen die vorhandenen ungünstigen Einflüsse nicht als sichere Schutz- und Rettungsmittel angesehen werden dürften. Immerhin trugen seine Ratschläge über Kleidung und Diät, seine Studien über die Natur der Krankheiten und seine Untersuchungen über die Verhältnisse der einzelnen Stationen zur Bewahrung und Abwehr manches bei.

Nun wurde beschlossen, ständige Missionsärzte auszubilden und zu entsenden. Es gab Kritiker, die ein solches Vorgehen als Schwachglauben verurteilten. Ihnen führte der Inspektor mit dem Hinweis auf Afrika zu Gemüte:

„Diejenigen unserer Kritiker, die uns des Kleinglaubens beschuldigen, laden wir statt aller Antwort einfach ein, nach Afrika zu gehen und dort ihren

Glauben zu erproben. Aber eine Missionsgesellschaft trägt die Verantwortung für das Leben der von ihr Ausgesandten. Sie sind gegangen auf den Missionsbefehl des Herrn hin, und ohne einen solchen Befehl möchten und dürften wir ja nichts wagen. Aber wir müssen sie doch senden, und jede Krankheit und jeder Todesfall fällt mit auf unser Gewissen und unsere Verantwortung. Wer will es uns verargen, wenn wir darunter seufzen und Hilfe suchen auch durch die Mittel, die der Herr in Menschenhände gelegt hat? War es ein Unrecht, daß wir die Häuser in Afrika, wo die Bodenausdünstung so fieberisch wirkt, endlich durch manche Fälle gewitzigt, zweistöckig gebaut haben? Ist es ein Unrecht, wenn wir einen Arzt ausgesendet haben, der seine Kraft und sein Leben daran wagte, zu untersuchen, wie den klimatischen Schädlichkeiten im kleinen und großen einigermaßen abgeholfen werden könnte? Wenn hier zu Land am Rhein und andern Flüssen Abwasser Fieber erzeugen, wieviel Federn werden in Bewegung gesetzt, bis die Regierungen durch Dämme und Abgrabungen dem Schaden abhelfen. Ist das Unglaube? Ach, statt aus unseren bequemen und behaglichen Verhältnissen heraus den Glauben derer zu kritisieren, die denn doch ihr Leben dran wagen, sollte nicht vielmehr die Opferwilligkeit der Heimat aufgerufen werden, um ihnen ihr Dasein draußen menschenwürdig zu machen und ihre Leibeskräfte zu stärken und zu erhalten durch alle Mittel, die uns Gott in die Hand gibt?“ [112])

Als Erster zog der Aarauer Dr. Rudolf Fisch, ein Zögling des Missionshauses, nach Afrika. Er ließ sich in dem verhältnismäßig gesunden Aburi, 300 Meter über Meer, nieder und behalf sich notdürftig mit den vorhandenen Räumlichkeiten, bis ihm der Bau eines zweistöckigen Sanatoriums mit acht Zimmern günstigere Arbeitsgelegenheit bot. 1887 folgte als Zweiter der Württemberger Dr. Alfred Eckhardt, der sich vom theologischen zum medizinischen Studium gewendet hatte, um damit der Mission zu dienen. Er wohnte zunächst in Christiansborg und gewann sich durch freundliche, demütige, hingebende und oft humorvolle Liebe die Herzen. 1891 zog er nach Odumase; auf einem der kleinen Berge daselbst, dem „Eckhardtsberge“, begann er für sich und seine Kranken ein Heim zu bauen. Da sich einige maßgebende Missionare nicht in seinen Plan, im Kroboland eine ärztliche Station zu errichten, fanden, gab er ihn wehmütig wieder auf, und ein Leberleiden raffte den in seinem Gemüt tief gebeugten Mann am 25. April hinweg.[113]) Die Krankenschwester Klara Finckh, die ihm ein Jahr lang beigestanden hatte, starb ein halbes Jahr nach ihm.

Die ganze Last der Arbeit fiel nun auf Dr. Fisch zurück, der von Aburi aus regelmäßig Akropong und Abokobi, öfter auch Odumase besuchte, um poliklinische Sprechstunden abzuhalten. Versuche mit dem Velo gelangen und erleichterten ihm die Wirksamkeit wesentlich, sieben Stationen konnte er damit rasch und billig erreichen. 1895 wurde er, erholungsbedürftig, vom Pfälzer Dr. Friedrich Hey, einem Zögling der Predigerschule in Basel, abgelöst. Er nahm, als Fisch zurück-

gekehrt war, Eckhardts Plan wieder auf und ließ sich 1898 in Odumase nieder, wo viele Patienten aus der Umgebung Hilfe suchten und der König die Sache unterstützte. Ende 1900 siedelte Hey nach Kamerun über, um dem hier seit langem vorliegenden Bedürfnis nach einem Missionsarzt zu genügen. Fisch weihte 1900 in Aburi nach aufreibenden Anstrengungen ein kleines, abgesondertes Spital für seine schwarzen Pfleglinge ein. Als er 1903 neue Stärkung in Europa suchen mußte, trat Dr. Vortisch aus Lörrach für ihn ein, er war aber nur kurze Zeit in Afrika tätig, und Fisch war nach seiner Rückkehr wiederum einziger Basler Missionsarzt auf der Goldküste. Im Oktober 1909 trat ihm Dr. Theodor Müller in Aburi zur Seite, der, als Fisch, der Begründer und Veteran der ärztlichen Mission, im April 1911 das afrikanische Arbeitsfeld für immer verließ, ihre Leitung übernahm. Er war mit seinem Vorgänger, der immer die seelsorgerliche Seite seiner Aufgabe als die wichtigste angesehen hatte, hierin eines Sinnes. Zwei Schwestern standen ihm zur Seite.

Die Tätigkeit des Arztes in Aburi hat sich schön entwickelt. Der Zulauf wurde stark; ehrwürdige Alte in schöner Landestracht, Mütter mit Kindern auf dem Arm, unkultivierte Buschleute, geschniegelte junge Modeherren ziehen an seinem Auge vorüber.[114]) Sein Lohn ist bald Undank, bald Dank. Gelegentlich zeigten sich schöne Früchte des ausgesäten Gotteswortes, so z. B. im Jahre 1909 die Taufe von sieben Frauen mit ihren Kindern im Spital. Es hatte seinen Wert, wenn hier einem Fetischpriester Gesundheit und christliche Liebe zuteil wurden, wenn ein Hausa, das Oberhaupt einer Mohammedanerniederlassung, durch erfolgreiche Behandlung genas, wodurch mancher seiner Glaubensgenossen den Mut gewann, auch in das Missionsspital zu kommen — anders konnte ja den Mohammedanern kaum gedient werden. Die Zahl der Konsultationen betrug 1912: 20 976; 129 Patienten fanden im Spital mit seinen zwölf Betten Aufnahme, manche wurden im Christendorf oder bei heidnischen Verwandten untergebracht. Das Spital mußte erweitert werden, und 1913 trat dem leitenden Arzt in Aburi ein Assistent zur Seite (Dr. Karl Huppenbauer). Es ist nicht zu vergessen, daß auch manche Missionare je und je segensreiche ärztliche Hilfe geleistet haben. Martin in Kyebi z. B. widmete sich, wenn er auf der Station weilte, täglich stundenlang seinen Kranken und gewann so das Vertrauen der Leute bis in die abgelegensten Dörflein hinaus. Die gewissenhafte, wenn auch nicht immer fachmännische und kunstgerechte Behandlung der Kranken durch den Missionar war hundertmal besser als die landesübliche, durch die namentlich Kinder nur zu oft zu Tode kuriert wurden.

14. Kapitel.

Die Missionshandlung und -Industrie.[115])

Über die Industrie können wir uns kurz fassen. Sie mußte nicht wie in Indien eine existenzlose Bevölkerung ökonomisch retten, sondern ihre Aufgabe war hier, mit der sittlich-religiösen Förderung eines tiefstehenden Volkes ihre kulturelle zu verbinden. Nach opferreichen Versuchen mit Schuhmacherei, Töpferei, Strohflechterei, Viehzucht usw. blieb als dauerhaftes Resultat die vereinigte Schreinerei- und Schlosserei-Werkstätte in Christiansborg. Sie entwickelte sich nicht zum Großbetrieb, löste aber wichtige Aufgaben. Sie unterstützte die Mission bei ihren vielen Bauten, besserte die Wohnverhältnisse im Lande und gewöhnte viele Neger an regelrechte Arbeit. Sie bildete einen Handwerkerstand aus, der in Ehren dasteht, indem die ehemaligen Lehrlinge der Missionswerkstätte an allen westafrikanischen Küstenplätzen als brauchbar geschätzt sind. Der Sinn für solide Ausbildung im Handwerk hat unter den Negern Raum gewonnen, und sie war fast nur bei der Missionsindustrie in Christiansborg, der einzigen derartigen Anstalt an der ganzen Goldküste, erhältlich. Es handelte sich also vorzugsweise um die Lehrlingsausbildung. Die Herstellung leichter Wagen für den Handgebrauch wurde ein Hauptzweck der Tätigkeit, die Werkstätte übernahm auch eiserne Brücken.

Die Handelsunternehmungen entwickelten sich in Westafrika zu weit größerm Umfange. 1871 beschäftigte die Handlungsgesellschaft an der Goldküste sechs Europäer; bis 1880 schwankte ihre Zahl zwischen 7 und 8 (1873: 10), in den achtziger Jahren zwischen 8 und 14; 1890 waren es 11; dann stieg die Zahl bis auf 16 (1900). 1901—1910 betrug sie: 20, 18, 18, 20, 21, 17, 19, 20, 22, 29; 1911 und 1912 war das Maximum, 34, erreicht. Die Zahl der eingebornen Hilfsarbeiter wuchs entsprechend: 1900: 313; 1906: 420; 1908: 476; 1911: 566.

Aus einem kleinen Ladengeschäft ist eine Handelsunternehmung hervorgegangen, die sich von verschiedenen Küstenpunkten weit ins Innere erstreckt, eine große Anzahl von Handelsposten unterhält und einen bedeutenden Jahresumsatz hat. Das Geschäft am Volta litt zu Beginn der siebziger Jahre sehr wegen der Asante-Unruhen. Das Jahr 1876 begründete seine kräftige Ausdehnung durch den Beschluß, in Akuse, 50 Stunden oberhalb von Ada am Volta, ein Zweiggeschäft zu gründen und für den Verkehr zwischen Akuse und Ada, der Handelsnieder-

lassung im Mündungsgebiete, einen Schleppdampfer anzuschaffen. Dieser legte die Fahrt von Europa an seinen Bestimmungsort selbständig zurück. Ihm folgten andere Dampfer, „Ernst" und „Wilhelm". Sie leisteten auch insofern wichtige Dienste, als ohne sie die Station Odumase mit ihrer Filiale Ada nur mühsam hätte verkehren können. Der vielen Nöte, welche die Schiffahrt auf dem Volta verursachte, wurde die Mission 1904 dadurch enthoben, daß die Volta-Transport-Kompagnie entstand, die sämtliche Fahrzeuge übernahm und für alle am Volta tätigen Firmen den Verkehr besorgte.

Akra, der Landungsplatz der Dampfer, wurde 1872 zur Zentrale der Missionshandlung. In diesem Jahre nämlich erstand die Handlung in Akra die Gebäulichkeiten einer frühern Bremer Faktorei. Prampram an der Küste, wo die Handlung 1874 eigenes Land erwarb, wurde Zwischenstation zwischen Ada und Akra. Nach Westen dehnte sie sich ebenfalls aus: Winneba an der Küste wurde 1898 selbständige Niederlassung, günstig auch für die Versorgung der Stationen Nsaba und Kumase. Diese Stadt kam 1905 als neue Station der Handlungsgesellschaft hinzu, überdies Kpong am Volta, oberhalb von Akuse. Wichtige Posten konnten nicht wohl eingebornen Agenten überlassen werden, da sie es nur zu oft an Treue und sittlicher Kraft fehlen ließen; schmerzliche Erfahrung nötigte dazu, solche womöglich mit Europäern zu besetzen.

Die Handlung hatte längere Zeit ihre eigenen Segelschiffe, die sie von Bremerhaven aus befrachtete und mit Rückfracht dahin laufen ließ („Palme" 1866, „Agnes", „Asante", „Eintracht", „Canton"). Die schnellere und bequemere Dampferverbindung, welche namentlich die 1883 eingetretene deutsche Woermann-Linie (mit Hamburg) herstellte, machte die eigenen Fahrzeuge überflüssig; das letzte wurde 1885 verkauft.

Die Rückfracht bestand hauptsächlich aus Palmkernen und Palmöl, deren Export die Missionshandlung einführte; eine Zeitlang, ehe Anum zerstört wurde, war der Baumwollexport nicht unbedeutend; später wurde die Gummiausfuhr wichtig. Auch der Kaffee spielte eine Rolle. Im letzten Jahrzehnt aber lief der Kakao allen andern Produkten den Rang ab. Der Mission gebührt, wie schon bemerkt, das Verdienst, den Kakaobau an der Goldküste angeregt zu haben. Er nahm ungeheuren Aufschwung, belief sich doch die Produktion 1911 auf 40 Millionen Kilogramm. An dieser Entwicklung ist die Tatsache hocherfreulich, daß sie nicht zur Unternehmung ausländischer Pflanzer im Großbetrieb wurde, sondern zur Betätigung freier einheimischer Bauern, wobei sich die Neger in überraschender Weise arbeitsfähig zeigten.

Bei diesem Aufschwung der einheimischen Landwirtschaft bereitete der Mangel an geeigneten Transportmitteln und Verkehrswegen die

größte Schwierigkeit. Um den Produzenten näher zu kommen und den Transport abzunehmen, mußte die Handlung Zweigniederlassungen nach dem Plantagengebiet vorschieben. Die Einführung von Lastautomobilen gelang. Endlich trug die Regierung den Verkehrsbedürfnissen Rechnung durch den Bahnbau von Akra ins Anbaugebiet des Innern, nach Akem. Dadurch trat eine weitere Steigerung der Bodenkultur in Sicht, wodurch die Missionshandlung zu erneuten Anstrengungen ermahnt wurde, um sich der Lage anzupassen.

Das Komitee konnte über die Bedeutung der Handlung in den „Vertraulichen Mitteilungen über Handel und Industrie in der Basler Mission" 1884 folgendes sagen: 1. Sie lieferte an der Goldküste den Missionsarbeitern sämtliche Waren zum Selbstkostenpreis mit fünf Prozent für Kommission. Dies war für die Mission eine Vergünstigung von etwa 10 000 Fr. und zudem eine bedeutende Ersparnis an Zeit und Verdruß, durch die prompte und bequeme Bedienung, die namentlich für die Missionsleute im Innern hohen Wert hatte. Dazu kam die Besorgung des Geld- und Postverkehrs und der hundert Kleinigkeiten, die mit Ankunft und Abreise verbunden waren. Diese äußerlichen Dienste förderten das Werk nicht unwesentlich.

Die Versorgung der Missionsstationen im Innern war ein mühe- und sorgenvoller Liebesdienst. Der Spediteur mußte, weil es weder Post noch Eisenbahn gab, seinen eigenen Dienst organisieren. Im Jahre 1892 fertigte er 200 bis 250 Trägerlasten monatlich ab. Diese umfaßten Provisionen, Haus- und Küchengeräte, Kleiderstoffe, Kalk, Teer, Werkzeuge, kurz alles Nötige. Nach der entferntesten Station Abetifi brauchten die Träger sechs Tagereisen, nach Begoro und Anum je vier; tagelang wanderten sie auf schlechten Wegen oder durch weglose Gegenden. Nie gingen Träger von der Küste dahin, alle Träger für diese Stationen mußten von innen her nach der Küste entsandt werden. In Abetifi, Begoro und Anum waren sie leicht zu bekommen, Odumase und Aburi dagegen waren wegen des Stolzes oder der Faulheit der Landesbewohner auf Leute von der Küste angewiesen. Odumase war schlimm daran. Bis 1892 ging niemand ohne zwingende Not von der Küste ins Kroboland, dessen Leute man weithin als Schädeljäger fürchtete. Die Säuberung des Kroboberges durch die Regierung beseitigte endlich diese Trägernot; nun ging ein Weiblein ohne Angst dorthin.[116])

2. Während an der ganzen Westküste namentlich durch deutsche Kaufleute die Schnapseinfuhr schwunghaft betrieben wurde, machte die Goldküste noch eine bedeutsame Ausnahme. „Unsere Handlung hat dort unstreitig die Vorherrschaft und gibt den Ton an; an ihr haben auch die andern Deutschen einen gewissen moralischen Stützpunkt. Keiner von ihnen führt Rum ein; ja dem vereinten Streben der deutschen Häuser in Akra und Ada ist es gelungen, die schottischen Schnapshändler aus dem Felde zu schlagen. Auf dem Basler Gebiet ist es unseren Christen lebendig ins Bewußtsein getreten, daß Christentum und Rumhandel unvereinbar seien. Man kann wohl sagen, das sei auch dem einen und

andern deutschen Geschäft noch gutzuschreiben. Gewiß, ihr Geschäftsverkehr ist rechtlich und ehrenhaft, wie der unserer Missionshandlung."

3. Mehrfach hatte die Handlung entlassenen Seminaristen und solchen Katechisten, die im Lehramt nicht zu verwenden waren, in einem kritischen Zeitpunkt sittlichen Halt und Einfluß geboten, wie sie sonst an der ganzen Küste nicht zu finden waren, und auf zwei solche Männer könnte beispielsweise hingewiesen werden, die auf diesem Wege gänzlich wieder zurecht kamen und nachher zu den tüchtigsten schwarzen Pfarrern zählten (Quist und Koranteng).

„Senfkornartig ist die Handlung gewachsen, durch äußere Bedürfnisse ins Leben gerufen. In das zügellose afrikanische Geschäftsleben hat sie einen christlichen Ton gebracht. Wenn einmal noch mehr gutgesinnte christliche Kaufleute sich dort niedergelassen haben und die äußern Bedürfnisse der Missionare auf andere Weise ebenso günstig befriedigt werden können, darf die Handlung sich zurückziehen, weil sie dann ihre Aufgabe gelöst haben wird."

Die Handelsverhältnisse auf der Goldküste blieben seitdem nicht so günstig. Der Schnapshandel verschonte sie nicht auf die Dauer, überfiel sie vielmehr mit Ungestüm; namentlich die Schnapsfirmen bereiteten der Missionshandlung eine sehr scharfe Konkurrenz, so daß in der Mitte der neunziger Jahre — einer Zeit der Krankheits- und Todesnot — sogar ihre Existenzfrage aufgerollt wurde. Es war aber unmöglich, vom Platze zu weichen. Im Heidenboten wurde um christliche Kaufleute geworben, der Veteran Duisberg zog nochmals aus.[117]) Wäre die Handlung in der kritischen Stunde zurückgetreten, so wäre das Geschäft in die Hände derer geglitten, die auch Branntwein und Pulver einführten und unter deren Angestellten das Konkubinat blühte — indem aber die Missionshandlung diese drei Dinge grundsätzlich und entschieden ausschloß aus ihrem Bereich, stellte sie einen Lichtpunkt dar und behauptete die sittliche Kraft.

Im Wettbewerb um das Geschäft in Westafrika spitzten sich die Gegensätze oft sehr unangenehm zu. Zeitweilig bekam es die Missionshandlung recht zu spüren, wie auch sie um ihrer christlichen Grundsätze willen das Kreuz zu tragen hatte. 1898 war ein besonders schwieriges Jahr. Die Konkurrenz kehrte ihre Spitze augenscheinlich gegen die ihr lästigen Faktoreien der Missionshandlung und machte z. B. kein Hehl daraus, daß sie ihr wegen ihrer Eigenart unangenehm war und daß man sie am liebsten ganz beseitigt hätte. Um so sorgfältiger mußte die Angefochtene darauf achten, würdige Vertreter ihrer Grundsätze auf den Plan zu stellen. Die rasche Entwicklung in den Kolonien machte es wünschenswert, daß den Predigern des Evangeliums Leute zur Seite standen, die in

der Ausübung ihres praktischen Lebensberufes an der geistigen und sittlichen Hebung der Neger mitarbeiteten und durch ihren ganzen Wandel sich als rechtes Vorbild für ihre Umgebung erwiesen. „Wir freuen uns, sagen zu dürfen, daß es unsern Brüdern ein Anliegen ist, ihren Beruf in diesem Sinne auszuüben." [118])

Das neue Jahrhundert begann für die Handlungsgesellschaft mit einer Aufgabe, die ins Riesengroße zu wachsen im Begriffe war. Die Einfuhr an der Goldküste hatte sich in den letzten fünf Jahren um 50% gesteigert. Wollte die Handlung Schritt halten, so mußte sie ihren Betrieb immer mehr ins Große ausdehnen. Um so mehr galt es, den persönlichen Einfluß des christlichen Kaufmannes nicht im Großbetrieb untergehen zu lassen. Daß die Kaufleute an ihrer Missionsaufgabe festhalten wollten, bewiesen sie, indem sie in Akra 1900 einen Christlichen Verein junger Männer bildeten, dem die Faktorei ein geeignetes Lokal stellte. Alsbald traten 50 Mitglieder bei, meistens Angestellte der Regierung oder der verschiedenen Handelsfaktoreien, und in Christiansborg entstand rasch ein Zweigverein. Solche Missionsbestrebungen der Kaufleute halfen dazu, den Blick auf die Seelen gerichtet zu halten. [119])

Im Jahre 1903 verständigten sich die maßgebenden Firmen im Einkauf des Kakaos. Die Handlungsgesellschaft bot gern die Hand zu solch gemeinsamer Aktion der Handlungshäuser, unter der Bedingung, daß die Interessen der eingebornen Kakaobauern vollständig gewahrt wurden und die Faktoreien möglichst unmittelbar mit ihnen verkehrten; nur durch solches Zusammenwirken aller Beteiligten konnten gewisse Urzustände im afrikanischen Handelswesen, z. B. das demoralisierende Vorschußwesen, umgestaltet oder abgeschafft werden. Die Missionshandlung hatte Gelegenheit, auf die ganze Haltung des Handels so einzuwirken, daß er nicht nur den Interessen des europäischen Exports, sondern auch denen der Eingebornen dienen konnte. Indem nun die Firmen, die früher heftig konkurrierten, zusammengingen, wurde die Arbeit stetiger.

Im Jahre 1909 feierte die Handlungsgesellschaft ihren fünfzigjährigen Bestand. Ihr Umsatz war so sehr gestiegen, daß sie einen Nettoertrag von Fr. 354 760 an die Mission abgeben konnte, außer einer Jubiläumsgabe von Fr. 150 000 für die Invaliden- und Witwenkasse. In diesem Jahr erhielt die Handlung für Afrika eine neue Organisation, wie in Band I, Seite 394 ausgeführt wurde. Ihr Jahresbericht 1912 stellte die erfreuliche Tatsache fest: „In Afrika ist der bedürfnislose und darum indolente Neger mit der Zeit eifrig und regsam geworden, und wir erleben es zur Zeit der Ernte, daß Arbeitsleistungen auf den Pflanzungen und in den Faktoreien verrichtet werden,

die nicht nur an europäische Tätigkeit heranreichen, sondern diese vielfach übertreffen" — ein schönes Zeugnis für die Erfolge ihrer Erziehung zur Arbeit.

Noch seien zwei Förderer der Missionshandlung in Afrika erwähnt. Hermann Ludwig Rottmann aus Altona, 1832 geboren, am 8. Oktober 1899 mitten aus der Arbeit friedlich entschlafen, war der eigentliche Begründer und der vieljährige Leiter des afrikanischen Geschäftes. Er kam 1854 in Christiansborg an, nahm den Missionaren die Speditions- und Geldgeschäfte ab, eröffnete einen ganz bescheidenen Laden, und daraus wurde die Missionshandlung. 1887 trat er von der Geschäftsleitung ins Amt des Generalpräses über, 1897 kehrte er leidend nach Europa zurück, wo er rastlos bis zum Ende auf dem Bureau in Basel wirkte.

Am 21. Juli 1909 entschlief ein anderer Veteran der afrikanischen Missionskaufleute, Joh. Binder, geboren 1843 in Württemberg, 1866—1893 meistens am Volta tätig, hernach 15 Jahre auf der Missionsverwaltung in Basel. Er beherrschte wie Rottmann die Sprache der Eingebornen und besaß wegen seiner Geschäftstüchtigkeit und seines zuverlässigen christlichen Charakters ihr volles Zutrauen. Mit einigen stand er bis zu seinem Ende in schriftlichem Verkehr.[120])

III. Teil.

Togo.

Im Abkommen zwischen Basel und Bremen (1902), worin die Basler Mission ihre zu Anum gehörenden Außenstationen in Deutsch-Togo an die Bremer abtrat, war der Vorbehalt gemacht, daß jene bei gegebenen Verhältnissen freie Hand haben sollte für eine Mission im Hinterlande der deutschen Kolonie. Die Bremer Mission versprach, ein solches zukünftiges Unternehmen nicht zu verhindern und, wenn je sie selbst ihre Tätigkeit über das Evhegebiet hinaus nach Norden ausdehnen würde, sich vorher mit Basel zu verständigen.

Die Generalkonferenz, die im Mai 1905 in Akropong tagte, beriet über eine Hinterlandsmission, die durch das Vorrücken nach Asante und den Vorstoß nach Nordtogo aktuell geworden war. Es handelte sich um Feldzugsplan und Richtlinien für künftige Ausdehnung. Zwei Möglichkeiten standen sich gegenüber: Vordringen in der Richtung auf Nordasante oder Aufnahme einer Mission in Nordtogo. Die Generalkonferenz sah klar, daß von einer Hinterlandsmission in Asante über die Grenze der Tschisprache hinaus (Kintampo und Barong) auf seiten der Basler Mission für immer abzusehen sei. Mit 20 von 22 Stimmen beantragte sie die Vorbereitungen zu einer Mission in Nordtogo, etwa in Form einer Forschungsreise. Nordtogo also ersah die Generalkonferenz für eine Hinterlandsmission.

Dazu war sie veranlaßt durch zunehmende Schwierigkeiten, die der Tschimission auf der englischen Goldküste entgegenstanden und für die Zukunft mit Sorge erfüllten, vor allem aber durch das Bewußtsein einer besondern Missionspflicht gegen deutsches Gebiet in Nordtogo, das von Islam und Katholizismus zugleich bedroht war und von der schwachen Bremer Mission auf absehbare Zeit schwerlich bearbeitet werden konnte. Ohne sich irgendwie binden zu wollen, veranstaltete das Komitee die gewünschte Forschungsreise, für die es besonders das unmittelbar an die Goldküste angrenzende Gebiet von Jendi ins Auge faßte. Die Missionare Martin und Groh sollten sie unverzüglich unternehmen und die Bevölkerungsdichtigkeit, Sprachenverhältnisse, religiöse und sittliche Zustände, Einfluß des Islams, katholische Absichten, politische Sicherheit, Zugänglichkeit des Landes erkunden. Das Hinterland von Deutsch-Togo trat auch deshalb besonders in den Gesichtskreis, weil mit seiner Dagombasprache auch der nordöstliche Teil der Goldküste, der vom Tschigebiet durch fast unbewohnte und unwegsame Gegenden getrennt ist,

von Togo her bearbeitet werden mochte, indem sie diesseits und jenseits des Volta gesprochen wird.[1])

Groh und Martin wollten im Februar 1906 aufbrechen, da traf bei jenem in Anum ein Eilbote vom deutschen Bezirksleiter in Misahöhe ein, mit der Aufforderung, erst abzureisen, nachdem der Gouverneur, Graf Zech, die Reise erlaubt hätte, und zugleich wurde mitgeteilt, dieser wünsche eine Besprechung mit den Vertretern der betreffenden Missionen über die Hinterlandsfrage. Sie fand am 31. Januar 1906 in Lome statt. Außer den Vertretern der Kolonialregierung waren beteiligt: der Präfekt und zwei weitere Repräsentanten der katholischen Mission, zwei Bremer Missionare und Martin für die Basler Mission. Der Gouverneur war gegen das Basler Projekt einer Hinterlandsmission zurückhaltend: neuerdings seien in deutschen Kolonien mit den Eingebornen schlimme Erfahrungen gemacht worden — in Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika seien Europäer ermordet worden —, vorerst sei über die Verhältnisse im Hinterlande völlige Klarheit zu gewinnen, bevor er für die Sicherheit der Missionare einstehen und das Unternehmen billigen könnte. Er schlug vor, die noch nicht missionierten Bezirke Mangu-Jendi und Sokode-Basari (Nordwesten und Nordosten) als Interessensphäre der protestantischen und katholischen Mission abzugrenzen: es sei nicht erfreulich, den niedrig stehenden Eingebornen des Hinterlandes das Christentum alsbald in seiner konfessionellen Verschiedenheit, die sie erst nach Generationen begreifen würden, darzubieten; auch seien die Gegensätze, die mit dem Auftreten der beiden Konfessionen im gleichen Gebiet verbunden seien, für das Ansehen der Europäer nicht förderlich, und für die Mission könne es nur von Vorteil sein, sich auf abgegrenztes und unbestrittenes Gebiet zu konzentrieren, in ruhigerem, sachgemäßerem Wirken; „man müsse doch bekennen, daß in den dem Wettbewerb offenstehenden Gebieten gewisse Orte von der Mission der einen Konfession nur deshalb besetzt werden, damit man der Mission der andern Konfession dort zuvorkomme.“[2]) Der Gouverneur wies hin auf die sprachliche Zerklüftung der fraglichen Gebiete, sprach aber die Hoffnung aus, daß der Norden sich mit der Zeit auf zwei Schriftsprachen werde bringen lassen. Er betonte den starken Einfluß des Islams in jenen Völkern; im Mangubezirke hätten sich eine Zeitlang mohammedanische Wanderprediger unter den Heidenstämmen bemerkbar gemacht, ob aus religiösen oder eigennützigen Beweggründen sei zurzeit nicht festgestellt, letzteres jedoch wahrscheinlich; der Bezirksleiter habe sie unschädlich gemacht. Die Vertreter der evangelischen Missionen erklärten sich, die Zustimmung ihrer Leitungen vorbehalten, mit zeitweiliger Gebietsteilung einverstanden; der katholische Missionspräfekt, der sich auch nicht dagegen aussprach, schlug einen Termin von

acht bis zehn Jahren vor, mit einjähriger Kündigung des Vertrags; die Vereinbarung könne jedoch die Mission nicht für immer binden, da sie das Prinzip der katholischen Kirche durchbrechen würde, auch werde die katholische Mission nicht umhin können, ihre Getauften seelsorgerlich zu bedienen, wenn sie in das Gebiet der andern Mission übersiedelten. Der Gouverneur äußerte gegen diese Bedingung als eine Quelle der Unzuträglichkeiten Bedenken und machte Vorschläge zu ihrer Vermeidung; er war der Ansicht, der genannte Termin sei zu kurz bemessen, und schlug seinerseits eine Periode von 30 Jahren vor, worin die evangelischen Missionare ihn unterstützten.

Da die Regierung bald darauf zu einer bestimmten, ihr ungefährlich scheinenden Reiseroute ihre Zustimmung gab, konnte die Reise im März und April von Martin und Mohr — Groh war durch seine Gesundheitsverhältnisse verhindert — ausgeführt werden. Sie zogen ziemlich gerade nordwärts über Bimbila nach Jendi, dann etwas ostwärts nach Sansane-Mangu, machten von hier eine Rundreise im Gurma- und Mobaland, bis hart an die Grenze des französischen Sudans, und kehrten durch das mittlere und östliche Togo nach Anum zurück.

Die Berichte lauteten ermutigend. Die Aufnahme war mancherorts freundlich, die Sicherheit der Reisenden nirgends gefährdet, die gesundheitlichen Verhältnisse erschienen nicht ungünstig. Lebensmittel (Milch, Butter, Eier, Schafe) waren im Lande billig zu haben. Der Blick auf die mohammedanische Gefahr mahnte zu raschem Vorrücken, Martin schrieb: „Wir arbeiten jetzt über ein halbes Jahrhundert unter der Ga- und Tschibevölkerung, und nimmt man die Karte von Afrika zur Hand und sieht, wie klein im Verhältnis dieses Fleckchen Erde ist, so muß einem Missionar sowohl als einer Missionsgesellschaft das Blut in den Adern stocken im Gedanken an die unermeßliche Verantwortung, die wir haben vor dem Herrn der Ernte, der uns Tür und Tor öffnet, um einzudringen in den stark bevölkerten Sudan. Die besuchten Völkerschaften können ja den Grund unseres Besuches oder unseres Kommens zu ihnen nicht verstehen — verstehen es ja viele einzelne in dem schon lange bearbeiteten Gebiete noch nicht, sondern schieben uns noch eigennützige Beweggründe unter —, aber das unterliegt gar keinem Zweifel, daß der Herr uns ins Hinterland, in den Westen Togos, führt. Die ganze Bevölkerung und die Aufnahme, die wir überall gefunden haben, ruft mir immer das Wort des Mazedoniers zu: ‚Komm herüber und hilf uns!‘ und weckt eine starke Sehnsucht und heißes Verlangen in mir, das Komitee dringend zu bitten, doch einmal im Namen des Herrn Jesu einen Vorstoß zu wagen, und das um so mehr, da die Asantebevölkerung, namentlich aber die Häuptlinge

dort, uns „Germanfo" gar nicht wollen. Deshalb möge das Komitee vor dem Herrn Jesu sich klar werden, ob die Stimme eines schwachen Dieners unter den Heiden nicht auch vom Herrn komme! Basel, mache dich auf und bringe den Sünderheiland der Bevölkerung von Nordtogo!" [3])

Auch Mohr berichtete ausführlich über die Reiseergebnisse. Das erkundete Hinterland erscheine im ganzen noch heidnisch; Genaueres konnte über die Religionsverhältnisse nicht erforscht werden, da die Dolmetscher fehlten. Die von Boem und anderswo bekannten Fetischgebräuche, z. B. die Giftwasserprobe, waren von der deutschen Regierung streng verboten; dadurch war das Ansehen der Häuptlinge und Fetischpriester stark erschüttert und dem Heidentum ein heftiger Stoß versetzt. Diese neue Lage war für die heidnischen Stämme einerseits eine unsägliche Wohltat, durch Befreiung von schwerem Druck, andrerseits eine große Gefahr, indem als Ersatz für die wankenden alten Götter der Islam sich dem Lande anbot, und Ersatz mußte das Menschenherz nach seinem tiefsten Bedürfnisse haben. Der Islam empfahl sich zunächst den Häuptlingen, deren Macht mit dem Fetischismus zugleich erschüttert war, indem er ihnen neues Ansehen versprach (ein deutscher Bezirksleiter zog auffällig in mohammedanischer Kleidung im Lande herum). Der Einfluß des Islams ließ sich nicht genau bestimmen. Jedenfalls wohnten an den Verkehrsstraßen und auf den Handelsplätzen bereits zahlreiche Mohammedaner, durch gute Kleidung vorteilhaft unterschieden von den zum Teil nackten Landeskindern. Sie hielten Stoffe und Kleidungsstücke feil und setzten viele Amulette ab. Im Jahre 1906 erstreckte sich über das ganze Hinterland Westafrikas eine systematische Propaganda des Islams. Die Sendlinge aus den Haussastaaten taten ihre Bekehrungsarbeit mit List und Gewalt.

„Es waren energische, sicher auftretende Männer, die den verblüfften Fetischdienern einfach erklärten, ihre Fetische seien nichts und sie müßten nun Allah dienen. Fetische, ja Häuptlingsstühle wurden in Stücke geschlagen. Zum Zeichen, daß es ihnen ernst sei, mußten die Eingebornen in jedem Dorfe den Grund zu einem mohammedanischen Bethaus legen. Mohr und Martin fanden von Kete-Kratschi an nördlich in jedem Dorfe auf einem freien Platz Steinblöcke im Rechteck aneinander gereiht, mit einem kleinen Vorplatz, dem Stand des Vorbeters; es waren gleichsam die Grundsteine der künftigen Moschee. Im französischen und englischen Gebiete brachten es solche Sendlinge zu ernsten kriegerischen Zusammenstößen mit der Regierung. Diese legte den Agitatoren das Handwerk. Aber nachdem man den Heiden den Fetischdienst verleidet hat, ergreifen sie nun leicht jede neue Lehre. Wieviele Heiden zum Islam übertreten, ist schwer zu sagen. Aber

jedenfalls ist der Einfluß der Mohammedaner bedeutend, vermöge ihrer überlegenen Kultur, ihrer Energie und Nüchternheit und der Gunst der Regierung, die peinlich bestrebt ist, alles zu vermeiden, was die Mohammedaner reizen könnte."

Mohr bezeichnete nachdrucksvoll die römische Mission als einen gefährlichen Konkurrenten. Bereits arbeitete sie mit Hochdruck in Mitteltogo, und ihr neues Seminar in Akpafo verriet ihre Absichten. Zielbewußt rückte sie nordwärts, jeder bei ihr ausgebildete Handwerker oder Schüler war ihr Sendling. Mohr kam zum Ergebnis: Jendi, die Hauptstadt des Dagombalandes, sei als Basis der neuen Mission kräftig zu besetzen, und zwar sollten die ersten Missionare Hausa kennen, da es fast von allen intelligenten Eingebornen verstanden werde und sofortigen Beginn der Arbeit ermögliche. Er wünschte dringend einen Missionsarzt und riet zur alsbaldigen Lehrlingserziehung. Er schloß mit den Worten: „Zu handeln gilt es jetzt. Denn jetzt entscheidet es sich, ob Nordtogo christlich oder mohammedanisch wird. Die deutsche Regierung, die in Nordtogo seit kaum einem Jahrzehnt an der Arbeit ist, hat viel Geld, Arbeit und Geduld an Land und Volk verwandt, und die Früchte zeigen sich allenthalben. Was soll werden, wenn diese Negerstämme sich einmal erholt haben, zur Arbeit erzogen sind und ihrer Kraft bewußt werden, und man hat ihnen das Christentum nicht gebracht? Da ist unsere Missionsgesellschaft der Nächste. Der Herr schenke dem Komitee und der ganzen Basler Missionsgemeinde Glauben, um diese neue Last auf die Schultern zu nehmen." [4])

Das Komitee konnte diesen Stimmen sein Ohr nicht verschließen; nach langen, ernsten Beratungen neigte es der Ansicht zu, daß die Arbeit in Nordtogo ohne Verzug in Angriff zu nehmen sei. Dabei waltete die folgende Erwägung ob: „Das betreffende Gebiet ist wohl das letzte in einer deutschen Kolonie, das für die Basler Mission in Betracht kommen kann; es wird vielleicht von unserem Eintreten abhangen, ob dieses Gebiet überhaupt das evangelische Christentum bekommt und nicht entweder dem Islam oder der katholischen Kirche verfällt."

Nun stellte sich aber die deutsche Kolonialregierung in Berlin durchaus auf den Standpunkt des Gouverneurs von Togo: die Mission sei solange von Nordtogo fernzuhalten, bis die Bahn tiefer ins Innere gebaut und Garantie dafür vorhanden sei, daß bei Unruhen die Missionare wirksam geschützt werden könnten; besonders aber sei Rücksicht zu nehmen auf die gegenwärtige, starke islamitische Bewegung, die sich, vom Norden ausgehend, über weite Gebiete des Südens bis nach Kete-Kratschi im Süden erstrecke, den mohammedanischen Glaubenseifer

angefacht habe und, wenn von den christlichen Missionen angegriffen, zu einem Feuer aufflammen könnte, das leicht auch auf heidnische Gebiete überzuspringen vermöchte. Die Missionsleitung in Basel bedurfte zwar für ihr Werk und ihre Arbeiter jener Garantien nicht und hätte wohl den Mut gehabt, auch ohne sie in Nordtogo zu beginnen, und auch das Bedenken wegen der Aufreizung des Islams durch die Mission konnte sie nicht teilen. Aber um dieser Haltung der Regierung willen erkannte sie doch das Zuwarten als den gegebenen Weg. Dies wurde durch Rundschreiben vom 1. April 1907 den Stationen an der Goldküste mitgeteilt, mit dem Bemerken: „Damit ist für uns die ganze Unternehmung in Frage gestellt. Doch hat das Komitee noch nicht Aufgabe des Projekts, sondern Zuwarten beschlossen."

Die Togofrage hatte nicht lange Ruhe. Am 29. April 1909 erhielt der Präses der Mission an der Goldküste ein Telegramm aus Tamale von Watherston, dem leitenden englischen Beamten der „Nördlichen Territorien der Goldküste"; es enthielt die Aufforderung, in Tamale eine Station der Missionshandlung zu errichten. Die „weißen Väter", die sich bereits am äußersten Nordrand der Goldküste niedergelassen hatten, wollten den Regierungsort Tamale besetzen, waren jedoch vom Kommissar abgewiesen, der nun um so dringender die Basler herbeiwünschte, um Industrie und Handel zu heben. Die Mission selbst war ihm auch nicht unwillkommen. Er teilte mit, unter den von der Küste Eingewanderten in Tamale seien bereits Christen der Basler Mission in beträchtlicher Anzahl vorhanden, von denen täglich etwa 18 gemeinsame Andacht hielten, am Sonntag seien sie in ihrem Gottesdienst bedeutend zahlreicher; unter den Einwanderern von der Küste werde eine christliche Gemeinde gewünscht, die Basler Mission möge die Sache erwägen. Diese unerwartete Aufforderung entsprach insofern den Gedanken der Missionsmänner, als diese die Verpflichtung gegen das Hinterland nicht hatten loswerden können; namentlich Groh hatte sie während der Wartezeit im Bewußtsein lebendig erhalten und die Erhöhung der Beiträge von seiten der einheimischen Missionsgemeinde besonders darum befürwortet, damit das Komitee zur Ausdehnung des Werkes nach dem Innern im gegebenen Zeitpunkt ermutigt würde. Und eben erst hatte die Missionsleitung in Basel dafür gesorgt, daß mißmutigen Missionaren an der Goldküste, die im Blick auf allerlei von der englischen Regierung bereitete Schwierigkeiten vom Aufgeben der Mission daselbst gesprochen hatten, solche Gedanken vergingen, indem sie rundweg erklärte: „Die Mission hat nicht die Absicht, auf Nadelstiche hin das Feld zu räumen." Diese entschiedene Stellungnahme wirkte im Brüderkreis abklärend und beruhigend, stärkte das Vertrauen ins Werk und

arbeitete der Ausdehnungsfreudigkeit vor. Der Generalpräses meinte: „Mich bedünkt, die Gelegenheit ist günstig; ob wieder so eine günstige Gelegenheit kommen könnte, wer will es sagen? Darum geht meine Ansicht dahin: Jetzt oder nie mehr! Es liegt eine große Verantwortung auf unserer Missionsleitung; möge der Herr Ihnen beistehen mit seinem Rat und mit seiner Leitung!“ [5])

Es wurde beschlossen, Josenhans, Groh und Dr. Fisch als Untersuchungskommission nach Tamale zu entsenden; es erschien merkwürdig, daß nun doch das englische Hinterland der Goldküste der Mission aufgehen sollte, wohin sie vor einigen Jahren eigentlich nicht hatte gehen wollen.

Während Unterhandlungen und Vorbereitungen nach dieser Richtung im Gange waren, fand in Lome am 2. Juli 1909 eine neue Besprechung des Gouverneurs von Togo mit Vertretern der katholischen und der Bremer Mission statt. Wiederum nahm er den Standpunkt ein, daß die Regierung die beiden Nordbezirke, Mangu-Jendi im Westen und Sokode-Basari im Osten, erst nach Vollendung der Hinterlandbahn, etwa auf Ende 1914, öffnen werde; immerhin drang er schon jetzt darauf, daß sich die beiden Konfessionen auf eine Gebietsteilung für wenigstens 30 Jahre einigten. Da ihre Vertreter keine Vollmachten ihrer Direktionen hatten, konnte die Konferenz nichts beschließen; aber sie hatte die große Bedeutung, daß der Basler Mission die Frage einer Mission in Nordtogo ohne ihr Zutun aufs neue nahegelegt wurde.

Mit Erlaubnis des Gouverneurs wurde das für die evangelische Mission vorgesehene Gebiet von Nordtogo in den Reiseplan aufgenommen. Er versprach weitgehende Unterstützung durch die Bezirks- und Stationsleiter. Nun war die Bahn frei. Im Januar 1910 begann die Untersuchungsreise.[6]) Sie führte von Jendi stark westwärts, nach Tamale. Hier fanden sich in der Tat frühere Angestellte und Schüler der Mission, denen ehemalige Katechisten regelmäßig Gottesdienst hielten. Die Reisenden sahen an dem Sonntag, den sie in Tamale zubrachten, nahezu 70 Personen um sich beim Gottesdienst im Regierungsschulhause — größtenteils Leute von der Goldküste, eine alleinstehende, von den Beamten gelobte Christenschar, die den Missionaren viel Liebe bewies. Unter den 6000 Einwohnern von Tamale mochten 1000 Mohammedaner sein.

Weiter nördlich, im Rasthause von Diari, begegneten sie zwei reisenden französischen Kolonialbeamten, die auf die Frage, ob im angrenzenden französischen Sudan eine evangelische Mission Aussichten hätte, durchaus ablehnend antworteten: die Regierung wünsche das Volk durch ihre Beamten selbst zu unterrichten und habe daher auch die weißen Väter nicht zur Schultätigkeit zugelassen. Sogar in Gambaga (8000

Einwohner), ganz im Norden der Goldküste, unweit der deutschen Grenze, war eine kleine Schar von Christen aus der Basler Mission zu finden; soweit war die Diaspora schon vorgeschritten. Aber auch in dieser wichtigen Stadt fehlte die große Mohammedanergemeinde nicht. Von Norden her, mit Abbiegungen nach Osten und Westen, wurde das deutsche Gebiet durchzogen. Die Reise endete in Lome, in einer Besprechung mit dem Gouverneur. Er bestand auf seinem Vorschlag einer konfessionellen Gebietsteilung, bot der evangelischen Mission den Westbezirk Mangu-Jendi an und wollte seine Besetzung immer noch hinausschieben; dagegen hatte er gegen eine alsbaldige Niederlassung der Mission südlich von Jendi, in Bimbila, zur Aufnahme der Sprachstudien und zur Vorbereitung eines spätern Vorrückens nichts einzuwenden.

Da Bimbila für die sprachliche Vorarbeit ungeeignet war, konnte es sich für die Missionsleitung nunmehr nur um ein neues Vorgehen in Britisch-Dagomba handeln, wo von seiten der Regierung nichts im Wege lag, vielmehr wiederholt zum Werke aufgefordert wurde. Indessen führten die Verhandlungen mit der deutschen Regierung zu einer Verständigung. Das Komitee konnte sich mit einer Gebietsteilung auf mindestens 20 Jahre einverstanden erklären: „Grundsätzlich kann weder die katholische Kirche der evangelischen Mission, noch die evangelische Kirche der katholischen Mission ein Missionsgebiet vollständig überlassen; beide Kirchen würden damit unveräußerliche, in ihrem Wesen begründete Ansprüche preisgeben. Dagegen kann man sich aus praktischen Gründen dahin einigen, auf kürzere Zeit eine solche Teilung vorzunehmen. Wie die Dinge in Togo gegenwärtig liegen, wird sich eine derartige Vereinbarung kaum umgehen lassen. Die Leitung der Basler Mission ist daher bereit, auf eine solche Abmachung einzugehen, falls die katholische Mission sich verpflichtet, dieselbe auch ihrerseits anzuerkennen."

Politische Rücksichten verhinderten die Kolonialregierung, nach dem Wunsche des Komitees die Gebietsteilung konsequent nach sprachlichen Rücksichten, nicht ausschließlich nach Bezirksgrenzen zu vollziehen. Dagegen erteilte sie nun die Erlaubnis, Jendi in nächster Zeit zu besetzen. Da die Norddeutsche Missionsgesellschaft endgültig erklärte (20. März 1911), daß sie mit ihren für das bestehende Werk in Südtogo kaum ausreichenden Kräften auf ein neues verzichten müsse, sah sich das Komitee in Basel vor den entscheidenden Entschluß gestellt, ob es Jendi besetzen und die neue Mission beginnen wolle oder nicht. Der Vorstand der Norddeutschen Mission bat das Basler Komitee dringend um baldige Übernahme der Arbeit und versprach alle mögliche Hilfe. Am 12. April 1911 kam in Basel der Beschluß zustande, eine neue

Mission im Westen von Nordtogo zu beginnen, die Zustimmung der Missionsgemeinde vorausgesetzt.

Diese sollte somit das letzte Wort haben. Zu ihrer Orientierung legte das Komitee den gesamten Sachverhalt in einer Denkschrift geschichtlich dar. Die Schwierigkeiten des neuen Unternehmens sah man an leitender Stelle klar. An eine einheitliche Dagomba-Mission — weitaus der größere Teil der diese Sprache redenden Völker wohnt auf dem englischen Gebiete — war in Anbetracht der scharfen Grenzsperre nicht zu denken. Ein gemeinsamer Mittelpunkt einer über die Grenze reichenden Mission wäre von den beiden Regierungen nicht gestattet worden. Nur ein doppeltes Unternehmen, auf deutschem und englischem Boden, war denkbar, ein solches aber mühsam und kostspielig. Die trennende Grenze ließ das Ideal einer einheitlichen Dagombakirche gar nicht aufkommen. Für die Sache sprach ihre Bedeutung: es handelte sich um ein Gebiet, das für künftige, bessere Zeiten den Zugang sicherte zum tiefern Innern, zum französischen Sudan, und vor allem kam das Vordringen des Islams als verpflichtendes Moment in Betracht. Sein Vorrücken nach Süden von Jahr zu Jahr war in Westafrika offenkundig, Stamm um Stamm sog er auf; es galt nicht bloß, die noch heidnischen Stämme in Nordtogo gegen die andringende, mächtige Flut in letzter Stunde zu schützen, sondern auch von den an der Goldküste und in Togo schon bestehenden Kirchen eine Überschwemmung abzuwehren. Mit dem großen, brennenden Missionsproblem der Gegenwart, der Gegenwehr gegen den Islam, war zu rechnen, auf dem Boden, wo die Kräfte der Mission für die Lösung dieser Aufgabe unstreitig zu konzentrieren waren: in Afrika.

Auch Kolonialpolitiker sahen nachgerade die Gefahr, die der christlichen Kultur von seiten des siegesbewußt vorrückenden Islams drohte, immer allgemeiner ein. Der deutsche Kolonialkongreß hatte vor kurzem gewünscht, daß diejenigen Gebiete Afrikas, die noch nicht vom Islam berührt seien, so bald wie möglich durch christliche Missionen besetzt würden. Bei solcher Lage hatte die Basler Mission als die einzige deutsche, die in Betracht kam, an dieser gemeinsamen Aufgabe da, wohin ihr Weg sie wies, mitzuwirken: in Kamerun, in Nordtogo und im Hinterland der Goldküste. „Die Notwendigkeit, den Kampf gegen den Islam aufzunehmen, ist dasjenige Moment, das recht eigentlich den Ausschlag gibt zugunsten einer Hinterlandmission," hieß es in der Denkschrift.

Die Entscheidung der Missionsgemeinde konnte nicht zweifelhaft sein. Ihre Vertrauensmänner traten am 27. Juni 1911 im Vereinshause in Basel zusammen: 110 Abgeordnete der Hilfskomiteen und -Vereine und 300 vom Komitee in Basel geladene Missionsfreunde

und Missionare. Es traf sich gut, daß der Rechnungsabschluß für 1910 einen Fehlbetrag von nur Fr. 5000 aufwies, der schon gedeckt war; also mußte nicht ein Defizit auf den Verhandlungen lasten. Der Direktor der Bremer Mission, Schreiber, erklärte nochmals ihr Unvermögen, in Nordtogo einzustehen, aber auch ihre Hoffnung, später Schulter an Schulter mit den Baslern zu arbeiten. Alle Redner munterten auf zum Werk, für das sie zum Teil namhafte Beiträge zusagten. Eine württembergische Vertrauensmännerversammlung vom 6. Juni ließ ihren Sprecher kundgeben: „Wir verhehlen uns nicht, wie schwer die Entscheidung ist, vor welche sich die Basler Mission mit dieser Frage gestellt sieht; aber es erscheint uns doch als Pflicht gerade für Basel, die Mission in Hintertogo aufzunehmen. Wir stellen uns in dieser Sache auf den Standpunkt des Glaubens und sind bereit, die Verantwortung für diese Ausdehnung des Werks in unserm Teil mit zu übernehmen."

Nachdem 20 Redner ihre Zustimmung ausgesprochen hatten, bekannte sich die Versammlung durch Aufstehen einmütig zu folgender Resolution:

„Die hier anwesenden Delegierten der Missionskomiteen für Basel, sowie die übrigen Teilnehmer an der Vertrauensmännerversammlung erklären ihre Zustimmung zum Beschluß des Missionskomitees vom 12. April betr. Übernahme einer Mission in Nordtogo, mit freudiger Dankbarkeit gegen Gott, der der Basler Mission eine neue Türe geöffnet hat. Sie erklären sich bereit, die wichtige Angelegenheit durch Fürbitte, vermehrte Handreichung und Werbetätigkeit zu unterstützen, und wünschen Gottes reichen Segen zu diesem neuen Fortschritt des Werkes."

Bis Mitte 1912 waren für die neue Mission etwa 90 000 Fr. gespendet. Am 31. Oktober wurden die ersten Sendboten für Nordtogo verabschiedet.[7]) Es waren drei Württemberger: der als Stationsleiter ausersehene Otto Schimming mit seiner Gattin, der sich während einer doppelten Arbeitsperiode an der Goldküste in Akropong, Nsaba und Abetifi wertvolle afrikanische Erfahrungen hatte sammeln können, und die angehenden Missionare Imman. Kieß und Hans Huppenbauer, jener in der Krankenpflege bewandert, dieser besonders für die sprachliche Arbeit ausersehen, beide mit Hausa schon einigermaßen vertraut. Wie gern wäre Dr. Fisch, der durch sein Buch über Nordtogo und durch manchen Vortrag für die neue Mission geworben hatte, mitgezogen, wenn die gesundheitlichen Verhältnisse seiner Frau es erlaubt hätten!

Als Reiseziel war vorläufig doch nur Bimbila ins Auge gefaßt, da Jendi vom Gouverneur noch nicht geöffnet erklärt war; dort sollten

die mitgeführten Baracken aufgestellt und die ersten Beziehungen angeknüpft werden. Die Teilung des ganzen Hinterlandes zwischen der Basler und der katholischen Mission war ausgemacht, und zwar schließlich nicht rein nur nach Bezirksgrenzen, sondern mit Berücksichtigung der sprachlichen Verhältnisse: außer dem den Norden und Nordwesten umfassenden Bezirk Mangu-Jendi waren den Baslern die im katholischen Bezirk Sokode-Basari wohnenden Dagomba und Konkomba zugesprochen, zunächst für 20 Jahre. Es war sehr zu begrüßen, daß fast das ganze der evangelischen Mission zuerkannte Gebiet durch besondere Verordnung des Gouverneurs für die Einfuhr von Branntwein gesperrt wurde.

Bei ihrer Ankunft in Lome eröffnete der Vertreter der Regierung den Missionaren, daß ihnen das ganze der Basler Mission vorbehaltene Land alsbald offen und ihrer Niederlassung in Jendi nichts mehr im Wege stehe, ein erfreulicher Willkommgruß. In Kete-Kratschi, wo sie am 2. Januar 1913 eintrafen, besuchten sie den Iman, das Haupt der Hausaniederlassung, einen wegen seiner Gelehrsamkeit berühmten Mohammedaner, in dessen Hütte Koransprüche die Wände zierten — in Bimbila tauften sie das neugeborne Töchterlein des Postgehilfen, eines ehemaligen Basler Missionsschülers, die erste Tauffeier in ihrem Missionsgebiete. Allenthalben sahen sie die Spuren des mohammedanischen Einflusses, wenn auch der Islam der einheimischen Anhänger zunächst nur in Amuletten und einigen arabischen Redensarten bestehen mochte.

Am 13. Januar war Jendi, die Hauptstadt des ehemaligen, großen Dagombareiches, das Reiseziel, erreicht. Das Rasthaus der Regierung, das am Tage vor ihrer Ankunft fertiggestellt worden war, bot die erste Unterkunft. Günstiges Land war vom Häuptling erhältlich, schon am 2. Mai konnte der Umzug in das dort errichtete, provisorische Obdach stattfinden. Jeder fand sein reiches Maß Arbeit; hilfesuchende Kranke umringten Kieß alsbald. Forschungsreisen wurden unternommen, unter sprachlichen Schwierigkeiten, da die Dolmetscher fehlten. Bald meldete sich der erste Schüler an, Ende Januar 1914 wurde die Schule mit zehn Schülern eröffnet. Die sprachlichen Arbeiten erstreckten sich in erster Linie auf das Dagbane (Dagomba), aber auch auf andere Sprachen Nordtogos, da in dem verhältnismäßig kleinen Gebiet fünf Hauptsprachen (Konkomba, Tschokossi, Moba, Gurma) neben allerlei Dialekten in Betracht kommen. Es handelte sich um die Feststellung ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen. Dr. Fischs Vorarbeiten in Dagbane leisteten gute Dienste. Ende 1913 konnte den Eingebornen die von Huppenbauer übersetzte Weihnachtsgeschichte als erste Gabe aus dem Reichtum des Evangeliums in ihrer Sprache dargeboten werden. Da für Krankenhilfe ein weites Feld sich auftat, wünschte die Station

dringend einen Arzt und eine Krankenschwester; eine solche wurde für sie in Aussicht genommen.

Die Freundlichkeit der Regierungsbeamten erleichterte den Anfang. Die Dagomba dagegen zeigten sich sehr zurückhaltend und stolz; es kostete augenscheinlich Mühe, ihr Vertrauen zu erwerben und sie anzuziehen, und selbstlose Hilfeleistung in leiblichen Nöten mochte am ehesten zu diesem Ziele führen. Hausperſonal war von ihnen nicht zu bekommen.

„Die Mohammedaner haben in Jendi etwa drei Moscheen und viele Gebetsplätze, dagegen keine eigentliche Niederlassung. Es sei noch kein angesehener Dagomba in Amt und Würden Mohammedaner geworden, kein Kind eines Häuptlings oder angesehenen Mannes gehe in die Koranschule. Trotzdem darf der Einfluß des Islams nicht unterschätzt werden. Häufig erhalten die Kinder mohammedanische Namen und werden beschnitten; es sind sechs Koranschulen am Ort, die von vielen jungen Leuten besucht werden. Bei der Feier, die den Ramadan, den mohammedanischen Fastenmonat, abschließt, zählten die Missionare etwa 200 bis 250 Mohammedaner. Es ist in dieser Schar zu unterscheiden zwischen einem Kern entschlossener und bewußter Anhänger des Propheten, die meist von auswärts stammen, und einer größern Schar Einheimischer, die den Islam erst oberflächlich angenommen haben. Die Mohammedaner sind uns übrigens von Anfang an freundlich entgegen gekommen. Die Malam, ihre Lehrer, haben gleich Besuche mit den Missionaren ausgetauscht; jedenfalls war keine Rede davon, daß durch unser Erscheinen ihr Fanatismus irgendwie erregt worden wäre!"

Schnelle Siege standen in diesem neuen Arbeitsgebiete nicht in Aussicht, aber der gemachte Anfang ließ Gutes hoffen, und die Missionare hatten zielbewußt die künftige Bearbeitung der ganzen evangelischen Interessensphäre im Auge, knüpften für diesen Zweck womöglich Verbindungen an, spähten nach der günstigen Lage für die spätern Hauptstationen und suchten in den Zusammenhang der Sprachen einzudringen. Es war eine Pioniermission, an der der heimatliche Freundeskreis seine besondere Freude hatte.

IV. Teil.

Kamerun.

Erſter Abſchnitt.

Die Vorgeſchichte.

Als der Pioniermiſſionar Dr. Krapf ſeinen Feldzugsplan für den dunkeln Erdteil aufſtellte, ließ er von ſeiner Station bei Mombas im Oſten die Blicke nach Kamerun ſchweifen; dort, wo die einzige tiefere Einbuchtung der Weſtküſte ſich befindet, mußte, ſo dachte er, die Miſſionskette quer durch Afrika enden, dort, wo ſeines Erachtens der natürliche Ausgangspunkt im Weſten war für die Erforſchung und Chriſtianiſierung von Innerafrika. Seitdem hat freilich die Erfahrung gezeigt, daß dem Kongo und Niger dieſe Bedeutung zukomme[1]); nichtsdeſtoweniger iſt Kamerun an ſich ſelbſt wegen ſeines Umfangs und ſeiner hohen Bevölkerungsziffer — 761 000 qkm (Deutſches Reich: 540 858) und etwa 3 800 000 Einwohner — für die Miſſion von großer Wichtigkeit, und als Zugang zum Innern hat es immerhin auch ſeine Bedeutung.

Im Jahre 1841 begannen die engliſchen Baptiſten eine Miſſion auf der nahen Inſel Fernando Po, 1842 bildeten ſie hier aus Leuten von Sierra Leone und andern Koloniſten eine kleine Gemeinde. Von da unternahm ihr Miſſionar Merrick den erſten Miſſionsverſuch in Bimbia auf dem Feſtlande. Ihm folgte am 10. Juni 1845 Alfred Saker[2]), geboren am 21. Juli 1814 in Kent als Sohn eines Maſchinenbauers, ſelbſt als Handwerker ausgebildet, durch natürliche Begabung und göttliche Berufung für den Miſſionsdienſt beſtimmt, in den er ohne beſondere Schulung 1844 auf Fernando Po eintrat. Saker ließ ſich beim Dualahäuptling Akwa in Bonaku nieder und gründete hier ſeine Station Bethel, die für Jahrzehnte ſein Wirkungskreis wurde. 1849 taufte er hier ſeinen erſten Duala.

Die Spanier, die ſich ſeit langem um Fernando Po nicht gekümmert hatten, erinnerten ſich nun alter Rechte auf dieſe Inſel; 1845 erſchien ein ſpaniſcher Generalkonſul, mit dem Auftrag, die evangeliſche Miſſion zu verbieten. Bis 1858 wurde die Gemeinde noch geduldet, dann aber mit Unterſtützung eines Kriegsſchiffes die katholiſche Religion als die alleinberechtigte auf der Inſel proklamiert. Saker bereitete

der Gemeinde, die auf Fernando Po fortan nicht mehr leben konnte, einen Zufluchtsort, den er zu Ehren seiner Königin „Viktoria" hieß, in der Bucht von Ambas am Fuß des Kamerunberges. Das Land für diese seine christliche Kolonie erwarb er vom König William von Bimbia. Leider ließ sich später der Umfang dieses Landkaufs nicht feststellen, woraus große Schwierigkeiten erwuchsen.

Um eine Wiederholung der Erfahrungen von Fernando Po womöglich zu verhüten, bat Saker die englische Regierung für seine christliche Ansiedlung um ihre Schutzherrschaft. Tatsächlich jedoch blieb die Kolonie so ziemlich auf sich selbst angewiesen, unter der Oberhoheit der baptistischen Missionsgesellschaft in London. Unter Sakers Leitung dehnte sich das Missionswerk aus. Unter den wilden Bakwiri entstand die Station Bondjongo, nahe bei der Sanagamündung im Süden wurde Mulimba besetzt, stromaufwärts am Wuri im Aboland ein Werk begonnen, das der Krieg wieder zerstörte, am Mongofluß durch eine Station in Bakunduba-Namwili ein mutiger Vorstoß ins Innere gemacht. Der Zahlenertrag der Mission war bescheiden, 1884 zählte man 203 Mitglieder und 368 Schüler. Dennoch war Bedeutendes geleistet und künftiger Missionsarbeit kräftig vorgearbeitet. Saker verließ sein Arbeitsfeld im Dezember 1876; er hatte 30 Jahre in der Glutsonne gewirkt, nun war seine Gestalt verfallen, die Neger nannten ihn nur noch den „Schatten". In seiner letzten öffentlichen Rede, es war in Glasgow, rief der Greis aus: „O daß ich noch ein Leben hätte, um nochmals nach Afrika auszuziehen!" Er entschlief am 13. März 1880 in den Armen seiner Frau, die sein ganzes afrikanisches Tagewerk mit ihm geteilt hatte.

Saker hatte mit seiner Missionsleitung manchen Strauß. Er war als Arbeiter ein Einspänner, der nicht wohl Rechenschaft ablegen noch Mitarbeitern Raum lassen konnte. Für sich aber setzte er alle Kräfte ein. Livingstone urteilte über ihn, als er in der Vollkraft der Jahre stand: „Alles in allem, besonders wenn man seine Vielseitigkeit ins Auge faßt, ist das Werk Alfred Sakers in Kamerun und Viktoria meinem Urteil nach das bemerkenswerteste an der afrikanischen Küste." Er durchforschte die Dualasprache mit größtem Eifer, schuf Schulbücher und Grammatik und übersetzte und druckte die ganze Bibel. Waren auch seine sprachlichen Leistungen infolge seiner ungenügenden Vorbildung recht mangelhaft, so brachen sie doch die Bahn für spätere Forschungen. Saker wirkte als praktischer Missionar, indem er durch sein Vorbild Fertigkeit und Freudigkeit zur Arbeit zu erwecken suchte. Kräftige zivilisatorische Wirkungen sind von ihm ausgegangen, und was das Beste ist: er hat der Mission im Lande weit herum einen guten Namen geschaffen, als wertvolles Erbe für künftige Zeit.

Wenn der Baptistenmission vor der deutschen Besitzergreifung kräftige Ausdehnung nicht gelang, hing dies mit den ungünstigen Verhältnissen an der Küste zusammen. Keine starke Hand zügelte die widerstrebenden Parteien. Den Missionaren waren deutsche und englische Kaufleute nach Kamerun gefolgt, diese rivalisierten unter sich, die Eingebornen lagen miteinander nach Väterstitte beständig in Fehde; die Duala, die für den Handelsverkehr mit den Stämmen des Innern das Monopol beanspruchten, wachten eifersüchtig über dieses angemaßte Vorrecht. Über dem Lande lag Gewitterschwüle, hervorgerufen durch Gewalttaten und Kämpfe der Eingebornen, Eifersuchtsszenen zwischen den Weißen und Mißhelligkeiten zwischen diesen und den Schwarzen. Schon im Jahre 1878 klagte einer der Nachfolger Sakers, Missionar Grenfell, in einem Bericht über diese Schwierigkeiten seines Missionsfeldes.

Unter solchen Umständen wurde die deutsche Besitzergreifung zu einer Wohltat für das Land. Im Juli 1884 hißte Dr. Nachtigal als Bevollmächtigter der deutschen Reichsregierung in Belltown die deutsche Flagge und erklärte das Land für deutsches Gebiet. Allerdings zog die neue Schutzmacht zunächst nicht wie ein Friedensengel, sondern als ein verheerendes Unwetter ein, indem deutsche Krieger um Weihnachten 1884 den unverbesserlich händelsüchtigen Häuptlingen von Joßstadt und Hickory die Dörfer zusammenschossen. Der Schrecken war heilsam; er bahnte eine neue Zeit für Kamerun an, er brach Bresche für Ordnung, Recht und Gesetz in unbeschreiblich verkommene und haltlos zerrüttete Verhältnisse.

Es kam die deutsche Kolonialära. Rasch folgten sich die Landerwerbungen des Deutschen Reiches in Afrika und der australischen Inselwelt. Sozusagen mit einem Schlage war Deutschland zum Staunen der Welt Kolonialmacht geworden, und zwar gehörte die erste Liebe der Kolonialfreunde Kamerun, durch dessen Besetzung Deutschland zuerst als Kolonialmacht aufgetreten war. Nun mußte in der Diskussion über die beste Verwendung der Schutzgebiete auch die Mission zur Sprache kommen. Fanatische Kolonialvertreter verlangten in der ersten Sturm- und Drangperiode, der deutsche Protestantismus müsse alle übrigen Missionen aufgeben und ausschließlich dem Vaterlande in den deutschen Kolonien dienen.[3]) In Kreisen, die bisher nach der Mission nicht gefragt oder sie verachtet hatten, begann man, sie als patriotisches Werk für das deutsche Neuland herbeizuwünschen. Als Schullehrer und Handwerkermeister, überhaupt als Zivilisatoren erschienen die Missionare sehr nützlich, um den Wert der Kolonien zu heben. Die Verkündigung des Evangeliums ihnen zu erlassen, war man vielfach bereit.[4])

Die Missionsleitung in Basel mußte sich mit der neuen Lage auseinandersetzen. Einerseits wurde sie an ihre Pflicht gemahnt, Wesen

und Zweck der Aufgabe, die nicht einem Weltreiche, sondern dem Reiche Gottes gilt, deutlicher als je im Auge zu behalten; andrerseits sah man voraus, daß die neuen Kolonialunternehmungen Bedeutung erlangen müßten für die Ausbreitung des Evangeliums und neue Türen öffnen könnten für die Mission, durch die neuen Zustände, die sie schaffen würden. Man rechnete mit neuen Missionsverpflichtungen, wobei allerdings von vornherein in Weisheit, Nüchternheit und Einfalt die Sache des Reiches Gottes rein und mit weltlichen Bestrebungen unverworren zu erhalten war.[5])

Noch ehe von evangelischer Seite ein ernstlicher Schritt in der Sache geschehen war, meldete sich eine römisch-katholische Mission, mit Sitz in Paris, beim Auswärtigen Amt in Berlin mit dem Ersuchen, sich in Kamerun niederzulassen. Der Bescheid mußte abschlägig lauten, da der betreffende Orden in Deutschland verboten war und man in Berlin um die Arbeitsgemeinschaft zwischen römischer Mission und französischer Politik wußte. Gerade zu der Zeit, als diese römischen Absichten auf Kamerun kund wurden, tagten in Bremen, im Oktober 1885, die Vertreter der deutschen evangelischen Missionen, um auch über die Arbeit in den Schutzgebieten sich zu verständigen. Die Besetzung Kameruns durch evangelische Missionare mußte nun umso dringlicher erscheinen. Man erwog: „Gegenüber der gegenwärtigen Machtentfaltung Roms und des Jesuitismus zur Ausbreitung des päpstlichen Weltreichs und zur Zerstörung des evangelischen Christentums wird sich die evangelische Mission, wie überhaupt die evangelische Kirche, mehr und mehr als im Kampf mit Rom befindlich betrachten müssen.“[6]) Da die Norddeutsche Missionsgesellschaft nicht die Kraft besaß, eine neue Mission zu übernehmen, wurde die Basler Mission durch einmütigen Beschluß der Bremer Konferenz aufgefordert, in Kamerun einzutreten.

Man fühlte in Basel keine Kreuzzugsbegeisterung. Die Größe und Schwierigkeit einer solchen neuen Aufgabe ließen den Enthusiasmus nicht aufkommen, eher eine gewisse Abneigung, vor allem wegen der in Aussicht stehenden beträchtlichen Opfer an Menschenleben. Immerhin wurde nach dem Wunsch der Bremer Konferenz eine Untersuchungskommission nach Kamerun gesandt; sie bestand aus H. Rottmann und Bohner, den erfahrenen Goldküste-Missionaren, und einem Vertreter der Bremer Mission (Binetsch), der sich auf Bitten der Basler Mission anschloß.[7]) Ihr mit Spannung erwarteter Bericht traf im März 1886 in Basel ein; er lautete über Erwarten günstig. Die Gesundheitsverhältnisse seien wenigstens nicht schlimmer als an der Goldküste. Inzwischen war klar geworden, daß die Hoffnung des Basler Komitees, eine andere deutsche Missionsgesellschaft möchte in die Arbeit eintreten,

dahinfallen mußte und nur die Basler Mission deutscherseits in Betracht kommen konnte. Auch zeigte eine genauere Erwägung der verfügbaren persönlichen Kräfte, daß die neue Aufgabe mindestens nicht unmöglich wäre. Die Aufforderungen an Basel hatten sich gemehrt. Unter diesen Umständen verwandelte sich hier die ablehnende Haltung des Anfangs mehr und mehr in ein erwartungsvolles Ausschauen nach der göttlichen Weisung. Im Frühjahr 1886 stand die Sache so, daß die Entscheidung von drei Bedingungen abhing: 1. der Zustimmung der Missionsgemeinde, die ja das neue Werk unterhalten sollte; 2. einer wohlwollenden, die nötige Bewegungsfreiheit sichernden Erklärung der deutschen Reichsregierung, 3. einer Verständigung mit der englischen Baptistenmission, wegen Übernahme ihres Werkes und Eigentums in Kamerun.

Die üblichen Missionskonferenzen des Frühjahrs in Straßburg, Karlsruhe, Stuttgart und Bern und eine außerordentliche in Zürich förderten zwar ernste Bedenken erfahrener Missionsfreunde zutage. Im ganzen aber fand der neue Plan warme Unterstützung und freudige Zustimmung, und auch solche, bei denen zuerst die Bedenken überwogen, mußten dem Eindruck Raum geben, daß höhere Hand die Basler Mission nach Kamerun weise. Es war für die Missionsleitung von Wert, daß die schweizerischen Konferenzen im wesentlichen die gleiche Stellung einnahmen wie die deutschen. Diese ließen das weltliche Interesse, die Kolonialpolitik zu fördern, ganz beiseite; jene hinderte nichts daran, an der Arbeit im deutschen Kolonialgebiet Anteil zu haben; allgemein war man darin einig, die ganze Sache als eine Angelegenheit des Reiches Gottes anzusehen, für die auf beiden Seiten des Rheins derselbe Glaube maßgebend war. Damit war die erste der drei Bedingungen erfüllt.

Auch die Gewährung der zweiten ließ nicht lange auf sich warten. Durch den Ausschuß der Bremer Konferenz (Inspektor Zahn) ging ein „Gesuch der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel betreffend eine Heidenmission im Kamerungebiet", Basel, 1. Juni 1886, an das Auswärtige Amt in Berlin ab. In diesem klassischen Schriftstück legte die Basler Missionsleitung in charaktervoller Bestimmtheit ihre Grundsätze dar:

„1. Unter Ausschluß jedes politischen Zweckes verfolgt die Gesellschaft als ihr Ziel die Pflanzung evangelischen Christentums unter den Heiden und Sammlung der Gewonnenen zu evangelisch-christlichen Gemeinden. 2. Durch Errichtung christlicher Volksschulen sucht sie ihre Pflegebefohlenen in den Stand zu setzen, die heilige Schrift zu lesen, bestrebt sie sich überhaupt, eine christliche Volksbildung hervorzubringen. 3. Durch höhere Schulen sucht sie Lehrer und Prediger aus

den Eingebornen heranzubilden und vorhandenen Bedürfnissen nach höherer Bildung in evangelischem Geiste zu entsprechen. 4. Das religiöse und sittliche Leben der gesammelten Gemeinden sucht sie durch Einführung einer christlichen Gemeindeordnung und Handhabung einer christlichen Kirchenzucht nach den Grundsätzen der heiligen Schrift zu pflegen. 5. Nicht nur zur Erleichterung der auf der Gesellschaft liegenden Last, sondern auch um der sittlichen Wirkung willen sucht sie die Christen allmählich zur Bestreitung der Kosten für die Gemeindebedürfnisse zu erziehen. 6. Die Gesellschaft achtet es für ihre Pflicht, die nationalen Eigentümlichkeiten der Völker, unter denen sie arbeitet, soweit sie nicht als heidnisch dem Christentum weichen müssen, zu schonen. Sie pflegt daher in ihren Schulen in erster Linie die Volkssprache, ohne dadurch den Unterricht in einer andern Sprache, sofern er Bedürfnis ist, auszuschließen.

Um nach diesen Grundsätzen arbeiten zu können, bedarf die Gesellschaft Freiheit der Bewegung, die ihr auf englischem Gebiet, z. B. auf der Goldküste, stets gelassen worden ist und um deren ausdrückliche Gewährung sie auch das hohe Auswärtige Amt für den Fall, daß sie die Kamerunmission übernimmt, hiermit bittet, da sie nur unter dieser Voraussetzung die Arbeit in Angriff nehmen könnte. Es würde sich dabei um Anerkennung folgender Rechte handeln:

1. Das Recht, Grundstücke zu erwerben zur Errichtung von Missionshäusern, Schulen, Prediger- und Lehrerwohnungen und — wenn sich dies wie auf der Goldküste als notwendig oder zweckmäßig erweisen sollte — zur Ansiedlung der gewonnenen Christen;

2. Das Recht, von den durch die Missionsgesellschaft oder die Christengemeinde erworbenen Grundstücken den Branntweinhandel und Branntweinschank auszuschließen;

3. Das Recht, die innern kirchlichen Verhältnisse und Schulverhältnisse der zu sammelnden Gemeinden selbständig zu regeln, eine christliche Gemeindeordnung, die sich auch auf eheliche Verhältnisse erstreckt und mit Hilfe einer evangelischen Kirchenzucht aufrecht erhalten wird, einzuführen und Beiträge der Christen für Zwecke der Mission, der Kirche und Schule anzuordnen, zu erheben und zu verwalten.

Mit der Bitte um Gewährung dieser Rechte für den Fall ihrer Übernahme der Kamerunmission wünscht die Gesellschaft nur sich solange, als sie das Werk in Händen hat und die Verantwortung dafür trägt, die für das Gedeihen einer schwierigen und viele Opfer fordernden Unternehmung nötige Freiheit zu sichern, ohne damit einer künftig nötig werdenden Regelung der Verhältnisse von seiten der Regierung vorgreifen zu wollen. D. Riggenbach. Th. Oehler."

Die Antwort aus Berlin erfolgte schon am 12. Juni:

„In Anerkennung der Opfer, welche mit einem so segensreichen Werke verbunden sind, bin ich gerne bereit, der Gesellschaft die zur Entfaltung ihrer Tätigkeit erforderliche freie Bewegung zu gewähren. Von den besonders erbetenen Rechten kann der Gesellschaft die Befugnis zur Errichtung von Missionshäusern, Kirchen, Schulen, Lehrer- und Predigerwohnungen und zur Ansiedelung der gewonnenen Christen Grundstücke zu erwerben, in der Voraussetzung zugestanden werden, daß im übrigen diese Befugnis nach den für das Schutzgebiet geltenden Vorschriften ausgeübt wird. Das weiter erbetene Recht, von den durch die Christengemeinden erworbenen Grundstücken den Branntweinhandel und den Branntweinschank auszuschließen, kann um so mehr zugelassen werden, als dasselbe nur ein Ausfluß des an den Grundstücken bestehenden Eigentums ist. Auch bezüglich des Rechts, die innern kirchlichen Verhältnisse und die Schulverhältnisse der zu sammelnden Gemeinden selbständig zu regeln, eine christliche Gemeindeordnung einzuführen und Beiträge der Christen für Zwecke der Mission, Kirche und Schule anzuordnen, wird der Gesellschaft freie Hand gelassen werden.

Vorausgesetzt ist dabei, daß die erwähnten Befugnisse, namentlich auch die Erhebung von Beiträgen für die Zwecke der Mission, sich nur auf die Mitglieder der zu sammelnden Gemeinden, nicht auf die Mitglieder und Angestellten der kaufmännischen Firmen erstrecken, und selbstverständlich wird, wie in jedem andern staatlichen Gebiete, auch in Kamerun mit der der Mission gewährten Freiheit die Übung der staatlichen Hoheitsrechte und der darin enthaltenen Oberaufsicht, sowie die Entscheidung der etwa entstehenden Streitigkeiten vereinigt werden können.

Ich darf die Erwartung aussprechen, daß diese Zusicherungen den Wünschen der Gesellschaft entgegenkommen und daß dieselbe den Beginn ihrer Tätigkeit nun möglichst beschleunigen wird. Gleichzeitig freut es mich, hinzufügen zu können, daß das Syndikat für Westafrika die Absicht der Basler Missionsgesellschaft, sich in Kamerun niederzulassen, mit Freuden begrüßt und daß die dort angesessenen Firmen erklärt haben, derselben ihre volle Sympathie entgegenzubringen und sie nach Kräften unterstützen zu wollen.

(gez.) Berchem."

Durch diese Antwort war das Komitee vollständig befriedigt. Schwieriger war die Verständigung mit der baptistischen Missionsgesellschaft. Ohne solche konnte die Basler Mission nach ihrem von Anfang an durch die ganze Geschichte festgehaltenen Grundsatz nicht in das neue Arbeitsgebiet eintreten. Die deutsche Regierung wünschte nicht etwa, die englische Gesellschaft aus ihrer Kolonie zu verdrängen; sie gab ihr vielmehr zu verstehen, daß sie ihr Bleiben nicht ungern sähe. Aber die englischen Baptisten spürten ihrerseits keine Lust dazu. Ihre 1878 am Kongo begonnene Mission, die sich hoffnungsvoll entwickelte, beanspruchte starke Kräfte und machte die energische Fortführung einer zweiten, opferreichen Mission im tropischen Afrika schwierig. Tatsache ist, daß ihr Werk in Kamerun zur Zeit der deutschen Besitzergreifung deutliche Spuren des Verfalls trug. Die

englische Gesellschaft mochte sich aus sprachlichen Gründen nicht ganz wohl fühlen unter deutschem Regiment. Sie kam von sich aus zu dem Entschlusse, ihre Mission in Kamerun womöglich einer deutschen Gesellschaft zu übertragen; also geschah das Eintreten Basels in Erfüllung ihres eigenen Wunsches, um Verdrängung handelte es sich nicht.

Nun waren jedoch schwierige Einzelfragen zu lösen. Sie betrafen nicht die Stellung der baptistischen Christen im Missionsgebiete; die Basler Mission sicherte ihnen in bezug auf die Taufpraxis Gewissensfreiheit zu und gewährte ihnen das Recht, ihre Kinder im spätern Alter durch Untertauchen taufen zu lassen; bei den durch ihren eigenen Dienst gewonnenen Christen dagegen wollte sie die Kindertaufe einführen und Agitation gegen ihre Lehre und Praxis nicht dulden. Mit den eingebornen Lehrern und Predigern wollte sie den Versuch machen, ob sie sich der neuen Leitung fügen und auf einfache Predigt des Evangeliums beschränken konnten.

Die eigentlichen Schwierigkeiten betrafen die liegenden Güter. Zur Ansiedlung der Baptisten in Viktoria gehörten ein bis zwei deutsche Quadratmeilen Land, das sie mit ihrer Station abzutreten wünschten und wofür sie (ohne die Gebäulichkeiten) £ 3000 verlangten. Es gab Missionsfreunde, die zu raschem Zugreifen rieten: für eine Mission im deutschen Schutzgebiete lohne sich dieses Opfer, man dürfe diese Missionssache nicht als eine Geldfrage behandeln. An verantwortlicher Stelle in Basel durfte man nicht so „großzügig" denken. Über Summen, die man nicht hatte, konnte man nicht verfügen, und der Wert des übergroßen Landbesitzes erschien recht zweifelhaft. Zur Plantagenwirtschaft, durch die er allein nutzbar gemacht werden konnte, war in Basel nach den in Indien gemachten Erfahrungen um so weniger Neigung vorhanden, als es sich hier um das Land des Todes handelte. Und doch verzichtete die Missionsleitung ungern auf das wichtige Viktoria. Darum diente es zur wirklichen Förderung der Sache, daß das Auswärtige Amt in Berlin sich der Verhandlungen annahm. Das Deutsche Reich wünschte das Land von Viktoria in deutschen Händen zu sehen, da es als Besitz der Baptisten unter englischer Hoheit war. Der ganze Landbesitz wurde deutsches Eigentum. Die Mission übernahm davon nur einen Teil; sie bezahlte der Baptistenmission für das betreffende Land samt den Missionsgebäuden in Viktoria, am Kamerunfluß und auf den Außenstationen £ 2600 (52 000 Mark); ein deutscher Missionsfreund half mit einem großen Beitrag.

So war nun auch die dritte Bedingung erfüllt und der Weg nach Kamerun offen. Öhler präzisierte die Absichten des Vorgehens: „Sie sind weder auf Plantagenbau und Erziehung der Neger zur Plantagen-

arbeit, noch auf Verbreitung der Kultur als eines selbständigen Zweckes, noch auf Förderung der deutschen Kolonialpolitik gerichtet, sondern auf Ausbreitung des Reiches Gottes im Dienste Jesu Christi. Die Früchte für Kultur und gedeihliche Entwicklung des Landes werden ja nicht ausbleiben, wenn die Mission ihr Werk tun kann; aber ihr eigentlicher Zweck, der ihre Tätigkeit bestimmt, ist und muß bleiben das Reich Gottes.“[8])

Aus den mit der Basler Mission verbundenen Kreisen, besonders aus Württemberg, Baden, Rheinpfalz und Hessen, liefen ansehnliche Beiträge ein. In Stuttgart bildete sich ein Kamerun-Hilfsverein, zur Sicherung der nötigen Mittel. Er erhielt und förderte das Interesse für das neue Unternehmen durch die „Blätter für die Freunde der evangelischen Mission in Kamerun.“[9])

Zweiter Abschnitt.

Das erste Jahrzehnt: Der Vorstoß.

1. Kapitel.

Todesnöte. Die Baptisten. Charakter des Heidentums.

Am 19. August 1886 wurden die drei für Kamerun bestimmten ersten Sendboten im Betsaal des Missionshauses verabschiedet: die Württemberger Christian Dilger und Johannes Bizer und der Badener Friedrich Becher. In London gesellte sich der für die Leitung des neuen Unternehmens erkorene Württemberger Gottlieb Munz zu ihnen, der 1880—1883 auf der Goldküste einige afrikanische Missionserfahrung gesammelt hatte. Am 23. Dezember 1886 landeten sie bei Bethel. Als ihre erste Botschaft aus Kamerun lief in Basel eine Todeskunde ein: Becher, schon in Alt-Kalabar am Klimafieber erkrankt, entschlief am vierten Tage nach der Ankunft im Lande der Bestimmung.[10])

Als diese Nachricht in den theologischen Lehrsaal des Missionshauses drang, griff Kinzler zum griechischen Neuen Testament und las mit lauter, aber vor innerer Bewegung zitternder Stimme Röm. 8, 31—39, unter feierlicher, geheiligter Stille. Dilger leitete die Botschaft ein mit den Worten: „Gott wollte unsere Mission unzertrennlich an dieses Land knüpfen, indem er uns einen aus unserer kleinen Schar einige Tage nach unserer Ankunft in Afrikas Erde betten ließ." Zehn Jahre später schrieb Öhler: „Seitdem sind viele solcher Bande geworden, die uns mit diesem Lande Kamerun verknüpft haben. Dilger selber, der uns jene Worte schrieb, liegt dort begraben, und von jener ganzen ausgesandten Schar steht heute keiner mehr dort in Arbeit. Munz ist in eine andere Arbeit eingetreten, nachdem er seine Frau in Kamerun begraben, und die Brüder Bizer, Becher und Dilger haben alle ihr Leben für Kamerun dahingegeben. Von 49 Missionaren und 14

Frauen, die im Laufe von 10—11 Jahren ausgesandt wurden, haben 14 Missionare und 5 Frauen in Kamerun den Tod gefunden; aber manche von ihnen haben es sterbend bezeugt, daß es sie nicht gereute, nach Kamerun gegangen zu sein, und haben ihrer Hoffnung für das Evangelium in Kamerun begeisterten Ausdruck gegeben. So der Letzte in der langen Reihe, Bruder Hermann, der gestorben ist, nachdem ihm die Station Edie anvertraut worden war; sterbend hat er gesprochen: „Armes Edie! Brüder, gebt Edie nicht auf; denn es wird dort herrlich werden.“ [11])

1890 z. B. war ein Jahr der Sterbefälle. In seinen ersten Tagen starb Karl Bastian, seit 14 Monaten erst in Kamerun; ihm folgte im Juli sein Reisegefährte Wilh. Arntz, der sterbend sprach: „Mein Weg ist nicht verfehlt“; am 12. Oktober raffte das Fieber Martin Narr hinweg, vor Ablauf seines ersten Jahres in Kamerun, und am 23. November meldete der Telegraph: „Br. Georg Schmitt gestorben“ — er war nur 13 Monate im Lande gewesen.[12]) A. W. (wohl Albert Wenger) sang zum Gedächtnis dieser Entschlafenen:

„Mein Weg ist nicht verfehlt!“ So sprach ein junger Streiter,
Zu frühem Tod erwählt, und starb getrost und heiter.

Ihr Weg ist nicht verfehlt, ob viele frühe sterben.
Der Herr hat sie gezählt, und keiner darf verderben.

Ihr Weg ist nicht verfehlt! Ein nutzlos Unterliegen
Erscheint es wohl der Welt; sie aber dürfen siegen.

Ihr Weg ist nicht verfehlt! Was sie gesät mit Zagen,
Von Schmerz und Not gequält, wird reichlich Früchte tragen.

Ihr Weg ist nicht verfehlt! Der Heiland hat die Müden
Mit seiner Kraft gestählt und heimgeholt im Frieden.

Es ist kein Weg verfehlt, den wir mit Gott gegangen.
Wer Treu und Glauben hält, wird ew'gen Lohn empfangen.[13])

Die Leitung der Mission in Kamerun ging 1890 vom heimkehrenden Munz an Heinrich Bohner über, der sich seit 1863 an der Goldküste in langem Dienste bewährt hatte.

Das Verhältnis zu den nach Vereinbarung übernommenen Baptistengemeinden bereitete große Schwierigkeiten. Anfangs zwar ging alles gut; die Mission wurde durch ihr Todesleid sympathisch, ein Band der Liebe war bald geknüpft. Die Tauffrage erledigte sich verhältnismäßig leicht. Der Prediger der Gemeinde in Bethel, der von sich aus die Taufe seiner neugebornen Zwillinge begehrte, fand Nachahmer; einige Erwachsene wollten nach Basler Art getauft sein. Die Kindertaufe leuchtete den Christen so rasch ein, daß die Basler Missionare sie eher vor zu

schneller Sinnesänderung warnen mußten, und die erwarteten Streitigkeiten über Lehre und Ritus stellten sich gar nicht ein.

Aber am verschiedenartigen Gemeindebegriff entstand die Not, der Kampf. Diese Baptistengemeinden, besonders die in Bethel, waren seit Sakers Weggang an große Selbständigkeit gewöhnt, um so mehr, da sie in ihrem Prinzip wurzelte, den Getauften alsbald die vollen Rechte des mündigen Gemeindegliedes zuzuerkennen. Der Pfarrer war von der Gemeinde angestellt und zum großen Teil finanziell von ihr abhängig und verhältnismäßig unabhängig vom Missionar. Dies hatte große Opferwilligkeit zur Folge, zugleich aber Unordnung und Zuchtlosigkeit, indem Christen, denen die einfachsten sittlichen Begriffe des Christentums noch fehlten, und Prediger, die im christlichen Charakter noch unbefestigt waren, in der Gemeinde so ziemlich frei schalteten und walteten und z. B. solche, die sich schwer verfehlt hatten, zwar ausschlossen, aber rasch wieder aufnahmen. Es fehlte nicht an religiösem Schwung und Ausbreitungseifer, wohl aber an sittlichem Gehalt.

Die Basler Mission konnte nicht um dieser Christen willen von ihrem soliden Grundsatz abgehen, der heidenchristlichen Gemeinde die Selbstregierung nach dem Maße ihrer sittlichen Erziehung einzuräumen, und ihre Ordnung preisgeben. Sie stieß auf das Bestreben, den Missionar soviel als möglich von der Gemeinde fernzuhalten und ihre Leitung für den eingebornen Pfarrer zu reservieren. Sie suchte, den Ernst der Lage erkennend, nicht mit schroffem Durchfahren, sondern mit Weisheit und Takt eine Besserung zu erzielen, jedoch so, daß Unzucht und Branntweinunfug nicht geduldet wurden; wenn aber die Gemeinde sich nach wiederholten Versuchen beharrlich weigerte, den Grundsätzen der Basler Gemeindeordnung sich zu fügen, sollten es die Missionare — so wollte es das Komitee selbst — lieber auf einen Bruch mit ihr ankommen lassen. Dieser erfolgte denn auch in Bethel, infolge eines Verhaltens der Missionare, das empfangener Weisung entsprach; das Komitee wollte die volle Verantwortung tragen und lieber eine neue Gemeinde sammeln und von Grund auf erziehen, als eine Gemeinde im Missionsverbande festhalten, die weder Leitung noch Zucht annahm und dadurch das schlechteste Beispiel gab für die, die noch werden sollte; denn auf solide Grundlegung in der Anfangszeit kam alles an.[14])

Auch die Gemeinde in Viktoria sagte sich los. Dazu trugen hier die besondern Verhältnisse des kleinen Freistaates bei: den Kolonisten, die so lange ein unbeschränktes Regiment über die eingeborne Bevölkerung ausgeübt hatten, mißfiel es, daß die Deutschen ihrer Selbstherrlichkeit ein Ende bereiteten; daß sie mit den gewöhnlichen Negern vom Bakwiristamm in einer Gemeinde zusammen sein, das Evangelium nicht in europäischer Sprache hören, ihre Kinder im Duala unterweisen

lassen sollten, war ihnen unerträglich. Sie verlangten von der Basler Mission, in Kirche und Schule als eigene, zunächst englisch, später deutsch redende Gemeinde behandelt zu werden, und waren auch sonst recht anspruchsvoll. Wieder war ein Grundsatz angetastet: indem die Landessprache nicht als Schul- und Kirchensprache gelten sollte, um des unberechtigten Selbstbewußtseins der Viktorianer willen.

Die nunmehr separierten Baptisten von Bethel und Viktoria enthielten sich feindseliger Agitation nicht, und aus den ursprünglichen Freunden wurden Gegner, die eine starke Konkurrenz eröffneten und den eigenen Einfluß dem der Basler Missionare entgegensetzten, woraus diesen viel Herzeleid erwuchs. Aber diese Sachlage hatte auch ihr Gutes: sie spornte die Basler an, rüstig vorwärts zu gehen und überall, wo sich Empfänglichkeit zeigte, einen eingebornen Helfer einzusetzen. Brauchbare Mitarbeiter konnten nämlich von Anfang an den Baptisten entnommen werden; im Kamerunflußgebiet sagten sich nur die Christen der Hauptgemeinde von der neuen Mission los, auf den Außenstationen hielten die Leute treu zu dieser. Nach einigen Jahren zeigte es sich, daß die Umtriebe schwarzer Parteihäupter nicht den gefürchteten großen Schaden anrichteten, indem sie nur an wenigen Orten Erfolg hatten und im allgemeinen die schöne Entwicklung der Basler Mission nicht beeinträchtigen konnten; da und dort brachten sie ein Häuflein Christen auf ihre Seite, in Bethel herrschte ihr Einfluß noch geraume Zeit.

Die baptistische Missionsgesellschaft in London nahm sich der von ihr an die Basler abgetretenen Gemeinden nach ihrer Separation nicht an; wohl aber taten dies die deutschen Baptisten, von deren Seite 1886 versucht worden war, den Verkauf des baptistischen Missionseigentums an Basel zu verhindern. Prediger Scheve bildete 1890 ein Missionskomitee für Kamerun, woraus 1898 die „Missionsgesellschaft deutscher Baptisten" mit Sitz in Berlin geworden ist. Die Separierten ließen sich auch von dieser Seite nicht gewinnen, noch immer haben sie unabhängige Gemeinden.[15])

Das Heidentum des Landes fiel auf durch seinen düstern Charakter.[16]) Die Losango spielten eine Hauptrolle: geheime, im Namen irgendeines Gottes oder Teufels geschlossene Verbindungen, die ihren Mitgliedern eine furchtbare Schreckensherrschaft über ihre Stammesgenossen ermöglichten und als Räuber- und Diebsbanden ihren bösen Willen taten. Sie unterschieden sich vom eigentlichen Fetischismus der Goldküste durch ihren demokratischen Charakter; nicht der einzelne Priester oder Fetischprophet, sondern der ganze Verein Eingeweihter übte seinen Terrorismus aus. Auch waren die Zeichen des Geistes, von dem diese Bündnisse ihre übernatürlichen Kräfte haben sollten, nicht immer sichtbar; sie bedurften nicht der ständigen Tempel-

oder Fetischhütten. Mordtaten waren im Zusammenhang mit dem Aberglauben nicht selten. Im Gebirge waren die Gottesgerichte mit Gifttrank üblich; starb jemand, so mußte Zauberei oder Hexerei im Spiele gewesen sein, und der als verdächtig Bezeichnete mußte den Gifttrank nehmen. Fing das Gift zu wirken an, so mußte er gehen; fiel er dann, so war er schuldig und wurde von der Gemeinde erschlagen. Gab er das Gift von sich, so wurde er als unschuldig gefeiert. Diese Verurteilung zum Gifttrank war früher so häufig, daß auf jeden Todesfall ein zweiter folgte; nur selten trat Erbrechen ein als Beweis der Unschuld.

Das weibliche Geschlecht stand sehr tief, von den Männern bedrückt und drunten gehalten als ihr Besitztum, das sie kauften, verkauften und erbten. Mancherorts durften nur die Männer das Fleisch von Ziegen oder andern größern Tieren essen, die Weiber waren auf kleineres, kriechendes Getier angewiesen. Die Sklaverei beherrschte die sozialen Zustände.[17]) Die meisten Stämme, mit denen die Basler Missionare während der nächsten Jahre in Berührung kamen, waren vom Christentum und seiner Zivilisation noch gänzlich unberührt.

---

2. Kapitel.

Vordringen ins Kamerunflußgebiet: Mangamba, Nyasoso, Bombe.

Das hauptsächlichste Eingangstor war Bethel, wo die Mission ihr Hauptquartier aufschlug. Stromauf- und abwärts am Kamerunfluß schlossen sich die neuen Außenstationen an, die von den Baptisten übernommen worden waren. Ein Missionshaus stand schon in Bethel, so daß ein kräfteraubender Hausbau erspart blieb. Entlang der Wasserstraßen von Bethel landeinwärts wurde Fuß gefaßt, auch südwärts am Küstensaum die Arbeit bis zur Grenze des Dualasprachgebiets ausgedehnt. Am 1. Januar 1889 wurde eine kleine Lehrer- und Katechistenschule in Bethel gegründet.

Das zweite Eingangstor der Kolonie war Viktoria an der Ambasbucht. Auch hier wurde alsbald Ausdehnung angestrebt, in Buea am Ostabhang des Kamerungebirges ein Lehrer stationiert und Anknüpfung nach verschiedenen Seiten gesucht. Eine Fehde erschwerte hier den Zugang zum Innern, dessen Bakwiriland noch unbearbeiteter Boden war. Hier waren die Vorarbeiten dürftiger. Beide Stationen zählten Ende 1888 160 Gemeindeglieder, 88 Taufbewerber und 350 Kinder, die in Volks-, Sonntags- und Kleinkinderschulen unter dem

Einfluß der Mission sich befanden. Zwölf Missionare waren seit Beginn der Mission ausgezogen, vier bereits gestorben; acht standen in der Arbeit, zwei in Viktoria, sechs in Bethel; sechs waren ordiniert. Drei rüsteten sich zum Auszuge.[18])

1889 entstand die dritte Hauptstation, die erste im Innern: Mangamba, zehn Stunden landeinwärts von Bethel im Aboländchen, unfern des gleichnamigen Flusses. Mangamba figurierte unter den von den Baptisten übernommenen Außenstationen von Bethel. Zu ihrer Zeit war Häuptling Koto mit dem Evangelium etwas bekannt und auch getauft worden, hatte ein wenig schreiben und lesen gelernt, sich etwas mit dem Neuen Testament beschäftigt und dabei allerlei unnüchterne Anschauungen sich gebildet. Er war jedoch von redlichem Eifer beseelt, hatte sieben oder acht Weiber, den größten Teil seiner Habe, entlassen, fühlte einen starken Trieb, das Evangelium auszubreiten und hielt in der Wildnis des Aboländchens selber Gottesdienste. Daher fanden die Missionare, als sie nach Mangamba kamen, zu ihrer großen Überraschung ein von frischem Geist beseeltes Christenhäuflein mit einem ratlosen Führer, Koto, dem die Bewegung über den Kopf wuchs. Sie staunten über die Aufnahme, die sie fanden, und urteilten, es gehe ein Zug zum Worte Gottes durch jenes ganze Volk. So wurde Mangamba sozusagen von selbst ein neues Zentrum der Mission. Die Bewegung im Lande machte es selbstverständlich, diesen Posten als Station zu besetzen. Autenrieth wurde der erste Gemeindemissionar, Walker übernahm die Bauarbeit. Sie taten diesen Schritt, vorwärts getrieben durch die Bewegung im Lande, ohne Erlaubnis aus Basel abzuwarten. Autenrieth möge selbst erzählen[19]):

„Besinne ich mich heute, wie es denn dazu kam, daß wir gerade hier im Abolande die erste Station des Inlandes errichteten, warum wir nicht etwa Bakundu droben am Kamerunflusse, oder Bondjongo im Kamerungebirge wählten, zwei Orte, die früher Hauptstationen der baptistischen Mission waren, so kann ich mir nur die Antwort geben: Wir sind ohne unser Dazutun so geführt worden, und es ist der Herr, der unsere Schritte so gelenkt hat. Durch die erfreuliche Weiterentwicklung des im Jahre 1886 auf merkwürdige Weise entstandenen christlichen Lebens wurde namentlich im vorigen Jahre unsere Aufmerksamkeit auf das kleine Gemeindlein im Urwald gerichtet. Die bisherige Versammlungshütte war plötzlich zu klein geworden, und provisorisch wurde eine andere hingestellt. Immer und immer durften wir von unserm Lehrer Koto freudige Berichte hören mit der Bitte, wir möchten selber kommen, denn das ganze Land verlange nach dem Worte Gottes. Der Gedanke an eine Europäerstation in jener Gegend drängte sich uns unwillkürlich immer stärker auf. Nach reiflicher Überlegung kam es zu Anfang dieses Jahres zu dem Entschluß, einmal versuchsweise in Mangamba ein kleines Häuschen zu errichten, damit wir uns zeitweilig darin aufhalten könnten. Da aber die Dinge auch in der Folgezeit sich günstig gestalteten und es uns auch immer wahrscheinlicher

wurde, daß Mangamba wirklich ein für Missionsarbeit günstiger Platz sei, wuchs unter den Händen unser geplantes kleines Häuschen zu einem kleinen Haus heran, das sich nicht nur eignet, zeitweilig, sondern beständig bewohnt zu werden. Im Mai wurde damit begonnen, und Freude war darüber im ganzen Abolande. Als die Leute im Gespräch mit uns erfuhren, daß unser beständiges Dableiben noch nicht über allem Zweifel erhaben sei, erklärten sie: Jetzt dürft ihr nicht mehr fort, ihr müßt dableiben und uns helfen, und wir wollen auch tun, was wir können, damit ihr nicht mehr fortgeht. Als ich zu einer Konferenz nach Bethel gerufen wurde, war es unsern Christen und besonders unserem Lehrer Koto sehr bange, und sie fürchteten, es möchte in unserem Werke wieder einen Stillstand geben. Mit Tränen in den Augen stand Koto vor mir und bat mich, die Sache doch nicht mehr aufzugeben; ich solle es bei meinen Brüdern in Bethel befürworten, daß seinem Lande jetzt geholfen werde; ich wisse ja selber, wieviele Leute täglich von überall herbeikommen, zu denen er ein Wort Gottes reden müsse, und er selber wisse ja nur so wenig — wobei er nur drei Finger hinhielt. Welche Freude war es für mich, von den Brüdern in Bethel gleich bei meiner Ankunft, ehe ich meinen Auftrag ausrichten konnte, zu hören, daß man an ein Zurückgehen in Abo nicht denke! Inzwischen ist es nun in derselben erfreulichen Weise weiter gegangen. Solange die Regenzeit noch nicht so stark eingesetzt hatte, kamen sonntäglich von vielen, zwei, drei bis vier Stunden entfernten Dörfern Leute zum Gottesdienst, und die, welche einen gangbaren Weg haben, kommen noch jetzt. In einem Dorfe nördlich von hier haben, wie ich höre, einige Leute angefangen, eine Gottesdiensthütte zu bauen. Mehrere Häuptlinge besuchen fleißig den Gottesdienst. Kürzlich, Sonntag, den 14. Juli, durften wir wieder drei Jünglinge und einen alten Mann durch die Taufe in die Gemeinde aufnehmen. Andere stehen noch im Unterricht. Wenn man auch an den gegenwärtigen großen Zulauf der Leute und die Geneigtheit der Könige und Häuptlinge nicht allzu große Hoffnungen knüpfen darf, sind es doch erfreuliche Zeichen, und es drängt sich uns aus allem der Eindruck auf, daß uns der Herr den Weg ebnen und die Hindernisse wegräumen will."

Die Lage der Station auf ihrem Hügel, mit schöner Aussicht über das Aboland, erschien als überaus günstig. Zahlreiche größere Dörfer lagen in einem Umkreis von zehn bis zwölf Stunden; auf dem Wuri, in den der Abo mündet, konnte man ziemlich weit nach Osten und Nordosten manche Ortschaft erreichen. Beim Bau des Missionshauses gab es Leute, die die angeborne Trägheit der Neger ganz verleugneten und nach Kräften halfen; kam wieder ein Boot mit Baumaterial von der Küste, so wurden in der Stadt die Trommeln gerührt, und Walker fand am Landungsplatz schon 100 bis 120 Träger bereit. Bescheidene Belohnungen, etwa eine kleine Tabaksdose oder ein Blatt Tabak, genügten, um ihren Eifer wach zu erhalten. Es folgte der Bau einer Kapelle, die von vornherein für mindestens 300 Besucher Raum gewähren mußte. Ein Legat von den Eltern eines früh Entschlafenen aus der Basler Mission erleichterte das Unternehmen sehr. Der schöne Anfang im Abo-ländchen ging den Missionaren in Kamerun auf wie ein Licht in dunklen Stunden. Denn es war gerade die Zeit vielen Herzwehs wegen der

Lostrennung der Baptistengemeinde und um schwere Todesfälle. Für die Missionsgemeinde in der Heimat war er ein Ansporn zu freudiger Opferwilligkeit. Hätte sie aus Kamerun nur von Trennung und Sterben gehört, so hätte sie wohl weniger Lust zu dieser neuen Mission verspürt.

Bald nachdem sich die Missionare in Mangamba niedergelassen hatten, kam aus einem entferntern Gebiet die Bitte um eine Kapelle. Ein Christ, der etwas lesen konnte und einige Kapitel auswendig wußte, sagte mit offenem Buch her, was er konnte; so hielt er Gottesdienst. Viele Leute kamen und drückten ihm sein Häuslein beinahe auseinander. Hin und her im Lande entstanden Vereine von „Männern Gottes", meist jungen Leuten, die den lebendigen Gott anbeteten, den Sonntag hielten und sich besser kleideten. Als dann durch die Missionare Neue Testamente ins Land kamen, wollte jeder „Gottesmann" ein solches haben, ob er lesen konnte oder nicht. In Kunang wohnte ein Weib, das an der Küste etwas vom Christentum gehört hatte. Sofort bauten die Leute eine kleine Kapelle und wollten sie zur Predigerin haben. Da sie ablehnte, schickten sie nach Mangamba, der Missionar möge kommen. Von überall her kamen Einladungen und Bitten um Lehrer; hatten die Missionare solche nicht, so sollten sie wenigstens ihren Hausknaben zurücklassen, damit er noch mehr vom Evangelium erzählte. Aus Bwapaki erschien ein Häuflein mit seinem Häuptling: sie wüßten nicht, was sie glauben sollten, aber ihr Herz sei fest zum Glauben. Man behielt diese Leute einige Zeit auf der Station, Koto saß manchmal bis Mitternacht mit ihnen zusammen. Als dann Missionare sie in ihrer Heimat besuchten, fanden sie hier eine kleine Kapelle und einen Verein von 27 Männern Gottes.

Die Bewegung weckte den Widerstand der Heiden.[20]) Verwandte begannen, die jungen Leute vom Besuch der Schule abzuhalten; einzelne mußten sich den Weg dahin alltäglich mit einer Tracht Schläge erkaufen. Aber am Eifer der jugendlichen Gottesmänner erlahmte der ihrer Angehörigen. Sie ließen sie schließlich gehen, doch kam es einmal vor, daß ein heidnischer Vater seinen „ungeratenen Sprößling" in die Sklaverei verkaufte. Im Jahre 1893 schlossen sich die Heiden zur Unterdrückung der Gottessache förmlich zusammen. Da und dort wurde der Besuch der Gottesdienste oder die Straßenpredigt verboten. Man nötigte junge Leute, einen Zaubertrank zu trinken, der sie einem Geheimbund einverleiben sollte; an zwei Orten wurden die Gottesmänner heimlich überfallen und mißhandelt, aber sie zeigten bei all dem ruhige Gelassenheit und verleugneten ihre Körperkraft. Auf diesem Wege trugen sie einen Sieg über die Heiden davon, und die neue Lehre erwarb sich nur um so mehr Achtung und Anerkennung.

Die innerlich erneuernde Kraft des Evangeliums trat bald in mancherlei Einzelzügen hervor. Es bildete sich ein neues Gewissen, das Gut und Böse unterschied und bei manchen so fein wurde, daß sie dadurch viele europäische Christen hätten beschämen können. Und im großen zeigte sich die Macht des Evangeliums nach wenigen Jahren dadurch, daß zuerst in dem ans Aboland angrenzenden Wurigebiet, dann in Kunang und Mangamba selbst der Dienst des Wassergottes Dschengu, des obersten Isango, dessen Bündnisse große Gewalt ausübten, öffentlich abgeschafft wurde. In Mangamba beriet die Volksversammlung im August 1892 über sein Schicksal; er hatte seine eifrigen Anwälte, aber Koto schilderte seine Nichtigkeit so überzeugend, daß die Aufhebung seines Dienstes beschlossen wurde.[21])

Die Christen im Abolande zeigten hervorragenden Missionseifer. Darum verbreitete sich die „Gottessache" so schnell. Sie machten gemeinsame Sache: mehrere Gemeinden vereinigten sich zu dem Entschlusse, auf eigene Kosten zwei Außenstationen zu gründen und Lehrer anzustellen; sie teilten ihn dem nichts ahnenden Missionar mit und wünschten nur, daß er ihnen die geeigneten Orte nannte. Sie wollten jeden beteiligten Christen zu einer besondern Beisteuer von zwei oder drei Mark verpflichten, führten ihr Vorhaben aus und errichteten nach einigen Jahren eine dritte Außenstation. Die Station Mangamba umfaßte

	Außenstationen	Gemeindeglieder	Katechumenen	Schüler	Schule
1890:	7	24	24	46	1
1891:	10	69	56	—	—
1892:	13	103	56	—	—
1893:	14	148	99	183	8
1894:	14	229	114	184	10
1895:	15	296	105	300	11
1896:	17	335	117	300	11
1897:	25	352	134	391	18

Von Mangamba blickten die Missionare verlangend nach dem hohen Gebirge im Nordosten und dem gesündern Klima einer Berggegend. Ein erster Versuch, in dieses unbekannte Land vorzudringen, scheiterte 1891 am Widerstand eines Häuptlings, der die Reisenden nicht durchließ. Im März 1893 stieß eine Missionskarawane, bestehend aus 3 Europäern (Autenrieth, Walker, Scholten) und 27 Eingebornen, in dieser Richtung vor. Sie gelangten bis zum sagenreichen Kupeberg, auf dessen erhabene Höhe es weder Pfad noch Führung gab, da droben die Abgeschiedenen hausen sollten. Sie fanden volkreiche Ort-

schaften und zur Niederlassung einladendes Gebirgsland.[22]) Es wurde beschlossen, mit der Verkündigung des Evangeliums in diese dunklen Gegenden vorzudringen.

Eine zweite, längere Reise, im Juni und Juli 1893, diente diesem Zweck.[23]) Als Wittwer unterwegs erkrankte, reiste Autenrieth allein weiter. In dem 750 Meter hoch auf freier Terrasse prachtvoll gelegenen Nyasoso hatte er drei Wochen lang sein Standquartier. Die Aufnahme in diesem weltfremden Hinterlande hätte nicht besser sein können; sie war herzlich, freundlich und zutraulich. Über den Häuptling Sona urteilte Autenrieth: „Einen Neger von solchem Wohlwollen, solcher Wahrheitsliebe und Einsicht habe ich kaum irgendwo hier im Lande getroffen." Mit der ganzen Bevölkerung wurde ein Freundschaftsverhältnis angeknüpft.

Für das nächste Jahr, 1894, war der Beginn der Mission in diesem Lande der Nkosi geplant. Aber kein einziger Christ aus Aboland ließ sich zur Mitreise bewegen. Denn plötzlich, als alles zum Aufbruch vorbereitet war, ging das Gerücht, der Weiße solle dort totgeschlagen werden, da er drei Leuten „die Seele gestohlen und gegessen" hätte: nach seinem Besuche nämlich war Sona gestorben![24])

Autenrieth wagte es 1895, wieder vorzudringen. Er gelangte in die Hauptstadt Sundem, ohne zu wissen, daß mehrere Städte beschlossen hatten, eher ihn zu töten, als sein Kommen zu gestatten. Eine wütende Menge umschloß ihn in seiner Hütte, viele verlangten seinen Tod. Der Aberglaube aber entriß sich selbst das Opfer: war er nicht ein großer Zauberer, er, der ohne Waffen, nur von zwei Negerjungen begleitet, zu kommen wagte? So rettete ihn der Widerstreit der Meinungen, und in der Gewißheit, von Gott selbst beschützt worden zu sein, zog er sich nach Nyasoso zurück, wo der Bruder des verstorbenen Häuptlings ihn freundlich aufnahm und das Volk sogar mit mächtigem Eifer ihm half, ein Bretterhaus herzustellen. In dieser ganzen Vorgeschichte der Mission im schönen Nkosiland sah der Glaube dankbar die Wegbahnung durch Gottes Hand.[25])

Der Australier Basedow und der Schweizer Chapuis besetzten den neuen Posten in Nyasoso. Das Volk war von europäischem Einfluß noch kaum berührt. Viel Argwohn war anfangs zu überwinden; er schlug bald in Eifersucht um, indem die Leute von Sundem die von Nyasoso um ihre Gäste beneideten. Am 20. April 1896 wurde mit dem Bau der ersten Kapelle im Nkosiland begonnen. Der Häuptling besah sich die Schule in Lobethal, wo er mit dem Missionar einen Besuch machte; nun konnte eine solche auch bei ihm entstehen. Die neue Sprache, die hier mit Mühe aufzunehmen war, zeigte

immerhin in ihren Wortstämmen eine gewisse Verwandtschaft mit Duala.

Eine der sieben übernommenen Außenstationen von Bethel war Bonaberi, Bethel gegenüber am andern Ufer des Kamerunflusses. In den politischen Kämpfen zu Beginn der deutschen Ära arg mitgenommen, wurde die Station 1889 wieder aufgebaut und durch Arnß, den Frühvollendeten, besetzt. Sie wurde der Ausgangspunkt nicht nur für die Arbeit am rechten Flußufer, sondern überdies für ein kräftiges Vordringen auf der Wasserstraße des Mongo nach Norden. Scholten trug das Evangelium diesen Fluß hinauf. 1891 war ein Jahr besondern Fortschritts: im Stationsgebiet von Bonaberi erstanden 13 neue Kapellen und zwei Lehrerhäuser, durch 80 Heidentaufen wurde die Zahl der Christen verdoppelt; nur der geringere Teil der Kosten für die Neubauten entfiel auf die Missionskasse. Zwischen den einzelnen Dörfern herrschte ein förmlicher Wetteifer im Kapellenbau. Diese „Kapellen" waren natürlich sehr einfach: „Einige starke Mangrovepfosten werden so eingelassen, daß sie zugleich die Gestelle für Türen und Fenster abgeben können. Die Wände zwischen denselben werden von dicht nebeneinander angebrachten, zusammengebundenen und miteinander verflochtenen Stöcken gebildet, die hernach von innen und außen mit Lehm beworfen werden. Sind die Wände ausgetrocknet, so werden sie bestochen und geweißnet. Die über die Mangrovepfosten gelegten Querbalken tragen das Dach."

In Bakundu, wo der Mulatte Richardson zur Zeit der Baptistenmission als ausharrender Pionier und Zeuge wertvolle Vorarbeit geleistet hatte, stand das Evangelium mit dem Heidentum in offenem Kampfe; der Häuptling Bebe entsagte diesem und den Losango feierlich vor allem Volk. Dazu schrieb Scholten: „Noch nie hat mich die Blindheit der armen Heiden so tief gerührt, wie bei dieser Szene: der Häuptling reißt sich mutig von den Götzen los und überantwortet sie dem Feuer, aber seine Leute schließen sie in ihre Arme als ihr größtes Heiligtum." Auf die Bewegung in Bakundu folgten Jahre, welche die Geduld der Missionare aufs äußerste erprobten; hernach konnte wieder kräftiger gewirkt werden.

Schon 1891 war Bakundu nicht mehr der äußerste Vorposten der Station Bonaberi nach dem Norden hin; fünf Stunden weiter nördlich grüßte freundlich von einer Anhöhe am obern Mongo die neue Kapelle des Christenhäufleins in Bakake oder Bombe,[26]) inmitten des zahlreichen Stammes der Balong, der in zusammengebauten Dörfern für afrikanische Verhältnisse auffallend dicht wohnte. 1894 kam der erste Lehrer in diese den Europäern noch ziemlich unbekannte Gegend, weitere Ortschaften baten bald auch um Lehrer, und die Folge

dieser Ausbreitung und freundlichen Aufnahme des Gottesworts war, daß das zentral gelegene Bombe als neue Hauptstation 1896/97 mit Missionar Lauffer besetzt wurde. Dadurch kam auch die alte Außenstation Bakundu, die fast erstorben war, wieder zum Leben.

Durch die Balong ging eine große Bewegung. Die Losangobündler setzten sich zur Wehr und sagten: wenn die Losango nicht mehr geachtet würden, bleibe das Verbrechen im Lande ungestraft. Erst wollten sie, um sich Respekt zu verschaffen, einen Christen durch Überfall im Busch umbringen; als ihnen dies mißlang, erhoben sie gemeinsam gegen die Christen und besonders gegen den Lehrer in Muyuka Klage wegen Unzucht. Die Untersuchung bewies die Unschuld der Verdächtigten, und nun setzte, erst vereinzelt und schüchtern, dann allgemeiner und öffentlich, ein Verkauf der Götzen ein. Die Balong waren nämlich einer der wenigen Stämme, die geschnitzte oder von Lehm gebrannte Götzenfiguren besaßen. Jeder, der Gelegenheit hatte, nach Duala zu rudern, suchte sich solche zum Verkauf zu verschaffen, und kistenweise wanderten sie nach Europa. Sogar Körperschaften veräußerten ihre Götter. Das große Dorf Ndo hatte eine zwei Meter hohe, bemalte, hölzerne Mannsfigur in einem großen Tempel; Lauffer erhielt sie um eine Partie Waren. Mit diesem Feilbieten der Götzen ging das Verlangen nach Lehrern Hand in Hand. Das Alte stürzte, das Neue wurde begehrt.[27])

Während solcher Handel im Gange war, erhielt der Götzendienst noch von anderer Seite her einen unerwarteten Stoß. Der bedeutendste aller Dualahäuptlinge, Makia, ein großer Losangomann, durch Zaubermittel unverletzlich, vermaß sich, einen Überfall auf einen deutschen Stationsmeister zu planen. Der stellvertretende Gouverneur, der dies inne wurde, erschien plötzlich mit ein paar Soldaten und führte ihn zur Deportation ab. Nichts half dem berühmten Zauberer; er, der Mann des Schreckens, zitterte bei seiner Verhaftung wie Espenlaub, und nun ging ein Beben durch die Losangomänner im ganzen Balonglande; denn keiner hatte ein gutes Gewissen, jeder verdiente ein gleiches Los — darum hielten sie es zu ihrer Sicherung für das Geratenste, ihre sämtlichen Götzensachen Missionar Lauffer auszuliefern. In Bombe geschah dies am 27. August 1897; der Oberhäuptling erklärte feierlich: „Wir alle gehören dir, wir wollen jetzt der Mission dienen, du sollst alle unsere Götzen verbrennen." Das Auto da fe fand statt; als aber der Missionar die Leute aufforderte, nun auch den entscheidenden Schritt zur Mission hin zu tun, brach ein mächtiger Sturm los, und die 24 Mutigen, die sich öffentlich als Taufbewerber bekannten, mußten heftigem Widerstand trotzen. In fast allen Dörfern des Balong- und Bakundulandes loderten in jenen Wochen die Götzenfeuer auf.[28])

Die Station Bombe hatte 1898 bereits 130 Gemeindeglieder, 174 Taufbewerber, 10 Schulen und 363 Schüler. Ihre Mutter, Bonaberi, hatte 20 Filialen, 480 Gemeindeglieder (Zuwachs 1897: 127 Seelen!), 123 Katechumenen, 21 Schulen, 695 Schüler.

---

3. Kapitel.

Am Sanaga: Lobetal, Edea. Viktoria und der Kamerunberg.

Südlich vom Kamerunfluß ergießt sich der Sanaga in zwei Mündungsarmen in den Ozean. Hier fand sich ein kleines Christenhäuflein vom Stamme der Mulimba, der an der Mündung des Sanaga hauft. Es wurde als Außenstation von Bethel von den Baptisten übernommen. Die große Entfernung von Bethel legte den Gedanken nahe, unter dem empfänglichen Küstenvolk eine selbständige Station zu errichten. Dies geschah, sobald die wachsende Zahl der Missionare es erlaubte, 1891. Schuler und Schkölziger ließen sich da, wo ein Flußarm, der Quaqua, das Kamerunbett mit dem Sanaga verbindet, nieder. Sie wohnten zuerst im Katechistenhaus, einer Negerhütte, durch deren Dach der Regen lief, kochten auf einem Fenstergitter über zwei Lehmmauern, brauchten als Bratofen eine alte Erdölkanne und als Tisch eine Türe. 1892 zogen sie, von Herzen dankbar, in das neue Stationsgebäude. Es lag an der Grenze des Bakoko- und Mulimbagebietes und sollte die Arbeit unter diesen beiden Stämmen stützen. Die Station wurde „Lobetal" geheißen, nach dem Wunsche eines Ehepaars, das eine größere Summe für eine Station in Kamerun spendete, damit das Volk gelehrt würde, den lebendigen Gott zu loben (2. Chron. 20, 26). Der Wunsch ging rasch in Erfüllung. Es war viel Verlangen nach Lehrern im Lande der Mulimba. Die Leute in der Stadt machten ein Gesetz, daß am Sonntag nicht mehr gearbeitet werden dürfe und alles in die christliche Versammlung zu kommen habe, und zweimal kamen sie seitdem jeden Sonntag in Massen zum Gottesdienst.[29])

Bongo war eine der volkreichsten Mulimbastädte, auf der Südecke des Mündungsgebietes gelegen. Schuler mußte den Leuten bei seinem ersten Besuch das schriftliche Versprechen hinterlassen, ihnen einen Lehrer zu geben; ein Stadthaupt sprach zu ihm: „Unsere Kinder wollen eine Schule, wir Männer wollen die Weisheit, die von oben

kommt, hören, und unsere Weiber wollen in die Versammlung, um das Wort Gottes zu vernehmen." Den Bau einer Kapelle ließ man sich hier viel kosten. Die schönsten Pfosten wurden aufgestellt, ein großes Vordach umgab das geräumige Gebäude nach allen Seiten, es wurde nicht nur einfach, sondern doppelt mit Matten gedeckt. Einzig der Hunger unterbrach die Leute beim Bauen. Bongo war bisher ein Hauptsitz des Dschengu- und Melidienstes. Die mit diesem verbundenen heimlichen Morde entvölkerten oft ganze Städte. Furchtlos sagten es nun die „Gottesknaben", die Missionsschüler: „Es gibt keinen Dschengu, und Meli ist ein Mensch, der im Busche redet." Schrecklichen Drohungen zum Trotz wurden diese Götzendienste zuerst in Bongo, bald auch in andern Städten Mulimbas abgeschafft. Den Feldgeistern zu opfern, konnten die Leute nicht ebenso rasch unterlassen.

Unter den Bakoko, weiter oben am rechten Sanagaufer, fehlte es fast ganz an der Vorbereitungsarbeit; Besima, eine Landnixe, die mit den schamlosesten Tänzen verehrt wurde, galt alles und forderte manches Opfer an Menschenleben. Wenn auch der Glaube an die Losango durch kriegerische Ursachen stark erschüttert wurde, leisteten doch Wahrsagerei und Zauberei der neuen Lehre hartnäckigen Widerstand.

Kaum war nämlich die Station Lobetal errichtet und die Missionsarbeit im Gange, so zog sich am Sanaga ein Kriegsunwetter zusammen, das leicht die ganze Station hätte verheeren können. Die rohen, händelsüchtigen, heißblütigen, zugleich aber gutmütigen Bakoko wollten es nicht dulden, daß die Duala über ihr Gebiet hinaus direkten Handel trieben; sie wollten die Zwischenhändler sein, bildeten eine „Gesellschaft des Todes", eine Verschwörung, um die Duala in ihre Schranken zu weisen, und zogen sich dadurch die Strafe der Regierung zu. Die Station machte schwere, bange Tage durch, durfte aber erfahren, daß die Mission bei den wilden Bakoko bereits Vertrauen genoß: Schuler, der tapfer aushielt, widerfuhr kein Leid, und die Station blieb unversehrt.[30]) Nach der Wiederherstellung des Friedens schritt das Werk fröhlich vorwärts. Anfang 1893 waren vorhanden: 15 Gemeindeglieder und 33 Katechumenen; 1894: 68 und 53; 1895: 139 und 90; 1896: 260 und 83; 1897: 368 und 197, 20 Außenstationen und 20 Schulen mit 413 Schülern.

Neben diesem ansehnlichen Wachstum ging eine rückläufige Bewegung einher. Sieben christliche Jünglinge einer Ortschaft von Mulimba verlangten 1896 von Scholten, er solle ihre Namen streichen, sie wollten keine Christen mehr sein, es gefalle ihnen nicht länger, allen heidnischen Sitten und Festlichkeiten, den Losango, dem Branntwein usw. zu entsagen, sie wollten dies lieber als Jesus. Ernster Zuspruch der Liebe half bei einem einzigen, der nach einigen Tagen der Herzensangst

und der Tränen um Verzeihung bat. Dieses Erlebnis war nicht vereinzelt; grobe Sündenfälle ereigneten sich da und dort, in manchen Gemeindlein war ein fast allgemeines Bestreben gegen Gottes Wort und Geist spürbar. Eine Gemeinde wollte aus törichtem Ehrgeiz eine bessere Kapelle als die andern haben, nämlich eine solche mit Blechdach, und kam so zu nichts. Zahlreiche Sündenfälle gaben ihr kein Recht zur Selbstüberhebung.[31]) Am Stationsort selbst wurden, nachdem drei Jahre lang kein heidnisches Fest mehr stattgefunden hatte, neue Fetische gekauft.

Als Lobetal gebaut wurde, stellte es sich heraus, daß römische Missionare sich in der Nähe ansiedelten. Es waren die deutschen Pallottiner aus Limburg, denen am 18. März 1890 Kamerun als Missionspräfektur übergeben wurde, nachdem Jesuiten und Trappisten sie wegen ihrer großen Schwierigkeiten abgelehnt hatten. Sie setzten rasch mit drei Stationen ein, von denen zwei am Sanaga entstanden: Edea und Marienberg, dieses etwa zwei Stunden oberhalb Lobetal. Ursprünglich wollten sie nach der Ansiedlungsmethode aus losgekauften Sklaven die erste Gemeinde sammeln; bald jedoch zogen sie es vor, die zahl- und volkreichen Heidendörfer der Gegend durch Schulen unmittelbar zu beeinflussen, wobei der deutsche Unterricht mit seinen Vorteilen eine wichtige Rolle spielte.[32]) In der Basler Mission wußte man, daß man es hier nicht mit einer Arbeitsgemeinschaft zu tun hatte, angesichts des Verwerfungsurteils der katholischen Kirche über die evangelische und der in Uganda, Madagaskar und anderswo gesammelten leidvollen Missionserfahrungen, und sah sich vor. Da die Konkurrenz mit Geschenken an Geld und Schnaps arbeitete[33]), konnte man sie nicht mit ihren Mitteln im Schach halten; um so mehr aber wurde auf gründliche Arbeit, namentlich an der Jugend, Gewicht gelegt. 1894 wurde in Lobetal, gerade im Blick auf die römische Gegenarbeit, eine Knabenanstalt gegründet, die nach zwei Jahren 80 Schüler zählte. Diese trieben mit besonderm Eifer Deutsch; es war darauf zu achten, daß die religiöse Unterweisung und das Duala nicht zu kurz kamen, da sonst statt der gewünschten Charakterbildung nur äußerliche Abrichtung erzielt und der Eitelkeit Nahrung gegeben worden wäre.[34])

Von Lobetal aus erschloß sich wiederum ein weites Gebiet; unter Scholten wurde das Evangelium weit nach Osten und Südosten getragen und eine Reihe von Außenstationen gegründet. Ohne ihre Absicht gelangte die Mission nach Edea, weiter oben am Sanaga, indem der deutsche Kaufmann Jürs der Mission einen Hügel abtrat gegen einen kleinen Kaufpreis, den er ihr dann zum Bau einer Schule überließ. So entstand die Station „Jürshöhe", oder Edea. Dieses Vorgehen geschah wieder nicht ohne Beziehung auf die römische Mission. Durch

ihre Station Marienberg am Sanaga nämlich war Gefahr vorhanden, daß Lobetal von der Ausdehnung nach dem Innern abgeschnitten würde. Da war es von hohem Wert, daß die evangelische Mission in ihrem Rücken eine Station, Edea, erhielt.[35])

Die neue Station, 1897 bezogen, auf ihrem Hügel an den Wasserfällen des Sanaga wundervoll gelegen, erhielt als ihre Mitgift von Lobetal zehn Außenstationen. Ihr Arbeitsgebiet umfaßte mehrere Stämme, unter denen der von der Regierung verbotene menschenmordende Götzendienst des Mungi noch in hoher Blüte stand und Wahrsager und Zauberer das Wort hatten. Die Zahl der Christen war noch klein, es gab eine ziemliche Anzahl Schüler und einige Taufbewerber. Mitunter kamen von entfernten Orten Bitten um Lehrer.[36]) Anfang 1898 zählte die neue Station 17 Christen, zwei hatten ausgeschlossen werden müssen; in zehn Schulen wurden 134 Schüler unterrichtet.

Der geringste Erfolg war der Mission in Viktoria beschieden. Der herrlich gelegene Ort entwickelte sich unter der umsichtigen deutschen Verwaltung als Sitz eines Bezirksamtmanns äußerlich aufs schönste, mit wohlgebauten Faktoreien und regelmäßigen, guten Straßen. Der Mission jedoch bereitete Viktoria, dem Saker einst als der Freistätte des Evangeliums hervorragende Bedeutung zuerkannt hatte, bittere Not. Schwarze Kolonisten, die mit den Eingebornen nicht zusammenhalten wollten, hatten sich stolz isoliert. Den Grundstock der neuen, von der Mission gesammelten Gemeinde bildeten einige wenige Eingeborne aus dem nahen Gebirge. Nach zehnjährigem Bestand der Gemeinde (1897) waren es nur 54 Gemeindeglieder, während die gleichaltrige Station Bethel 259 zählte. Anfang 1898 hatte Viktoria 72, Bethel 371 Gemeindeglieder. Nicht einmal die sonst in Kamerun so rasch beliebte Schularbeit wollte hier glücken. 1898 waren in sieben Schulen 136 Schüler (Bethel: 21 mit 634). Die Bevölkerungsmischung erschwerte die Arbeit. Die nahen Pflanzungen zogen Arbeiter aus aller Welt herbei, und dieses unseßhafte Volk brachte dem Evangelium wenig Empfänglichkeit entgegen. Leider setzten sich die Katholiken auch in Viktoria fest; ihre Taktik hatte es augenscheinlich auf die Gegenarbeit gegen die evangelische Mission abgesehen.[37])

Als Scholten und Autenrieth 1889 die wilden Bakwiri an den Abhängen des Kamerunberges besuchten, erhielten sie krasse Proben des Geistes, der hier oben herrschte. Eben war der Häuptling von Oberbuea mit seinen Leuten daran, rein nur aus Gründen des Aberglaubens zwei Frauen zu vergiften und aufzuhängen, da er sonst selbst sterben müßte. Immerhin sagte er, er wolle dankbar sein dafür, wenn die Mission das ganze Volk von solchen Sitten befreien könne.[38]) Das Resultat des

Besuches war die Einsetzung eines Lehrers und die Gründung einer bescheidenen Station (Buea), die auch als Erholungsort für durch Fieber geschwächte Missionsarbeiter vorzüglich zu dienen versprach. Sie wurde jedoch nach Abzug einer deutschen Strafexpedition, welche die räuberischen Bakwiri züchtigen sollte, wohl aus Rache von Eingebornen zerstört (1891). Unsichere Zustände hielten die Mission für längere Zeit vom Gebirge fern. Erst 1895 konnte der Wiederaufbau der Station aufgenommen werden. Bizer, der sie 1896 bezog, fand geringe Aufmerksamkeit, da die Leute die neue Zeit, in der sie nicht mehr für sich nach der Väterſitte leben konnten, ungern anbrechen sahen. Bald aber gewann er ein gewisses Vertrauen, indem er ihnen zeigen konnte, daß zwischen dem Missionar und den deutschen Beamten oder Soldaten ein Unterschied sei. Die Häuptlinge kargten nicht mehr mit ihren Freundschaftsversicherungen, wobei allerdings ein schönes Geschenk herausschauen sollte. Da hier ihr Ansehen bedeutend mehr galt, als unten bei den Duala, war ihre Zuneigung nicht unwesentlich. Ein Wort von ihrer Seite konnte eine ganze Stadtbevölkerung der Predigt entziehen oder zuführen. Die Gemeinde zählte Anfang 1897 4, 1898 12 Glieder und 4 Schulen mit 72 Schülern.

---

4. Kapitel.

Schularbeit. Industrie. Der Ertrag des ersten Jahrzehnts.

Der greifbare Ertrag des ersten Jahrzehnts bestand in neun Europäerstationen. Von Bethel, der von den Baptisten übernommenen Hauptstation, hatten sich abgezweigt: a) in der Richtung nach Nordosten: Mangamba im Abolande (1889) und Nyasoso im Nkosilande (1896); b) in der Richtung nach Süden: die beiden Sanagastationen Lobetal für die Mulimba und Bakoko am Unterlauf (1892) und Edea (1897) für den obern Flußlauf und seine Völkerschaften. Bethel gegenüber, am rechten Ufer der Wurimündung, war Bonaberi, die alte Baptistenstation, 1889 neu erstanden; sie wurde Ausgangspunkt für die Arbeit stromaufwärts am Mongo nach Norden, wo die Station Bombe 1897 sich bildete.

In kurzer Frist war eine sehr ansehnliche Ausbreitungsarbeit geleistet. Man hatte aber auch bedeutende Kräfte eingesetzt; 1897 standen 22 Europäer im Felde, einer mehr als auf dem chinesischen Arbeitsgebiete, und die Ausgaben für Kamerun betrugen schon beinahe das

Doppelte der chinesischen Mission und fast die Hälfte des Gesamtaufwandes für Indien, nämlich Fr. 206 330. Die Tatkraft, mit der sich die Basler Mission in zehn Jahren ihres neuen Wirkungskreises bemächtigt hatte, stand in ihrer Geschichte beispiellos da. Ebenso der zahlenmäßige Erfolg der Arbeit! Allerdings zeigte der Zensus während der drei ersten Jahre einen kleinen Rückgang der Gemeindeglieder (1888: 172; 1889: 160; 1890: 159), der mit der Lostrennung der Baptisten zusammenhing; dann aber setzte eine erstaunliche Zunahme ein: 256, 416, 675, 912, 1130, 1307, 1473, 1888, 2025 (1899). Auch dies war beispiellos. In Indien hatte die Seelenzahl der Gemeinde das zweite Tausend nach 23jähriger Missionsarbeit (1857), an der Goldküste sogar erst 30 Jahre nach der Neugründung der Mission (1873), in China nach 43 Jahren (1880) überschritten. Das Wachstum der Schulen hielt Schritt mit der übrigen raschen Entwicklung. Die Zahlen der Schüler betrugen von 1888 bis 1898: 238, 223, 284, 342, 578, 1457, 1497, 1281, 1281, 2102, 3204. Bereits war die Schülerzahl der chinesischen Mission (1898: 1176) in Kamerun um das Dreifache überflügelt; auf der Goldküste hatte die Mission das dritte Tausend ihrer Schüler erst 1891, also nach beinahe fünfzigjährigem Bestand, erreicht. Die große Mehrzahl der Schüler bestand aus Heiden. Das Verhältnis war 1898: 414 christliche und 2376 heidnische Schüler. Das weibliche Element hatte an der Missionsschule nur geringen Anteil: 1895 und 1896 gab es je eine christliche Schülerin, 1898 deren 25; heidnische Schulmädchen sind für 1895 und 1896 je 68 angeführt, 1898 erschienen 389, eine Zahl, die in den folgenden Jahren wieder bedeutend zurückging. Die Mission in Kamerun war, wie schon die Zahlen beweisen, von ihren ersten Jahren an Schulmission wie keine andere.

Für diese beispiellos rasche Entwicklung gibt es verschiedene Erklärungen. In erster Linie ist der vorbereitende Einfluß der englischen Baptistenmission, vor allem Sakers jahrzehntelange Wirksamkeit namhaft zu machen. Ohne diese Vorarbeit wäre der große Erfolg des ersten Jahrzehnts undenkbar gewesen; der Wandel jener Missionare hatte den Negern gezeigt, daß man solchen Männern vertrauen darf, und sie hinterließen im Lande die Bibel. Ferner ist das Vorgehen der jungen deutschen Kolonialmacht in Betracht zu ziehen. Sie erzwang Gehorsam, zerbrach den Arm der Tyrannen, strafte Verbrechen ohne Rücksicht auf ihren religiösen Zusammenhang, machte vor dem Zauberer der heidnischen Geheimbünde nicht halt, ging gegen das Heidentum gesetzlich und richterlich vor, soweit es mit Menschenmord und andern unhaltbaren Greueltaten, die das Volksleben verderbten, verbunden war. Diesen wuchtigen Streichen hielt das hergebrachte heidnische Wesen nicht stand.

Weil es durch die Losango zum Verbrechertum geworden war, wurde es in diesem Punkte vor der weltlichen Gewalt verwerflich und strafbar, ohne sich rechtfertigen zu können; es wurde zuschanden. Wurm glaubte Grund zu haben zur Vermutung, daß es sich in den die Küste umlagernden Gebieten sowieso um absterbendes Heidentum handelte, indem in den Losango das Religiöse vielfach kaum noch durchschimmerte. Er urteilte: „Die alte Religion der Küstenneger ist unverkennbar am Absterben, und bei einem unkultivierten Volk kann sich dieser Prozeß viel rascher vollziehen, als z. B. im alten Rom oder im jetzigen Vorderindien und China.“ [39]) Endlich ist die rasche Zunahme des Handels zu nennen, die auf die deutsche Besitzergreifung folgte, indem diese günstige Verhältnisse und Sicherheit dafür schuf. Er erfüllte das Land mit den Erzeugnissen europäischer Geschicklichkeit, freilich auch mit Schnaps, und zeigte den Eingebornen auch seinerseits die Überlegenheit Europas, vor welcher sich beugend sie zum Lernen willig wurden.[40])

Die rasche Ausdehnung der Schulmission war nur durch die eingebornen Gehilfen möglich. 1887 waren es zwei, dann 9, 10, 17, 23, 27, 43, 44, 56, 72, 98, 125 (1898). China mit seinen 126 war beinahe eingeholt. Schon am 1. Januar 1889 wurde in Bethel oder Bonaku eine Gehilfenschule eröffnet. Ihre engen Räume genügten bald nicht mehr für den Lerneifer der jungen Leute und die Ausdehnungsbedürfnisse der Mission. Man wollte in Bonaduma einen größern Neubau aufführen, erfuhr jedoch zur rechten Zeit, daß die Regierung hier ihre Soldaten anzusiedeln gedachte, eine unerwünschte Nachbarschaft.[41]) Deshalb wurde die Mittelschule 1893—1894 nach dem stillen Bonaberi, fern vom Lärm der Faktoreien und der Regierungstruppen, verlegt.

Die Übersiedlung vollzog sich nicht glatt. Auf dem linken Ufer herrschte gegen das rechtsseitige Bonaberi, nicht ohne Grund, eine solche Abneigung, daß fast alle Schüler sich weigerten, dort zu leben, und nach den Ferien einfach ausblieben. Auf diese Weise gingen gerade die schon längere Zeit Unterrichteten, die bald Mitarbeiter werden konnten, verloren. Um wieder ordentliche Klassen zu bekommen, mußte man die Ansprüche an die Schüler qualitativ zunächst heruntersetzen. Drei Jahre blieb sich die Schülerzahl gleich (46), dann hob sie sich rasch (1890: 124; 1894: 180; 1898: 215). Um eine zu starke Verkürzung der Ausbildungszeit durch die starke Nachfrage nach Lehrern zu verhüten, mußte das Komitee im Oktober 1894 verfügen, daß in Zukunft 12—14jährige Knaben, welche die Mittelschule durchlaufen hatten, nicht mehr als selbständige Lehrer, sondern nur als Lehrlinge unter direkter Aufsicht des Missionars angestellt werden durften und das selbständige Schulhalten erst vom 18. Jahr an gestattet wurde.[42])

Das Komitee plante alsbald bei Beginn der Mission in Kamerun die Errichtung von Lehrwerkstätten, da diese sich an der Goldküste als wichtiges Hilfsmittel zur Arbeitserziehung und zur Förderung der Kultur erwiesen hatten. Schon 1887 wurden ein Schreiner und ein Schmied entsandt. Solche Werkstätten erschienen hier noch nötiger als an der Goldküste, wo von der Dänenzeit her etwas Industrie vorhanden war, während man in Kamerun an der Küste nur Fischfang und Handel, im Innern nur die Palmölgewinnung kannte. Die Handwerker, die in europäischem Dienst von der Goldküste hierher kamen, wollten aus Brotneid den Eingebornen nichts von ihrer Kunst beibringen. Die Missionsindustrie versuchte allerlei. Eine Schmiedewerkstätte lohnte nicht, da die Regierung eine große Maschinenwerkstätte mit Dampfbetrieb einrichtete und für die Ausbildung von Eisenarbeitern selber sorgte. Man probierte es mit Backsteinbrennen, Holzsägen und Zimmerarbeit. Nur die Schreinerei entwickelte sich seit 1893, in welchem Jahr sie eine geeignete Werkstätte erhielt, erfreulich und erzog eine ansehnliche Zahl von Leuten, die mit Holzbearbeitung ihr Brot verdienten, die Anfänge der Kultur auch ins Innere trugen und den Wert und Nutzen der Zeit einsahen.[43])

Die Sakersche Bibelübersetzung, deren bedeutende Mangelhaftigkeit sich herausstellte, bedurfte einer gründlichen Neubearbeitung. Schuler unternahm deshalb eine ganz neue Übersetzung aus dem Grundtext. 1896 erschienen Matthäus und Johannes, 1897 die vier Evangelien und die Apostelgeschichte in 8000 Exemplaren, 1901 die Episteln. Die württembergische Bibelgesellschaft besorgte die Veröffentlichung. 1899 gab es außer den genannten neutestamentlichen Büchern in Duala: Fibel, Sprachlehre, Wörterbuch, Katechismus, Spruchbuch, Gesangbuch (1893 erschienen, mit 160 Liedern, von denen 48 dem alten baptistischen entstammten), biblische Geschichten, Bunyans Pilgerreise, Herzbüchlein und Liturgie; einige dieser Veröffentlichungen rührten von dem früh verstorbenen Regierungsschullehrer Christaller, dem Sohn des Missionars und Tschiforschers, her.

Die Branntweineinfuhr aus dem christlichen Europa schwoll zu riesenhaftem Umfang an. Der Evangelische Afrikaverein legte diese Tatsache bloß und wies nach, daß sie 1890 beinahe eine Million Liter und 1895 etwa anderthalb betrug. In diesem Jahre bildeten die Spirituosen etwa ein Siebentel der Gesamteinfuhr, sie kamen zum größten Teil aus Hamburg. Diese Gabe der europäischen Kultur war ein unheilvolles Danaergeschenk. Es kam vor, daß bei der Beerdigung eines gewöhnlichen Dorfhäuptlings für 500 Mark Schnaps gesoffen wurde und daß die Missionare auf ihren Predigtreisen eine Ortschaft unverrichteter Dinge verlassen mußten, weil die Bevölkerung sinnlos be-

trunken war. Die günstigen Handelswege des weit verzweigten Flußsystems erleichterten die Verbreitung des Gifts bis tief ins Innere.[44])

Die Mission wehrte sich mit Erfolg für das bedrohte Volk. 1896 hatte ein Komiteemitglied Gelegenheit, die Berliner Kolonialbehörde darauf aufmerksam zu machen, daß die schwarzen Arbeiter der Regierung in Kamerun am Samstag mit ihrer Löhnung jeweilen eine Flasche Branntwein erhielten. Die Behörde antwortete: „Die Tatsache, daß den Arbeitern des Gouvernements in Kamerun eine Flasche Branntwein als Teil ihrer Löhnung am Schluß der Woche verabreicht wurde, war hier unbekannt, hat aber inzwischen Bestätigung erfahren. Das Auswärtige Amt hat hierauf Veranlassung genommen, diese Übung in Kamerun aufzuheben und hiervon auch die Landeshauptmannschaften in Togo und Westafrika in Kenntnis gesetzt. Ich freue mich, dieses zu Ihrer Kenntnis bringen zu können." Der hohe Wert dieser Regierungsäußerung bestand darin, daß sie die schädlichen Wirkungen des Branntweins auf die Eingebornen anerkannte und die Bekämpfung des Negerschnapses moralisch unterstützte.[45])

Dritter Abschnitt.

Die fünf Jahre des inneren Ausbaus, 1897–1902.

1. Kapitel.

Der Ernst der Lage.

Im Bericht über die Komiteeverhandlungen vom 9. Dezember 1896 [46]) ist zu lesen: „Nachdem die Mission in Kamerun sich während einiger Jahre rasch ausgedehnt hat, müssen wir in den nächsten Jahren mit allem Ernst am inneren Ausbau arbeiten und dürfen bei der geringen Zahl unserer Missionare und unseren beschränkten Mitteln nicht an eine weitere Ausdehnung denken, so weit wir nicht durch göttliche Führung direkt dazu aufgefordert werden." Diese Worte können als Motto dienen für das Folgende.

Das erste Jahrzehnt war unstreitig eine große, herrliche Missionszeit. Öhler urteilte 1891 ohne Phrase: „Es ist ein Wehen des Lebensodems Gottes auf dem weiten Felde voller Totengebeine; die Zeit der gnädigen Heimsuchungen für dieses Land ist gekommen." Es war eine große Bewegung, die mit diesseitigen Faktoren nicht genügend erklärt war. Erst das Erwachen der Geister im Aboland, schon im dritten Jahr der neuen Mission, mit den Vereinen von Gottesmännern, dem Zuströmen der männlichen Jugend, den mancherlei Beweisen wahrer Geisteswirksamkeit — dann, seit 1890, die merkwürdigen Regungen am Wuri und Mongo, dort die Abschaffung des Dschengu, hier die massenhafte Entfernung der Götzenbilder — seit 1892 ähnliche Vorgänge am untern Sanaga, zuerst unter den von der Regierung soeben scharf gezüchtigten Mulimba, dann unter den rohen Bakoko, den Messerhelden, die ebenfalls durch eine Strafexpedition der Regierung für die Gotteslehre erweicht wurden: es war eine große Frühlingszeit, und mit Ausnahme einiger Küstengemeinden und der noch wenig entwickelten Bergstationen Buea und Nyasoso nahm das ganze Gebiet der Mission

an diesem schönen Blühen teil.[47]) Die Bewegung erstarb nicht mit dem Ende des Jahrzehnts. 1900 z. B. erlebte Wittwer in Mangamba auf einem seiner äußersten Vorposten, am Fuß der Berge von Nkosi, ein Erstlingstauffest, so schön, wie irgend eines aus dem ersten Jahrzehnt. Als der Klang einer eisernen Hacke — die Kirchenglocke fehlte noch — zu diesem Gottesdienst rief, wurde die ärmliche Kapelle gedrängt voll, und wunderbar mutete den Missionar der Gesang an: „Näher, mein Gott zu dir!" in einem Lande, wo noch die Losango herrschten.

Nach der auf den anderen Missionsgebieten beobachteten Regel, die man fast ein Gesetz der Missionsgeschichte nennen kann, erfolgte der Rückschlag, dessen Kraft der vorausgegangenen Bewegung entsprach. Die Zahlen mögen sprechen.

1892	entfielen	auf	416	Gemeindeglieder	2	Ausschließungen					
1893	„	„	675	„	32	„	d. h.	etwa	5%	der	Seelenzahl
1894	„	„	912	„	49	„	„	„	5,4%	„	„
1895	„	„	1130	„	40	„	„	„	3,5%	„	„
1896	„	„	1307	„	91	„	„	„	7%	„	„
1897	„	„	1473	„	191	„	„	„	13%	„	„

Dieser erschreckend hohe Prozentsatz des Jahres 1897, der die beängstigenden Verhältnisse des Vorjahres bedeutend verschlimmerte, war ein zur Warnung aufgehobener Finger, der eine deutliche Sprache redete, daß in der Gemeinde schwere Schäden offenbar wurden und Wunden ausbrachen, die ihren sittlichen Bankerott und ihren Untergang herbeiführen mußten, wenn nicht die Mission alle ihre Kräfte auf die Erziehungsarbeit an den schon gesammelten Gemeinden konzentrierte. Es wurde deutlich, daß, wenn die Ausdehnungsarbeit die Missionare ferner wie bisher in Anspruch nahm, ein Turm entstand, dessen Fundament ihn nicht tragen konnte. Die Station Bonaberi mußte 1899 fast ein Sechstel ihrer 527 Gemeindeglieder ausschließen, hauptsächlich wegen hartnäckiger Teilnahme an einem neuen Tanz aus Togo, der mit schmutzigen Gesängen und oft mit unzüchtigen Taten verbunden war. Auch im Gebiet von Lobetal lebte das Heidentum wieder auf, insbesondere durch erschreckende Zunahme gewisser Weibertänze, deren Begleiterscheinungen der dichtesten Finsternis angehörten. Der „Kaiser" und der „Gouverneur" waren neue Tänze; Europäer beförderten diese Augenweide durch Beifall und Branntweingeschenke.

In den Mulimbastädten verbanden sich Branntwein und Abgötterei, zum Ersatz für die alten, abgeschafften Götzendienste, deren Wiedereinführung nicht gelingen wollte. Aus dieser Verbindung entstand die „Almela-Kirche", eine Nachäffung der christlichen. Wer eintreten wollte, mußte vorher „Bewerber" sein und verübte Schandtaten nachweisen. Dann empfing er eine „Taufe" durch Untertauchen, und sobald er aus dem Wasser stieg, ein Glas

Schnaps, der fortan sein Gott sein sollte, und nunmehr war er zum Schnapssaufen und zu allerlei Schlechtigkeiten verpflichtet. In Sonntagsversammlungen sprach der Anführer, ein Buch in der Hand haltend, über das Trinken und andere Laster. Die Sache wurde durch die Lüge empfohlen, sie stamme aus Europa als eine der dortigen Kirchengemeinschaften.[48])

Leider stand diesen Kraftanstrengungen des Heidentums, verlornes Gebiet durch Verführungskünste wieder zu erobern, keine innerlich befestigte Christengemeinde gegenüber. Sie war sozusagen im Sturm entstanden, durch den Dienst weniger Missionare und vieler unzureichender „Lehrer", die, um der bittern Not willen in Ermangelung besserer Arbeitskräfte mit den Außenstationen betraut, nur sehr mangelhaften Taufunterricht gaben. So kamen die Christen mit geringer Erkenntnis in die Gemeinde hinein, ohne in ihr die erforderliche Pflege zur tiefern Gründung zu finden. Auch ihre häuslichen Verhältnisse konnten ihnen kaum zum neuen Leben vorwärtshelfen. Die Gemeindezusammensetzung des Jahres 1897 möge zur Illustration dienen. Auf 1473 Gemeindeglieder entfielen 1290 Kommunikanten (Indien zählte auf 13 061 Gemeindeglieder 6936 Kommunikanten; China: auf 4301 Gemeindeglieder 2628 Kommunikanten; die Goldküste: auf 14 905 Gemeindeglieder 6320 Kommunikanten). Daß fast die ganze Gemeinde aus Kommunikanten bestand, hatte eine schlimme Seite: Es fehlten ihr die Kinder, die Familien; ihre Glieder waren zum größten Teil vereinzelte Männer und Jünglinge. Die Folge war, daß sie zur Ehe auf heidnische Mädchen angewiesen waren, und welche Förderung konnten sie von diesen entsetzlich tiefstehenden Geschöpfen im neuen Leben empfangen?

Man kann das erste Jahrzehnt die enthusiastische Zeit der Kamerunmission nennen, die ihr gutes Recht hatte. Aber gegen ihr Ende hin schlug die Berichterstattung einen andern Ton an. Nun kamen Worte auf wie: Rückschlag, Sichtung, Not, Kampf nach innen und außen, und düstere Bilder des in der Gemeinde selbst wieder aufstrebenden Heidentums mußten entrollt werden. Am auffallendsten erschien die Veränderung in dem durch seine religiöse Empfänglichkeit berühmt gewordenen Stationsgebiet Mangamba. Hier erlahmte der Eifer in vielen Dörfern, Christen fielen nach und nach ins Heidentum zurück. Und anderswo zeigte sich Ähnliches. Eine gewisse Enttäuschung war unverkennbar. Augenscheinlich brachte die Mission nicht die äußern Vorteile, die man sich von ihr versprochen hatte. Das Evangelium rief mit seinem Beweis des Geistes und der Kraft dem Widerstande, und die Decke des rasch erwachten Eifers für das vorteilhafte Neue vermochte nicht, das unüberwundene Heidentum fleischlicher und boshafter Gesinnung in diesen furchtbar verkommenen Negerstämmen auf die Dauer

niederzuhalten. Nun zeigte selbst die Aufhebung der heidnischen Losangoverbindungen, die zunächst Leute für die Mission gewonnen hatte, eine gefährliche Folge. Bei den Balong und Bakundu war die ganze Rechtspflege mit diesen Verbindungen und ihrem Fetischtreiben verknüpft gewesen und der Häuptling darum gefürchtet, weil er in diesem Zusammenhange stand. Nun hieß es: die Missetäter bleiben unbestraft, und die Unterdrückung der Losango galt jetzt für Verkündigung fleischlicher Freiheit. Die Christen aber standen da als die Verderber der guten alten Sitte. Die meisten Taufbewerber von Bombe fielen in Sünden der Unzucht, vor denen keine Losangomänner mehr abschreckten. Die Gewaltherrschaft der Losango hatte die Verkommenheit bei diesen Stämmen einigermaßen zurückgedrängt, nun wurde ihr Abgrund aufgedeckt.

Die Lage war tiefernst: schnell emporgewachsene Gemeinden, nicht ohne Lebensspuren, aber in jeder Hinsicht schwach; zahlreiche, aber unerprobte und flüchtig gebildete, unselbständige Gehilfen auf verantwortungsvollen Posten; vom Klima geschwächte, durch Sterben dezimierte, mit Arbeit überladene Missionare, und um diese in der Eile entstandenen Gemeinden her, ja in ihrem eigenen Schoß ein Heidentum, das sich nach der Betäubung der ersten Überrumpelung wieder auf sich selbst besann und sein Gebiet zurückhaben wollte: dieses Ergebnis der ersten Periode ließ für die nächsten Jahre als einzige Losung zu nicht Ausdehnung, sondern Vertiefung und Ausbau des Bestehenden.

Sie erforderte alsbald schwere Verzichte. Es lagen gerade Aufforderungen und Gelegenheiten vor zu bedeutender Gebietserweiterung. König Garega in Bali, 14 Tagereisen weit nach Norden im Innern wohnend, seit 1889 mit den Deutschen freundschaftlich verbunden, richtete durch das Auswärtige Amt in Berlin 1897 an die Basler Mission das Begehren, in sein Land zu kommen; er sei bereit, sich mit allem Volke taufen zu lassen. Nun konnte die Missionsleitung ihm nur antworten, es fehle ihr an den Mitteln und Kräften, sie wolle sich aber der Arbeiter aus Bali an der Küste annehmen und sei bereit, Baliknaben in den Missionsanstalten zu erziehen. Gleichzeitig wurde ein ähnlicher Ruf nach Jaunde, östlich von Edea, südlich vom Sanaga, abgelehnt. Dieser schwere Doppelverzicht war eine Pflicht gegen das Prinzip, die Gemeinden nach innen zu kräftigen.

2. Kapitel.

Ausbau des Schulwesens. Übersetzung des Neuen Testaments.

Während dieser fünfjährigen Enthaltsamkeitsperiode war die christliche Jugenderziehung ein Hauptanliegen. Die Art und Weise, wie die blutjungen Schulmeister der Außenstationen ihr Amt ausübten, entbehrte während des ersten Jahrzehnts der Regel und Einheit. Jeder tat seinen Willen. Der eine fing die biblische Geschichte mit der Schöpfung an, der andere mit Salomo, der dritte mit Hiob, der vierte mit den Weisen aus dem Morgenlande, und ähnlich ging es in den übrigen Fächern. Besonders auf abgelegenen Stationen konnte die Schule ausfallen, so oft es dem Lehrer beliebte; kam dann zur Ausnahme gerade der Missionar, so war die Versicherung leicht zur Hand, daß fast immer Schule und der Besuch sehr gut sei. Gelegentlich war die Schule wochenlang eingestellt, wenn zwischen dem Lehrer und den Schülern oder den Stadtleuten eine Spannung bestand.

Missionar Schuler war es vor allem, der in dieses Chaos einige Ordnung brachte. Als Lehrer der Mittelschule in Bonaberi entwarf er um die Mitte der neunziger Jahre für dieses Stationsgebiet einen Stunden- und Lehrplan. Weil dieser einem großen Bedürfnisse entsprach, verbreitete er sich ohne sein Zutun auch auf andere Stationen. Schuler wurde 1897 Missionsschulinspektor für Kamerun. Als solcher griff er den Lehrern durch einen ausführlichen Lehrplan und Anweisung zum Unterrichten tüchtig unter die Arme; indem er sie zur Führung von Schultagebüchern verpflichtete, erreichte er: 1. daß der Stationsmissionar ihre Arbeit kontrollieren konnte, 2. die Lehrer selbst ein Mittel an die Hand bekamen, ihre geleistete Arbeit zu überblicken und in der Einteilung des Stoffes sich zu üben. Die segensreichen Wirkungen dieser Neuordnung zeigten sich rasch. Schon dies war ein großer Fortschritt, daß fortan in allen Schulen derselbe Stoff behandelt wurde; jetzt erst konnte bei der Aufnahme in die Mittelschule einheitlich geprüft werden, nun konnte der Unterricht in der Mittelschule auf bestimmten Voraussetzungen beruhen und mit Sicherheit aufbauen. Die Lehrer vermochten ihre Schüler viel weiter zu bringen; früher brachte es ein Lehrer kaum weiter als auf drei bis fünf biblische Geschichten, manche erreichten nicht einmal dies. Fortan wurden in den beiden obersten Klassen der Elementarschule monatlich wenigstens zwei bis drei biblische Geschichten durchgenommen, in der untersten je eine, und eine gewisse bescheidene Normalkenntnis auf diesem grundlegenden Gebiete wurde

erreicht. Der Inspektor selbst sprach sich in folgender Weise über die Verhältnisse des ersten Jahres nach der neuen Ordnung, 1898, aus:

„Wir haben in diesem Jahr im ganzen viel mehr erreicht, als in der Normalkenntnis im Lehrplan vorgesehen ist, von der die Brüder, denen der Lehrplan unterbreitet worden, meinten, wir würden es wohl noch nicht so schnell erreichen.

Daß sich unsere Volksschulen in dem einzigen Jahr, in dem man ihnen etwas mehr Sorgfalt zugewendet hat, bedeutend gehoben haben, das fanden wir auch beim Examen für Aufnahme in die Mittelschule, und zwar sowohl für Bonaberi als auch für Lobetal.

Es ist an und für sich noch wenig, was wir bis jetzt in unsern Volksschulen erreicht haben; aber im Vergleich zu dem, was bis vor kurzem geleistet worden ist, ist es viel, und wir dürfen für den netten Anfang recht dankbar sein und wünschen nur, daß die Entwicklung unserer Volksschulen so weiter gehe; dann erreichen wir bei der großen Zahl unserer Volksschüler in einigen Jahren sehr viel. Hebung der Volksschule bedeutet auch Hebung unserer andern Schulen, ja ohne Hebung jener ist eine rechte Hebung unserer höhern Schulen sehr schwer und, weil in diesen auch Kost gegeben wird, auch teuer.

Mit Lob und Dank dürfen wir auf das Jahr zurückblicken, namentlich auch in Hinsicht auf unser Schulwesen. Es ist manches erreicht worden trotz unserer Schwachheit und namentlich auch trotz der Schwachheit unserer eingebornen Gehilfen. Möge der Herr auch fernerhin seinen Segen zu unserer Arbeit geben; denn die Hebung unseres Schulwesens ist die wichtigste und brennendste Frage unserer Mission in Kamerun, namentlich auch weil Rom seine Fangarme ausbreitet.“ [49])

Weil nun auf den innern Ausbau der Schule sorgfältiger geachtet wurde, trat die Mangelhaftigkeit ihrer Lehrkräfte umso deutlicher ans Licht. Darüber verbreitete sich der Inspektor in seinem Jahresbericht 1899, freilich so, daß er zugleich seine eingebornen Lehrer gegen allzu scharfe Verurteilung schützte:

„Man soll bedenken, daß die Leute gar keinen so leichten Stand haben. Auf manche entfernte Außenstation kommt der Missionar nur ein- bis zweimal im Jahre. Wer wundert sich da, wenn ein junger Mensch, der selbst erst ein Anfänger im Christentum ist, in einer vielleicht völlig heidnischen Umgebung laß und träge wird, ja selbst in Sünden fällt! So ist mancher junge Mann, der es aufrichtig meinte, zu Fall gekommen, manchem ist aber auch sein Fall zu einem Aufstehen geworden, und er wurde nachher ein ganz tüchtiger Gehilfe. Dabei sei aber nicht gesagt, daß wir nicht auch viele unbrauchbare Elemente unter unsern Lehrern haben, die ausgeschieden werden müssen. Durch die ungemein rasche Ausdehnung unseres Werkes in den letzten Jahren hat eben nicht nur unser Gehilfenstand, sondern auch unsere ganze Gehilfenausbildung sehr gelitten. Man mußte Lehrer haben, und zwar viele Lehrer, deshalb nahm man, wen man fand, ich möchte beinahe sagen, von den Hecken und Zäunen weg. Jeder entlassene Mittelschüler wurde angestellt. Einige Wochen nach seiner Entlassung kam er gelegentlich und stellte sich seinen alten Mitschülern und seinem alten Lehrer vor als Lehrer von da und da, ja hielt vielleicht noch seinem alten Lehrer eine kleine Rede, indem er auf dessen Bücher weisend sagte: „Alle diese

Weisheit in deinen Büchern nützt nichts, wenn man den Geist Gottes nicht hat." Was nützte es, wenn der Mittelschulbruder reklamierte? Angestellt war der Junge schon; denn die Sache ging vorzeiten gar leicht. Sagte man etwas, dann hieß es höchstens: „Gib mir andere Leute!" Als die erste Mittelschulklasse seinerzeit in Bonaku angestellt wurde, baten mich die Schüler förmlich, man solle sie doch noch in der Schule lassen; aber was konnte man machen? Der Vorsteher mußte sie einfach herausgeben, so weh es ihm tat. Und was ist nun die Folge? Einmal bekamen wir eine Menge untüchtiger Lehrer, zum andern wäre aus manchem jungen Menschen etwas Tüchtiges geworden, wenn man ihn noch etliche Jahre in der Schule gelassen hätte, und endlich, was das schlimmste, solche Schüler wollen nun einfach nicht mehr weiterlernen. Dabei ist der Lehrerberuf gerade den Tüchtigsten unter ihnen durchaus nichts Begehrenswertes, namentlich weil so viel über unsere Lehrer geklagt und geschimpft wird. Wie ganz anders stünde unser ganzes Schulwesen, wenn wir auch nur die Hälfte oder einen Drittel unserer Schulen hätten, diese aber mit tüchtigern Lehrern besetzt wären! Wieviel leichter wäre es dann auch, das Schulwesen zu heben und namentlich unsere Gehilfenbildung höher zu bringen! So wie uns geht es gerade auch den Baptisten und Katholiken. Man hat sich gegenseitig ins Ungemessene hineingesteigert, und nun steht man ernüchtert da und sieht, wie man sich verrannt hat, und sucht den Schaden wieder gut zu machen, was keineswegs leicht ist."

Ein mehrjähriger Rückgang in der Frequenz der Volksschulen (1900: 3372; 1901: 3290; 1902: 3185) war unter solchen Umständen erklärlich. Im Gebiete von Mangamba kamen, wie Schuler 1901 berichtete, in manchen Dörfern keine Schüler mehr, da sie bei ihrem Lehrer nichts mehr lernten. Es handelte sich da noch um Lehrer aus jener Zeit, da man einen jeden nahm, der etwas wußte und zu haben war. Dem Mangel wurde soviel als möglich dadurch abgeholfen, daß der Station Mangamba brauchbare Leute zur Verfügung gestellt wurden. Der Rückgang in der Schülerzahl hatte übrigens auch einen Grund, der ganz natürlich war: als die Schulen eröffnet wurden, strömten ihnen Knaben von fünf bis sechszehn Jahren miteinander zu; als sie die Schulen durchlaufen hatten, konnte der Nachwuchs nicht ebenso stark sein. Daß die Zunahme unterbrochen und verlangsamt wurde, war für den innern Ausbau ersprießlich. In den Leistungen war nunmehr von Jahr zu Jahr ein hübscher Fortschritt zu verzeichnen. Der Lehrplan wurde alljährlich neu bearbeitet und jedem Lehrer in die Hand gegeben; die Forderungen wurden schrittweise erhöht, und von den Lehrern konnte Schuler 1901 sagen: „Nur ganz ausnahmsweise sind wir noch genötigt (etwa in neuen Gebieten), Leute anzustellen, die keine unserer höhern Schulen durchlaufen haben; aber auch bei solchen wird wenigstens darauf gesehen, daß sie Geschick im Unterrichten besitzen."

Der Schulbericht 1892 spendete den Schulen im Duala- und Sanagagebiete Lob. Hier wurde das vorgeschriebene Lehrziel, das etwa dem Ergebnis der drei ersten Elementarklassen in Württemberg entsprach, so ziemlich erreicht. Die

Leichtigkeit, mit der die Schüler im Edeagebiet trotz seiner besondern Sprache das obligatorische Duala sich aneigneten, war auffallend. Der günstige Stand dieser Schulen hing damit zusammen, daß die Schüler meistens bei ihren Lehrern wohnten, also unter beständiger Aufsicht waren. In Mangamba, Bombe und Buea waren die Verhältnisse weniger befriedigend. In Mangamba gab es immer noch Lehrer, die nicht wußten, wie sie es anfangen sollten, und Außenstationen ohne Schüler; in Bombe wollten sie sich nicht nach dem Lehrplan richten; unter den Bakwiri war regelmäßiger Schulbesuch nur schwer zu erzielen. Es kostete Mühe, die Forderung durchzusetzen, daß die erste Klasse allein unterrichtet wurde; nur zu gern legte mancher Lehrer seine drei Klassen zusammen, um die Schule auf einen halben Tag beschränken zu können. Die Förderung der Volksschule bedeutete einen harten Kampf; die Aufgabe war erkannt, und durch die Mängel schimmerte der Fortschritt.

Zu den Knabenanstalten, die 1898 in Lobetal und Buea bestanden und sich erfreulich entwickelten, kamen 1899 eine dritte in Edea — sie wurde unter der Voraussetzung erlaubt, daß von Anfang an mit den Knaben tüchtig Handarbeit getrieben wurde — und eine vierte in Mangamba; 1901 kamen Anstalten in Bombe und Nyasoso hinzu. In Bombe war die Sammlung einiger Knaben zu gründlicherer Erziehung durch die schwache Bemannung der Station solange verhindert worden; es lag im Interesse der Gemeinde — hier wie anderwärts —, einige besser geschulte und christlich erzogene Gemeindeglieder zu erhalten; auch konnte eine gut geleitete Anstalt den Schulen im ganzen Gebiet den Dienst einer Musterschule leisten, und die Gewinnung einheimischer Hilfskräfte war für die gründliche Bearbeitung des Stationsbezirks eine wesentliche Förderung; für Bombe kam dabei die Fürsorge für die Bedürfnisse einer künftigen Balimission besonders in Betracht. Anfang 1903 befanden sich in den vier Anstalten 113 Knaben.

Die Mittelschulen wurden ausgebaut. Im ersten Jahrzehnt war die erste gegründet worden, die nun in Bonaberi bestand. Ihr wurden die Lehrer entnommen. Der Gesichtspunkt trat in den Vordergrund, sie nicht nur der Erziehung eingeborner Mitarbeiter dienen zu lassen, sondern durch sie außerdem Leute heranzubilden, die bei der Regierung oder in Faktoreien Anstellung finden konnten; zu diesem Zweck wurde auf den Unterricht im Deutschen Gewicht gelegt. Dem Bedürfnis der Bevölkerung nach deutschen Sprachkenntnissen dienten überdies die beiden „deutschen Schulen" in Bonabela und Bonanjo. Die erstere war Christallers Wirkungskreis gewesen, die Regierung überließ sodann in dankenswerter Weise Schule und Wohnhaus der Basler Mission; indem der Evangelische Afrikaverein für ihren Unterhalt aufkam, leistete er der Mission wertvolle Helferdienste.[50]) — Eine zweite Mittelschule erhielt Lobetal, wo eine schöne Kakaopflanzung der Mission Gelegenheit bot, die körperlichen Kräfte der Schüler zu üben. Schuler

hatte auch für diese höhern Schulen Lehrpläne geschaffen und systematische, übereinstimmende Arbeit begründet. Anfang 1903 waren in den beiden Mittelschulen 146 Knaben.

Die Notwendigkeit des Deutschunterrichts wurde von einer Konferenz der in der Schule tätigen Missionare 1900 hervorgehoben: die Kenntnis des Deutschen gehöre in Kamerun zur allgemeinen Bildung; es sei Pflicht, den Schülern den Weg im irdischen Beruf nach Kräften zu bahnen; die Konkurrenz nötige in diese Richtung, und Einführung in die gute deutsche Literatur werde von Wert sein. Das Komitee gab zu, daß solche Schüler, die eine höhere Bildung erlangen sollten, das Deutsche nicht entbehren könnten und daß daher dem Unterricht in dieser Sprache die nötige Aufmerksamkeit zu schenken sei; dagegen hielt es nicht für ratsam, das Deutsche zur eigentlichen Unterrichtssprache zu erheben, weil dann der Lehrgegenstand von den Schülern kaum gehörig verstanden und innerlich angeeignet würde.[51])

Für die Bedürfnisse der Gehilfenbildung konnte die Mittelschule nicht auf die Dauer genügen. In Bonaberi wurde 1897 im Anschluß an diese ein kleines Seminar gegründet. Man verlegte es bald in die stille und gesunde Höhenlage von Buea, wo es im Oktober 1899 seinen Neubau bezog. Die jungen Leute ertrugen die Versetzung aus der Niederung ins Bergklima und unter die gefürchteten Bakwiri, obwohl sie ihnen Selbstverleugnung auferlegte. 1899 gab das Seminar seine fünf ersten Abiturienten an den praktischen Missionsdienst ab, mit befriedigendem Zeugnis, namentlich in bezug auf Fleiß und Betragen; Schuler, der Vorsteher, bemerkte Spuren innern Lebens und werdenden christlichen Charakters. Die sechs, die 1900 aus dem Seminar in die Missionsarbeit übergingen, waren die ersten, die den vollen, dreijährigen Seminarkurs durchlaufen hatten. In dieser Klasse waren anfänglich neun gewesen; ein vielversprechender, bescheidener und gediegener Jüngling hatte wegen Krankheit dem Studium entsagen müssen, ein zweiter war wegen geringer Begabung, ein dritter wegen schlimmer Charaktereigenschaften entlassen worden — von den sechs übrigen glaubte Schuler, daß „jeder den Herrn Jesum lieb hat und ihm dienen möchte", wenngleich sie ihre Lehrer nicht ohne Bangen ziehen sahen, da alle „mehr oder weniger Kinder in Christo" waren. Es war trotzdem etwas Großes erreicht, daß nun mit jedem Jahr auf einen Zuwachs an brauchbaren Missionsarbeitern, freilich in bescheidener Zahl, gerechnet werden konnte.[52])

Den schon im Amte stehenden Gehilfen wurde Gelegenheit geboten, in regelmäßigen Fortbildungskursen sich auf der Station um den Missionar zu versammeln und beruflich und persönlich allerlei Gewinn zu holen. Die besten Gedanken für ihre Predigten empfingen sie hier,

und wenn gelegentlich in der Konferenz ein böses Geschwür aufbrach, konnte dies zur Heilung dienen.

Das Komitee in Basel warf die Frage auf, ob nicht Josef Koto, von dem in den Berichten aus der Frühlingszeit im Abolande soviel Schönes zu lesen war, die Ordination empfangen sollte. Die Stationskonferenz Mangamba gab ein negatives Gutachten ab; sie vermißte bei ihm Eigenschaften, die für den Pfarrer unentbehrlich sind: sein selbstherrliches, oft freches Auftreten war ihr Kummer, und auf seinem häuslichen Leben lagen Schatten. Da auch der Ausschuß in Kamerun ihn nicht empfehlen konnte, sah das Komitee von seiner Ordination ab, selbst auf die Gefahr hin, daß er eine Separation veranstalten würde. Koto ging in der Widersetzlichkeit des gekränkten Selbstbewußtseins so weit, daß er vor versammelter Gemeinde gegen den Missionar auf eine Weise auftrat, die seine Suspension im Lehramt zur Folge haben mußte. Da die „Vereinigten Gemeinden" des Aboländchens für ihn Partei nahmen, schien die gefürchtete Trennung unvermeidlich; Koto ließ sich jedoch zur Anerkennung seines Unrechts bestimmen, und schließlich war die Freude darüber, daß der Friede wiederhergestellt war, allgemein. Dies geschah 1901.[53])

Die Wahl zur Ordination fiel auf den durch die Baptistenmission gewonnenen Johannes Deibol in Bonanjo bei Bethel, der der Basler Mission seit 14 Jahren treu und eifrig gedient hatte. Seiner Einsegnung stand noch ein Hindernis im Wege. Eine Schwester Deibols war unentgeltlich die Gattin eines Katechisten geworden; nun stand Deibol im Verdacht, als Onkel nach heidnischer Sitte das Verfügungs- und Eigentumsrecht über ihre Kinder zu beanspruchen. Die Sache wurde so aufgeklärt, daß kein Makel auf ihn fiel. Am 19. September 1901 fand die feierliche Ordination dieses ersten Pfarrers der Basler Mission in Kamerun statt. Die beiden größten Ortsgemeinden, Bonaduma und Bell-Stadt, wurden ihm als Sprengel zugeteilt.

Über die Mädchenerziehung berichtete der Schulinspektor 1899: „Nicht zu übersehen ist, was in letzter Zeit zur Erziehung des weiblichen Geschlechts geschieht. Unsere Mädchenschule in Bonaku hat sich sehr gut entwickelt. Nicht nur im Lesen, Schreiben, Rechnen usw. wird für die verhältnismäßig kurze Zeit viel geleistet, sondern besonders in den Handarbeiten, die geradezu meine Bewunderung erregten. Es geschieht in letzter Zeit überhaupt viel zur Erziehung des weiblichen Geschlechts, nicht nur in der Mädchenschule, sondern auch von seiten unserer Missionsfrauen; manche haben vier bis sechs, ja oft bis zehn Mädchen um sich gesammelt, um sie in Handarbeiten und im Haushalt, aber auch im Lesen, Schreiben, biblischer Geschichte, Singen usw. zu unterrichten. Es ist dies eine sehr segensreiche Einrichtung, die aller-

dings auch mit Unkosten verbunden ist; denn den meisten der Mädchen müssen Kost und Kleider gegeben werden.

In Edea fand ich auf meiner Reise eine ganze Reihe solcher Mädchen, besonders Bräute unserer Gehilfen, um Frau Lauffer versammelt, und so wie dort ist es auf den meisten Stationen. Es ist namentlich in letzter Zeit unter dem weiblichen Geschlecht ein Zug zum Lernen. Nicht nur die Christen wünschen es, daß ihre Mädchen etwas lernen, sondern auch die Heiden. Diese freilich vielfach nur aus dem selbstsüchtigen Grunde, weil sie ihre Töchter teurer verkaufen können, wenn sie etwas gelernt haben; aber schon die Tatsache, daß solche Mädchen gesuchter sind als andere, ist als ein Fortschritt zu betrachten." — Eine zweite Mädchenanstalt war eben erst entstanden: in Edea unter Frau Lauffer. Die Knabenanstalt machte Platz, indem sie nach Lobetal verpflanzt wurde. Schuler betonte, daß es auch um der Katholiken willen, die der Mädchenerziehung besondere Aufmerksamkeit schenkten, sehr zu wünschen war, Mädchen in größerer Zahl durch die Mission zu erziehen; leider zog der Raummangel die Schranken eng. Edea erhielt nach Jahresfrist Erlaubnis, bis zu 30 Mädchen aufzunehmen; das Komitee erkannte, daß für die christliche Erziehung und Schulung der Mädchen in Kamerun, besonders am Sanaga, alles Mögliche getan werden mußte, „weil wir am ehesten auf diesem Wege mit der Zeit christliche Frauen und Mütter bekommen, die jetzt in unsern Gemeinden noch sehr fehlen." [54])

Mathilde Ostertag, die Anstaltsvorsteherin von Bonaku, bezeugte ihrerseits die Bedeutung der christlichen Mädchenbildung: „Viele von den Mädchen, die in unserer Anstalt erzogen werden, erhalten die wichtige Aufgabe, als Frauen unserer eingebornen Gehilfen den Christen und Heiden ringsum ein christliches Vorbild zu geben. Mit der Vorbildlichkeit ihres Wandels, ihres Hauswesens, ihrer Kindererziehung wird es freilich oft noch sehr schwach bestellt sein. Christliche Hausfrauen und Mütter sind die schönste und reifste Frucht der Mission, und diese reift nicht von heute auf morgen, aber bescheidene Ansätze zu solcher Frucht sind schon vorhanden." [55])

Die Gemeinde bedurfte einer christlichen Literatur. Schuler vollendete 1900 nach fünfjähriger Arbeit sein Neues Testament in Duala. Dieses Werk war namentlich für die Schulen sehr zu begrüßen. Wie beschränkt war zuvor der biblische Unterricht, da vom Text der Schrift nur die Evangelien und die Apostelgeschichte vorlagen! Und für die eingebornen Gehilfen war der Besitz des Neuen Testamentes unentbehrlich. In Anbetracht ihrer geringen Bildung und Schriftkenntnis mußten ihre Predigten an Gedankenarmut leiden und sich im Kreise

weniger Gedanken drehen. Die deutsche Bibel konnten die wenigsten benutzen. Die meisten hatten denn auch mit großer Sehnsucht auf das Neue Testament gewartet. Die Zeit wollte ihnen gar zu lange werden; einige Monate vor der Vollendung der Arbeit hörte Schuler Eingeborne zweifelnd sagen, sie glaubten nun bald, daß das Neue Testament nie mehr fertig werde. Dies spornte ihn an, mit Aufgebot aller Kraft das Werk zu vollenden. Schon die frühere Schulersche Übersetzung, Evangelien und Apostelgeschichte, war gut aufgenommen worden. Die deutschen Baptisten bedienten sich ihrer ausschließlich, obwohl vor wenigen Jahren das Sakersche Neue Testament neu aufgelegt worden war. Auch die eingebornen Baptisten griffen nach ihr, obgleich sie im Gottesdienst Saker benutzten. Sie spendeten der Schulerschen Übersetzung einen lobenden Tadel; sie sagten, ihre Sprache sei ganz so, wie die Leute reden, nur zu leicht verständlich, sogar für jedes Kind; man brauche den Text gar nicht mehr auszulegen, während man den von Saker immer erklären müsse (d. h. in die allgemeinverständliche Sprache übertragen). Insofern war Sakers Text allerdings für manche Gehilfen geschickter; jeder konnte herauslesen und hineinlegen, was er wollte, da doch keiner diese Sprache von selbst verstand. Der ganze Redeschwall, womit die Gehilfen den alten Text zu umgeben pflegten, fiel durch die neue Übersetzung dahin. Das war für manchen, der nichts Gründliches arbeiten mochte, unbequem; manchem wäre es nicht unlieb gewesen, daß mehr Fremdwörter, namentlich deutsche, im Text vorkamen, weil dies gebildeter und vornehmer geklungen hätte.

Schulers Neues Testament (Male ma Penya) erschien Weihnachten 1901 im Verlag der Stuttgarter Bibelanstalt in 5000 Exemplaren. Es fand reißenden Absatz. Die Baptistenmission übernahm sofort 1000. Als Schuler seinen Seminaristen in Buea das erste fertige Exemplar zeigte, erscholl ein förmliches Jubelgeschrei. So war es allerorten, als das Buch ins Land kam. Nun erst waren die apostolischen Briefe für Lehrer, Gemeinden und Schüler dem Studium eigentlich zugänglich gemacht. Der Eifer, womit sie sich auf dieses neue, herrliche Gebiet des Neuen Testamentes warfen, versprach reichen Ertrag. Schon sah man mit Verlangen auch nach dem Alten Testamente aus; Schuler wollte jedoch das Volk vorerst mit dem Neuen sich recht vertraut machen lassen und mit der Fortsetzung nicht allzusehr eilen. Zunächst begann er einzelne Stücke aus dem Alten Testament in Auswahl zu übersetzen.[56])

3. Kapitel.

Gemeindeerziehung. Ausgeliefertes Heidentum.

In den Gemeinden gab es mancherlei Sichtung, namentlich in Mangamba. Missionar Kobel schrieb zehn Tage vor seinem Ende einen vertraulichen Bericht darüber in trübem Ton: „Oft sind die Gemeinden im Stationsgebiet schnell entstanden, und man hat sich seinerzeit sehr darüber gefreut; aber jetzt ist die Zeit des Sichtens gekommen. Von allen Seiten werden unsere Gemeinden angefochten. Der Handel blüht gegenwärtig sehr, und da wird neben manchem, das nützlich und gut ist, auch viel Schädliches und das Volk Ruinierendes geboten. Zudem geben die Europäer so viel Ärgernis, entweder durch rohe, grausame, ja teuflische Gewalttaten oder durch schlechte, unzüchtige Beispiele, und der kindische, eitle Neger meint, was von Europa komme, müsse man haben, und was die Europäer vormachen, das müsse man nachmachen, wie ein Affe dem andern. Dazu macht sich das Heidentum mit all seinen Greueln, finstern Mächten und Verlockungen aufs neue auf, nur mit dem Unterschied, daß es feiner, aber um so gefährlicher und verführerischer auftritt. Auch ist das Evangelium oder die Sache Gottes nicht mehr so neu und darum ihnen nicht mehr so interessant wie früher, und die Hoffnung auf irdischen Gewinn, wie sie eben bei vielen war, hat sich nicht erfüllt, sondern vielmehr verlangt man von ihnen, daß sie leiden lernen, tragen und verleugnen um des Evangeliums willen, und daß sie etwas tun und geben zu seiner Ausbreitung. Darum sind die „Gottesknaben" weniger geworden und die „Jünglinge nach dem Herzen Gottes" rarer. Ja in einigen Dörfern sind die Kapellen eingefallen und die Christengemeinden eingegangen. Soll man sich da verwundern, wenn man oft müde und niedergeschlagen wird, indem man diesem allem so machtlos gegenübersteht? Aber wenn es gegenwärtig auf unserem Stationsgebiet eine Zeit des Sichtens ist, ist es auch eine Zeit der Läuterung, durch die Spreu vom Korn geweht wird, und wenn auch viele als Spreu davonfliegen, Körner bleiben immer noch zurück." — Die vielen Versuchungen, denen die Christen unter den Heiden ausgesetzt waren, machten es wünschenswert, daß sie soviel als möglich für sich wohnten.[57])

Um dieselbe Zeit hatte Bonaberi trotz 131 Heidentaufen eine Abnahme der Christenzahl zu beklagen, die nicht nur durch starken Wegzug, sondern auch durch viele Ausschließungen veranlaßt war. Die wiederholte Beteiligung der Christen an einem Tanz mit schmutzigen Gesängen machte diese nötig. Im allgemeinen zeigte sich das sittliche Urteil der

Christen noch recht wenig entwickelt, wenn auch die Spuren der Geisteswirkung an den Herzen nicht fehlten. Verstöße gegen äußerliche Satzungen wurden eher als Sünde empfunden als schwere sittliche Verfehlungen, wie Lüge, Diebstahl, Unzucht. Es wurde verhältnismäßig leicht begriffen, daß das Christentum mit Zauberei und anderem eigentlich heidnischem Wesen nicht zusammengehen könne. Die Lüge als Sünde zu erkennen, fiel bei dem tief eingewurzelten Hang zur Unwahrheit wohl am schwersten.[58])

Dennoch waren Zeichen des inneren Fortschrittes unverkennbar. Gerne ruhte der Blick des Missionars da und dort auf der christlichen Opferwilligkeit. Eines ihrer schönsten Denkmäler war die Kapelle in Bell-Stadt, unfern von der Joßplatte, dem Hauptsitz der deutschen Regierung. Sie war ein erfreulicher Beweis gesegneten Fortgangs der Arbeit sogar an der Küste, wo die Schwierigkeiten durch europäische Einflüsse sich häuften, und gerade in Bell-Stadt hatte es länger als anderswo gedauert, bis die Basler Mission Eingang fand, indem hier auch die baptistische Separation stark im Wege stand. Um so schöner war nun die Spendefreudigkeit der Christen dieses Ortes für ihren Kapellenbau. Die Mission gab nur 300 Mark; die Gemeinde, etwa 60—70 Seelen zählend, brachte mindestens 1000 Mark auf, ein Mitglied lieferte sämtliches Holz, und nicht minder wertvoll als die Geldgaben waren die selbstlosen Beiträge persönlicher Arbeit beim Bau.[59]) — Im Jahre 1899, also erst 13 Jahre nach Beginn der Mission, verordnete das Komitee, durch die Not gedrängt und bauend auf die Opferwilligkeit der Christen, daß sie für ihre Kapellen, Schulen und Lehrerhäuser auf den Außenstationen fortan ganz allein aufzukommen hätten. Der Inspektor tat dies durch ein Rundschreiben allen Gemeinden kund. Bei diesem Anlasse zeigte er den Christen, wie sie dafür die Mittel erübrigen könnten:

„Ihr werdet fragen: wie werden wir es machen? Wir sind arm und haben kein Geld — darauf sage ich: Ihr seid nicht so arm wie viele Christen in Europa; denn ihr habt, was ihr braucht, habt Nahrung und Kleidung ohne viel Mühe, während die Christen in Europa oft mit viel Mühe und Not sich Nahrung und Kleidung erwerben müssen. Aber ihr habt kein Geld. Wenn ein Mann in Europa kein Geld hat, aber gesund ist und sich Geld erwerben kann, so sagt man ihm: du mußt arbeiten. So sage ich euch: ihr müßt arbeiten. Ihr könnt alle etwas erwerben, wenn ihr fleißig arbeiten wollt. In Europa arbeiten die Leute jeden Tag von Montag bis Samstag am Vormittag und am Nachmittag, und wenn einer nicht arbeiten will, hält man ihn für keinen Mann. Auch in der Bibel steht: Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen. Also sage ich euch: Ihr müßt euch durch mehr Arbeit die Mittel zum Bau der Häuser erwerben. Aber vielleicht sprechen manche: „Wir sind zu wenige, unsere Gemeinde ist klein, wir können nicht in einem Jahr soviel Geld zusammenlegen, als nötig ist zu einer guten Kapelle mit Blechwänden!"

Solchen sage ich: Sammelt das Geld, das ihr zusammenbringt im ersten Jahr, und gebt es unsern Brüdern in der Handlung zum Aufbewahren. Sie werden es euch sicher aufbewahren und noch Zins dazufügen. Was ihr im nächsten Jahr sammelt, gebt ihr wieder zum Aufbewahren, bis soviel beisammen ist, daß ihr Kapelle, Schule, Lehrerhaus und was sonst nötig ist, bezahlen könnt. Wenn ihr so selber durch eure Mühe zu solchen Häusern kommt, werdet ihr euch viel mehr über diese Häuser freuen, als wenn ihr sie mit Beiträgen von uns gebaut hättet. Darum bitte ich euch, nicht mutlos zu werden, sondern mit frischem, fröhlichem Mut ans Werk zu gehen und den lebendigen, wahrhaftigen Gott, der euch verkündigt worden ist, um seinen Segen und Beistand zu bitten. Ich ermahne euch auch, nicht nur einen Anfang zu machen, sondern auch fortzufahren bis ans Ende. Freuet euch, daß ihr für das Evangelium, das euch verkündigt ist, auch ein Opfer bringen dürft! Bedenket, wie gut es für euch selbst ist, wenn ihr fleißige Arbeiter werdet. Ihr werdet durch fleißige Arbeit vor mancher Sünde bewahrt — —" — In diesem freundlichen, väterlichen Ton wurde mit der harten Forderung ein wichtiges Stück Erziehungsarbeit verbunden, indem sie ein Mittel wurde, die Eingebornen zu Arbeit und Sparsamkeit anzuleiten.

Opferwilligkeit war nicht das einzige Zeichen innern Fortschrittes. Die vielen Ausschließungen hatten das Gute, daß die Christen ihre Sünden nicht unter sich verheimlichten, sondern offenbar machten. Ein gewisser Ernst lag darin, daß die Christen der Station Bombe zur Verhütung von Sündenfällen unter sich ausmachten, wer sich verfehlt habe, müsse auf der Station eine Arbeitsleistung im Wert von 10 Mark verrichten (1900). Im Jahre 1901 mehrten sich die Merkmale einer innern Gesundung. Manche Gemeinden hatten sich ersichtlich gebessert, die Berichte aus Mangamba z. B. lauteten entschieden günstiger; in drei Dörfern, denen man früher den Lehrer hatte entziehen müssen, ging nun die Saat fröhlich auf, und andere Dörfer baten um Lehrer, es regte sich in bisher verschlossenen Gebieten — leider gebrach es der Station an den nötigen Arbeitskräften. Ebenso war in Bombe ein Fortschritt des innern Lebens der Gemeinde augenscheinlich. Es reute den Häuptling, daß die heidnischen Ältesten dem Missionar ihre Sehnsucht nach den frühern Zuständen ausgesprochen hatten; er bat um Verzeihung und sagte, sie wollten jetzt die fleischlichen Wünsche aus dem Sinne schlagen und zum Gottesdienst kommen.

Am Sanaga steigerte die römische Propaganda ihre Rührigkeit, um, was nicht zu verkennen war, die evangelische Mission zugrunde zu richten. Hässig in Edea bezeugte: „Wo unsere Brüder in diesen Gegenden reisen, geht ihnen ein Pater einige Stunden voraus oder folgt ihnen auf dem Fuße." [60]) Es kam vor, daß die katholische Mission am Sanaga Erwachsene taufte gegen ihren Willen oder bei völliger Umnachtung und Bewußtlosigkeit. Sollten solche Leute, wenn sie der Basler Missionsgemeinde sich zuwandten, nochmals getauft werden? Die Mis-

sionsleitung bestimmte: In Fällen, wo die katholische Taufe unter Umständen und in einer Weise erteilt wird, wo sie nur noch als Karikatur erscheint und als Sakrament nicht anerkannt werden kann, ist sie zu wiederholen; sonst aber ist der altkirchliche Standpunkt einzunehmen, wonach eine in der Ordnung auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes erteilte Taufe von allen Teilkirchen anerkannt wird; in solchen Fällen soll nur eine feierliche Aufnahme in die evangelische Gemeinde mit Handauflegung stattfinden.[61]) — Es gelang der römischen Propaganda nicht, im Sanagagebiet ihre Absicht zu erreichen. Gerade hier besserte sich die Lage in den Gemeinden entschieden, indem manche ein erfreulicheres Bild zeigten als früher (1901). An einem Ort, wo die Arbeit hatte aufgegeben werden müssen und inzwischen die Römischen die Kindlein tauften, entstand sie neu. Der Stamm der Edie wandte sich sehr den Katholiken zu, verschiedene andere dagegen stellten sich freudig zur Basler Mission; die Mangala z. B. begannen, ihre Kinder fleißig zur evangelischen Schule zu schicken.[62])

Götzenvernichtungen im größeren Stil kamen immer wieder vor. Im Gebiete von Lobetal erfolgte um 1898 ein großes Autodafe. Eine Frau war dem Götzendienst zum Opfer gefallen; dies veranlaßte die Regierung, einzugreifen und bekannt zu machen, sie werde strafend einschreiten, wenn die Leute nicht aus freien Stücken die Gegenstände des betreffenden Kultes an die Missionare auslieferten, was nun geschah. — Lauffer in Edea meldete Ende 1899 eine „Siegesbotschaft aus Kamerun.“ [63])

Er kam in eine Gegend, wo der Mungidienst in ungebrochenem Ansehen stand und das Giftmischen zur Tagesordnung gehörte. Der Häuptling mit den Dorfältesten und andern Eingeweihten, die monatlich 5 Mk. bezahlten, übte seinen Geheimdienst aus. Zur Zeit des Vollmondes um Mitternacht erschien der Mungi regelmäßig zu dem Zweck, recht viel Fleisch zu bekommen und sich damit vollzuessen. Der Mungi hatte zwei Gesetze aufgestellt: 1. daß die Frauen kein Fleisch größerer Tiere essen dürfen, 2. daß jeder sterben müsse, der zu behaupten wage: der Mungi ist Mensch und nicht Gott. Jede Übertretung dieser Gebote führte sicher den Tod herbei. Lauffer nun wagte es, diesem Häuptling vor allem Volk seine Sünden und den ganzen Betrug des Mungi aufzudecken. Der große Mungimann, niedergeschmettert durch diesen Schlag, gab Vollmacht, alle seine Mungisachen vor seiner Hütte zu verbrennen. Sein Beispiel fand Nachahmung in den Nachbardörfern. Lauffer konnte auf der Rückreise noch zwei Götzenhäuser in Brand stecken, auf Wunsch derer, die darüber zu verfügen hatten.

Dieses radikale Vorgehen hatte in Europa eine eigentümliche Nachwirkung. Die Direktion des Museums für Völkerkunde in Berlin vernahm durch die Missionsliteratur von diesen Verbrennungen heidnischer Kultusgegenstände. Nun meldete sich das Interesse der Ethnographie zum Worte. Jene Behörde betonte in einer Eingabe an das

Auswärtige Amt, wie wichtig es sei, jetzt noch „durch sorgfältiges Sammeln und gewissenhaftes Aufbewahren aller derartigen, für die betreffenden Völkerschaften in ihrer gegenwärtigen Entwicklungsstufe charakteristischen Gegenstände diese Periode im Leben der Völker noch im letzten Augenblicke greifbar festzulegen." Im Kolonialamt wurde angeregt, die Mission solle sich solche Gegenstände ausliefern lassen mit dem Versprechen, den durch den Verkauf an ein Museum erzielten Erlös zu kirchlichen Zwecken der neuen Christengemeinde zu verwenden, indem es der Mission möglich sein sollte, diese dahinzubringen, daß auch sie dieser Art der Vertilgung heidnischer Bilder und heidnischen Aberglaubens den Vorzug gebe.

Die Missionsleitung war nicht in der Lage, von sich aus die Missionare zu Sammlern und Hilfsarbeitern der wissenschaftlichen Forschung zu machen, da ihr Beruf auf anderem Gebiete lag; sie konnte auch nicht unter allen Umständen verzichten auf die Vernichtung solcher Dinge vor den Augen der Heiden und auf die Wirkung eines derartigen Protestes; wohl aber lag es im Bereiche ihrer Möglichkeit, den Missionaren zur Entsendung derartiger Gegenstände nach Europa Gelegenheit zu bieten und zwischen ihnen und dem Museum in Berlin eine gewisse Vermittlung zu übernehmen.

In diesem Zusammenhange mag eine Anregung zu systematischer Forschung und Berichterstattung über das Volksleben erwähnt werden, die vom Inspektorat in Basel 1911 an sämtliche Missionare in Kamerun erging. In ihren Quartal- und Jahresberichten war wertvolles Material zur Volkskunde niedergelegt; die Leitung wünschte nun, daß in dieser Hinsicht noch zielbewußter und systematischer gearbeitet und berichtet würde, um für literarische Bearbeitung das nötige Material zu erhalten und alle Lebensverhältnisse der Völker in Kamerun möglichst genau festzustellen. Noch immer mußte der junge Missionar im Lande selbst mühsam tastend sich hineinfinden in die Gedankenwelt der Kameruner, wie er es eben konnte. War ihm aber eine Volkskunde, die auf sorgfältigen Beobachtungen Kundiger beruhte, als Führer in die Hand gegeben, so konnte er sich rascher und sicherer zurechtfinden und schneller brauchbar werden. Durch das Vordringen der Kultur, die die alten Verhältnisse im Sturm umwandelte, war Eile geboten, sollte das, was das Volksleben geschichtlich bedingte, überhaupt noch wahrnehmbar sein und festgestellt werden können. Die Lehrer mochten dabei Dienste leisten. Es handelte sich um exakte, sachliche Bearbeitung einzelner Gegenstände, namentlich aus dem religiösen und sittlichen Leben, durch die Missionare.

4. Kapitel.

Verhandlungen der allgemeinen Brüderkonferenz.

Durch die „Organisation der Mission in Kamerun" (1899) wurde als ihr Generalrat die „allgemeine Brüderkonferenz" bestimmt, welche das Ganze zusammenhalten, die Arbeitsgemeinschaft vermitteln, der Erbauung und der Beratung aller Anliegen der ganzen Mission dienen sollte. Sie sollte in der Regel alle zwei Jahre stattfinden, alle ordinierten und unordinierten Brüder umfassen und verpflichtet sein, alle vom Komitee ihr vorgelegten Gegenstände zu beraten, außerdem alles das, was der Ausschuß ihr unterbreitete. Im übrigen stimmte die Organisation mit derjenigen der andern Gebiete überein: die Station wird von ihrer Konferenz geleitet, die ganze Mission vom Ausschuß, bestehend aus Präses, Schulinspektor und Generalkassier, die das Komitee ernennt.

Die Verhandlungen der allgemeinen Brüderkonferenz 1900 (Bonaku, 6.—8. November) geben ein anschauliches Bild von den Anliegen der Mission zu dieser Zeit.[64]) 19 Mann waren anwesend; den Vorsitz führte Georg Vizer, der einzige, der auch der Brüderkonferenz 1890 beigewohnt hatte — von den damaligen Sieben waren zwei entschlafen, vier in der Heimat.

Den ersten Beratungsgegenstand bildeten „die Ringkämpfe in Kamerun und die Stellung unserer Christengemeinden dazu." Fast überall, wo die Basler Mission wirkte, mit Ausnahme der Balong und Bakundu, waren die besua üblich, die zwischen verschiedenen Stämmen oder Städten unter allgemeiner Beteiligung nach genauen Vorschriften regelmäßig ausgefochten wurden. Der Missionar in Mangamba hatte seinen Christen 1898 die Beteiligung verboten, bei Strafe des Ausschlusses vom Abendmahle; sein Nachfolger geriet darob in innere Not, da die Christen dennoch mitmachten und an der Sache nichts Sündhaftes sehen wollten. Wie nun die Mission Stellung nahm, war nicht ohne Bedeutung; denn bei der großen Rolle, die die besua im Volksleben spielten, konnte eine ablehnende Haltung manche Christengemeinde geradezu sprengen, und diese Folge war nur mit einer klaren Notwendigkeit zu rechtfertigen. Da aber diese und ein Zusammenhang der besua mit dem Heidentum nicht nachweisbar waren, wurde einmütig beschlossen, den Christen die Beteiligung nicht zu verbieten, wohl aber sie zu warnen vor den damit verbundenen, schweren sittlichen Gefahren der Tänze, Gelage und Streitigkeiten, und ihnen

zu Gemüte zu führen, daß es eines Christen unwürdig sei, mit Heiden zu ringen; Ausschreitungen sollten unter Kirchenzucht genommen werden; eine frühere Bestimmung, die allen Missionsgehilfen die aktive Teilnahme ganz untersagte, wurde bestätigt.[65])

Ferner lag die Frage vor: „Ist das in den Bereich unserer Mission gezogene Gebiet hinreichend mit Missionaren besetzt, und genügen die jetzigen Wohnräume zur Unterbringung der erforderlichen Anzahl?" Das Komitee hatte diese Frage aufgegeben; sie sollte an den Tag bringen, ob für die 1897 ausgegebene Losung der gründlichern Durcharbeitung und des innern Ausbaues im schon besetzten Gebiet die vorhandenen Kräfte genügten. Sie wurden mit den Aufgaben verglichen und an ihnen gemessen. 19 ordinierte Missionare (zwei Neulinge nicht mitgerechnet) waren tätig, acht derselben nahm die Schule ganz, drei mit der Hälfte ihrer Zeit in Anspruch. Nun waren 135 Außenstationen zu leiten, 2282 Christen zu pastorieren, 628 Taufbewerber zu unterweisen und zu prüfen, zahlreiche Gehilfen und 3000 Schüler auf den Außenstationen zu beaufsichtigen und mancherlei andere Arbeit zu tun; daß die Kraft der Wenigen, die übrig blieben, für diese Riesenaufgabe von ferne nicht hinreichte, lag auf der Hand. Im einzelnen verhielt es sich so:

1. Bethel, die größte Gemeinde, in der es über Erwarten vorwärts gegangen war, sollte statt ihrer drei Missionare vier haben: zwei für die Schulen, zwei für Gemeindepflege und Ausdehnungsarbeit. 2. Bonaberi mit seinen 22 Außenstationen mußte sich mit zwei Missionaren behelfen, hatte aber drei nötig: zwei für die Mittelschule, einen für die Gemeinde. 3. Lobetal war mit den vorhandenen drei Brüdern (zwei für Schule, einer für Gemeinde) genügend besetzt, hatte aber nur für eine Familie Raum, zwei Missionare mußten ledig sein — ein Übelstand, der gehoben werden sollte, wie überhaupt in Kamerun von einer eigentlichen Wohnungsnot für verheiratete Missionare gesprochen werden mußte. 4. Edea, dessen Wirkungskreis sich bereits über sechs bis sieben Stämme erstreckte, reichte als einziger Stützpunkt für dieses weite Gebiet mit seinen großen Entfernungen und schwierigen Wegen nicht mehr aus; eine zweite Europäerstation, etwa zwei Tagereisen landeinwärts, wurde zur Notwendigkeit, wie auch das Komitee zugab — nur wünschte es, daß die in Frage kommenden Gegenden zuvor noch gründlicher erforscht würden.[66]) 5. Mangamba hatte mit seinen 37 Außenstationen, 160 Taufbewerbern und 980 Schülern das größte Arbeitsgebiet. Bisher hatte die Station drei Missionare, einen davon für die Schule. Sie konnte mit ihren zwei Gemeindemissionaren nicht ausreichend bedient werden, besonders in Anbetracht der vielen der Nachhilfe noch sehr bedürftigen Gehilfen; ein dritter war erforderlich.

Die vorhandenen Gebäulichkeiten genügten auch für die gegenwärtige Besetzung nicht; schon 1893 hatte die Station um ein neues Haus gebeten. Also mußte gebaut werden, und zwar mochte es sich empfehlen, mit dem neuen Europäerhause eine neue Station zu begründen und dieser einen Teil des Gebietes von Mangamba zuzuteilen. 6. Bombe hatte ein sehr umfangreiches, lohnendes Territorium, das außer den schon genannten Balong und Bakundu die Barombi und Balondo umspannte.[67]) Der Missionar wurde von einer zahlreichen Bevölkerung gern aufgenommen und gehört. Und in diesem weiten, hoffnungsvollen Gebiet war fast immer ein einziger Europäer stationiert! Sollte es gründlich durchgearbeitet werden, so mußten zwei zusammenstehen. 7. Nyasoso hatte noch keine Außenstation und erst eine kleine Schule, an der seit kurzem ein eingeborner Lehrgehilfe stand, aber eine weite und wichtige Einflußsphäre mit vielen Dörfern und Städten, deren Missionierung einen zweiten Missionar erheischte. Das im Bau begriffene neue Haus mit sechs Zimmern und zwei Nebengebäuden bot Raum für zwei Familien und einen ledigen Missionar. 8. Viktoria war mit zwei Brüdern (für Gemeinde und äußere Arbeiten) genügend besetzt. 9. Buea hatte vier Missionare nötig: je einen für Gemeinde und Knabenanstalt und zwei für das Seminar. Sollte Buea ferner als Erholungsstation dienen können, so war für diesen Zweck ein Haus mit drei Zimmern nötig.

So waren die Erfordernisse beschaffen, die sich nur auf die Weiterführung des schon Begonnenen bezogen, also im Rahmen des von der Leitung angeordneten innern Ausbaus blieben, und darüber hinaus lagen Bedürfnisse, die der Blick nicht auf die Dauer übergehen konnte: die Not der umwohnenden Stämme, die noch in Todesfurcht und Aberglauben gefangen lagen. Aber ihretwegen gerade mußten die schon besetzten Posten vorerst gestärkt werden; eine schwache Operationsbasis war nicht günstig.

„Die Stellung des weiblichen Geschlechts besonders in Beziehung auf Verheiratung und Eheangelegenheiten, und was kann zu weiterem Schutz und Hebung desselben geschehen?" Dies war die dritte große Frage der Brüderkonferenz 1900. Seit Ende 1896 bestand für die kirchlich getrauten Paare die Verordnung standesamtlicher Eintragung; es hielt aber schwer, die Christen an diese zu gewöhnen. Das Komitee hatte für Kamerun die Mischehe zwischen Christen und Heiden vorerst erlaubt, da es nicht anging, die Überzahl der männlichen Gemeindeglieder zur Eheloſigkeit zu zwingen; jene Verpflichtung bezog sich auch auf solche Ehen. Die Konferenz beriet nun in erster Linie über das zur Heirat erforderliche Alter. Bei einigen Stämmen herrschte die Unsitte, ganz kleine Mädchen für

die Ehe zu verkaufen; oft wurden solche von alten Männern gekauft, weshalb dann junge keine Frauen bekamen und die Unsittlichkeit gefördert wurde. Die Konferenz stellte dagegen die Norm auf: „Es soll darauf hingewirkt werden, daß kleine Kinder nicht mehr verkauft werden. Die Entscheidung betreffend Verheiratung soll mit dem freien Willen der Mädchen geschehen, weshalb sie mindestens 15 Jahre alt sein sollen."

Um dem Weiberkauf Abbruch zu tun, wurde der Vorschlag gemacht, den Kaufpreis durch eine Morgengabe zu ersetzen. Die Konferenz fand jedoch, daß die Verhältnisse für diese durchgreifende Änderung noch nicht reif seien, und zog es für die Übergangszeit vor, den Kaufpreis, der bis auf 1500 Mark gestiegen war, zu erniedrigen. „Die Kaufsumme für die Frauen soll wesentlich herabgesetzt werden, damit auch Ärmere eigene Frauen bekommen können und so dem Unwesen des Ausleihens von Frauen entgegengearbeitet wird." — Wurde für eine Frau kein Kaufpreis bezahlt, so gehörten sie und ihre Kinder nach heidnischem Gesetz nicht dem Ehegatten, sondern ihrem Vater oder ihren Brüdern. Diese Art der Verheiratung wurde von der Konferenz für die christliche Gemeinde unzulässig erklärt, ebenso das übliche Ausleihen von Frauen oder Mädchen für bestimmte Zeit gegen Bezahlung. — Der Befestigung geschlossener Ehen sollte der Beschluß dienen: „Dem Wiederverkauf verheirateter Frauen soll möglichst entgegengewirkt werden." — Nach heidnischem Erbrecht fielen auch die hinterlassenen Frauen dem Erben als Eigentum zu; dagegen erklärte die Brüderkonferenz: „Christliche Frauen sollen nach dem Tod ihres Ehegatten nicht vererbt werden, sondern frei sein."

Die Konferenz nahm Stellung zum Vorschlag eines Pallottiner Paters: die Polygamie dadurch zu bekämpfen, daß der Besitz einer zweiten, dritten Frau usw. progressiv besteuert würde. Im Missionsmagazin war dazu bemerkt worden: „Eine solche Besteuerung fehlte gerade noch; denn damit wäre ja die Vielweiberei, sobald die gesetzliche Steuer entrichtet wäre, erst recht legalisiert." Merkwürdigerweise erklärte die Brüderkonferenz mit Mehrheit den betreffenden Vorschlag für „ein wohlgemeintes, Erfolg versprechendes und daher zu erwägendes Mittel, die Polygamie zu bekämpfen." Die angeführten Beschlüsse waren so gemeint, daß das Komitee sie erwägen und der Kolonialregierung entsprechende Vorschläge unterbreiten sollte.

Den vierten Beratungsgegenstand bildete die Frage: „Wie steht es mit der Sklaverei und dem Sklavenhandel in Kamerun?" Dieses Thema war durch die Regierung veranlaßt, welche die Beobachtungen und Erfahrungen der Mission innezuwerden wünschte. Die Missionare stellten fest, daß der Sklavenhandel noch in Blüte stehe.

Sie waren in der Lage, dies vielfach zu beweisen: Im Gebiete von Mangamba konnte man jede Woche neue Sklaven sehen; am Wuri wurden immer noch sehr viele Sklaven verkauft („viele unserer Christen müssen wegen Sklavenhandels unter Kirchenzucht gestellt werden"); hier waren die meisten Sklaven Kriegsgefangene aus dem Innern. Ein Missionar hatte unterwegs im Basagebiet Leute getroffen, die eigene Angehörige um ein paar Säcke Salz verkauften. Über die Behandlung verlautete allerlei: In Mangamba kamen viele Mißhandlungen vor, ein entlaufener Sklave war vogelfrei, jedermann durfte ihn niederschießen usw. Die Konferenz bekannte sich zu den beiden Vorschlägen Bohners: 1. Verbot der Sklaveneinfuhr aus dem Inlande; 2. Verbot von Kauf und Verkauf der Sklaven innerhalb der Kolonie, soweit es Gerichtsbarkeit gibt. Bohner hatte überdies das gewaltsame Festhalten von Sklaven, die von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen begehrten, verboten wissen wollen. Die Konferenz hielt dieses Vorgehen noch nicht für zeitgemäß; sie einigte sich dahin, daß jeder Sklave gegen Entschädigung des Kaufpreises sich freizumachen berechtigt sei. Bei Mißhandlung durch den Meister soll der Sklave ohne weiteres das Recht der Freiheit haben. Die Konferenz wünschte, daß diese drei Punkte in der Kolonie öffentlich bekannt gemacht würden, sowohl durch Mitteilung an die Häuptlinge und Schiedsgerichte, als auch durch Austrommeln. Sie nahm gegen Menschenwucher Stellung.

Zu diesen Verhandlungen über das Sklavenwesen ist zu bemerken, daß der Sklavenhandel in der Kolonie schon seit einiger Zeit verboten war, es sich also in der Konferenz um Aufdeckung von Verhältnissen handelte, die wohl der Mission, aber nicht der Regierung in ihrem vollen Umfange bekannt waren. Eine Verordnung des Reichskanzlers vom 21. Februar 1902 bedeutete einen wichtigen Fortschritt in der Richtung auf die gänzliche Aufhebung der Sklaverei, indem sie der bisher noch zu Recht bestehenden *Hausklaverei* zu Leibe ging: Kinder von Hausklaven sind halbfrei, wenn schon geboren, ganz frei, wenn sie nach Verkündigung dieser Verordnung geboren werden. Durch Selbstverkauf, Verkauf seitens der Verwandten, Schulden kann ein Sklavereiverhältnis nicht neu begründet werden. Veräußerung von Hausklaven ist verboten, ebenso die Schuldknechtschaft; wenn der Herr seine Pflichten gegen den Hausklaven schwer verletzt, ist das Herrenrecht verwirkt.[68])

Der fünfte Beratungsgegenstand betraf die Frage: „*Was zeigt uns der Gemeindezensus, und was können wir für unsere Arbeit daraus lernen?*" Die ganze Not der Lage, die Folge des raschen Wachstums im ersten Jahrzehnt, wurde aufgedeckt. Innerhalb von zehn Jahren waren 863 Gemeindeglieder ausgeschlossen

worden und nur 215 von diesen wieder aufgenommen. Es wurde geklagt, man habe zu rasch getauft und die Leute zu jung in die Gemeinde zugelassen. Um diesem Übelstande zu wehren, stellte die Konferenz die Regel auf, daß in ganz neuen Gebieten die Erstlinge mindestens 15 Jahre alt sein sollten. Im Interesse gründlicherer Seelsorge wurde stärkere Besetzung der Stationen im obengenannten Sinne gefordert. Es kam an den Tag, daß die Verordnungen der Kirchenzucht nicht ganz einheitlich gehandhabt wurden.

Das Schnapstrinken kam zur Sprache. Die Brüderkonferenz 1898 hatte, um gegen den furchtbaren Notstand Schranken aufzurichten, bestimmt, wer einmal Schnaps trinke, sei vom Abendmahl zurückzustellen. Sie war der Überzeugung gewesen, daß die Gemeinde nur durch ganze Strenge gegen die Schnapspest geschützt werden konnte. Aber nun fanden die Brüder doch, daß das Abendmahl herabgesetzt werde, wenn es bei jeder Gelegenheit als Strafmittel Anwendung finde. Deshalb änderten sie die Bestimmung von 1898 im Sinne pastoraler Mäßigung so ab: Wenn ein Christ einmal Schnaps trinkt und es bekennt, soll eine Ermahnung oder Warnung eintreten. Überhaupt stellte sich die Konferenz auf den Standpunkt, daß der Ausschluß nicht zu rasch vorgenommen werden sollte; es sei in seelsorgerlicher Weise ein Stufengang zu beobachten, auch seien die Ausgeschlossenen im Auge zu behalten und pastoral zu bedienen. Um der Ausübung der Kirchenzucht größere Weihe zu geben, sollten Ausschließung und Wiederaufnahme fortan feierlich im öffentlichen Gottesdienst verkündigt werden; auch schon für die Aufnahme der Taufbewerber wurde eine Feierlichkeit, zweimal im Jahre, vorgesehen. Die Konferenz bekannte sich zu dem Bestreben, wenn irgend möglich Älteste einzusetzen in allen Gemeinden, wobei die Wahl nach Beratung mit der Gemeinde durch den Missionar geschehen sollte. Der Referent hatte recht, wenn er zur Beratung über diesen fünften Punkt bemerkte: „Das alles schließt eine solche Fülle von Arbeit in sich, daß es nur geschehen kann, wenn sämtliche Stationen hinreichend besetzt sind."

Die sechste Frage lautete: „Wie bringen wir unsere Gehilfen dazu, daß sie ihre Arbeit mehr aus freiem Antrieb und mit Freuden tun?" Aus den vielen Einzelheiten dieser Verhandlung sei einiges herausgegriffen. Die Brauchbarkeit der Lehrer wurde zurückhaltend beurteilt: „Wir haben einen Lehrer, der kaum lesen kann, aber in der Gemeinde großen und guten Einfluß hat — Junge Lehrer, die oft gut geschult sind, sind oft die schlimmern — Ein gut gebildeter ist nicht immer auch ein williger Gehilfe..." Es gab eine brennende Vakanzfrage. Es ging im Interesse der Gemeindepflege auf den vom Lehrer bedienten Außenstationen nicht an,

daß er mehrmals im Jahre Schulferien machte, weil er diese zugleich als Gemeindeferien ansah. Es wurde beschlossen, einmal jährlich in den Volksschulen Vakanz zu machen. Man erkannte liebevoll an, daß den Lehrern das Vorwärtskommen nicht leicht sein könne, weil sie vielfach die Feindschaft der Heiden umringe, unter den Christen aber die Vorbilder und Ideale fehlten, die sie emporziehen konnten; um so mehr liege daran, daß der Missionar ihnen diesen Dienst des Vorbildes leiste, indem er mit fester Hand und sicherer Behandlung die Liebe verbinde. — Lauffer berichtete, daß die Lehrer im Sanagagebiet wegen der zerstreuten Wohnsitze der Bevölkerung die Schüler bei sich in Kost und Logis hätten. „Sie haben deshalb meist einen kleinen Handel, um ihre Auslagen zu decken. Der Lehrer geht einmal in der Woche mit den Schülern in den Wald, um Gummi oder Palmkerne zu sammeln, und sie verkaufen das in den Faktoreien." Man fand, daß man die Lehrer hierin gewähren lassen solle, solange der Handel nicht zu groß werde und nur diesem Zwecke diene, da ja die Mission für diese Schüler nichts verwilligen könne.

Die inhaltsreiche Konferenz verlief schön und friedlich. Ihre eingehende Darstellung rechtfertigt sich, weil sie die Anliegen der Mission zu jener Zeit charakterisiert.

Trotz ihrem Beschlusse, während einer Reihe von Jahren an sich zu halten und der Expansion zu wehren, konnte die Missionsleitung nicht umhin, sich mit dem Plan einer ganz bedeutenden Arbeitserweiterung auseinanderzusetzen. Seit 1885 arbeiteten die amerikanischen Presbyterianer im Süden des deutschen Schutzgebietes Kamerun. Ihr Stützpunkt an der Küste war Groß-Batanga, woran sich drei Stationen im Innern anschlossen. Die Basler Missionare berührten sich öfter freundlich mit ihnen und lernten ihre hingebende und solide Arbeitsweise und sie selber schätzen; sie legten besonderes Gewicht auf ärztliche Mission. Ihre Arbeit war nicht ohne Erfolg, wenn auch ihre Gemeinden bei vorsichtiger Taufpraxis nur langsam zunahmen. Als das deutsche Regiment sich befestigte, erwuchsen den Amerikanern Schwierigkeiten daraus, daß in ihren Schulen auch Deutsch gelehrt werden sollte. Es gelang ihnen nur teilweise, hierfür geeignete Missionare auf dieses Feld zu stellen; überhaupt konnten sie sich nicht leicht in das andersartige deutsche Regiment finden, obwohl es die Behörde nicht an Zeugnissen verdienter Anerkennung fehlen ließ. Sie entschlossen sich daher, ihre Stationen in Kamerun womöglich an eine deutsche Gesellschaft abzugeben, und wandten sich nach Basel. Es lag natürlich im Interesse des Werkes in Kamerun, wenn es möglichst einheitlich durchgeführt wurde. Die Anerbietungen der Presbyterianer waren sehr günstig: kostenfreie Überlassung ihres Missionseigentums und finanzielle

Unterstützung oder zeitweilige Überlassung etlicher ihrer Missionare auf ihre Kosten. Die schwache deutsche Baptistenmission kam nicht in Betracht. Das Werk mußte, wenn es von Erfolg gekrönt sein sollte, kräftig angegriffen werden, um so mehr, da bereits eine starke katholische Konkurrenz in Südkamerun vorhanden war. Natürlich mußte die Gesamtlage der Basler Mission erwogen werden. Es handelte sich in Südkamerun um ausgedehnte Gebiete und eine von Anfang an große Mission. Zu gleicher Zeit aber kam die Vorbereitung eines Vorstoßes nach Bali im Innern von Nordkamerun, der für die nahe Zukunft eine Pflicht bedeutete, in Betracht; auch war eine künftige Mission in Nordtogo im Sehbereich. Wenn nun diese Unternehmungen nebeneinander traten und bedeutende Kräfte erheischten, wie konnten diese gewonnen werden? Etwa durch größere Zurückhaltung in China, wo die Arbeit mit viel größerem Nachdruck betrieben werden sollte? Oder durch Reduktion auf den englischen Gebieten Indiens und der Goldküste, in Anbetracht der zunehmenden Schwierigkeiten, die der deutschen Mission hier durch die englische Schulgesetzgebung und den steigenden Einfluß der englischen Sprache bereitet wurden? Sollte die Anfrage der amerikanischen Presbyterianer für die Basler Mission zur Veranlassung werden, daß sie den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit, der früher in den englischen Kolonien, Goldküste und Indien, lag, in deutsche Gebiete verschob? Die zu treffende Entscheidung war also von großer Tragweite. Deshalb stellte Oehler das Eingangswort im Heidenboten 1903, das der Missionsgemeinde diese noch ungelöste Frage darlegte, unter die Bitte des Mose: „Laß mich deinen Weg wissen!“

Die Stimmung der Basler Missionare in Kamerun war geteilt. Während sie die großen Ausdehnungsmöglichkeiten des schon besetzten Gebietes vor Augen hatten, konnten sie nicht mit ungeteilter Freude daran denken, daß ein neues, großes Territorium ihren nächsten Bedürfnissen Kräfte entzöge. Die ganze Angelegenheit kam übrigens dadurch zum Austrage, daß die Amerikaner am 29. April 1903 ihr Anerbieten zurückzogen und erklärten, das Werk in Südkamerun selbst weiterführen zu wollen.[69])

Vierter Abschnitt.

Die Zeit der großen Ausdehnung, 1903–1914.

1. Kapitel.

Vorwärts am Sanaga: Sakbayeme.

Die Basler Mission war fünf Jahre lang ihrem Vorsatz, die Stationen nicht zu vermehren, treu geblieben. Diese Periode bereitete künftige Ausdehnung vor. Die Kraft war während derselben in Anspruch genommen durch den Bau der Häuser, die grundlegende Arbeit im Schulwesen, die Pflege der Gemeinden und Außenstationen, die notwendige Vermehrung des europäischen und eingebornen Personals. Innerhalb der abgesteckten Grenzen aber war das Werk unaufhörlich gewachsen. Nun, da die Kräfte in der Konzentration gesammelt waren, ließen sie sich nicht länger bannen. Wie das geistige Erwachen der Mission die Wege in das nunmehr besetzte Gebiet gezeigt hatte, so erlaubte es ihr nicht, hier an sich zu halten und stille zu stehen, indem es sich durch den Einfluß der vorhandenen Stationen ausdehnte und die Mission vor neue, große Pflichten der Ausbreitung ihres Werkes stellte. Reifende Ernte durfte nicht verloren gehen. Am Schluß dieser fünf Jahre waren vier Stationen im ersten Werden: Buea, Nyasoso, Bombe und Edea.

Auf dem Wunschzettel der Brüderkonferenz 1900 hatte eine neue Station zwei Tagereisen oberhalb von Edea am Sanaga gestanden. Im waldigen Hügellande, durch welches dort der Edie sich zwängt, wohnt Volksstamm an Volksstamm. In diesen Gegenden schlug die Stimmung der Bevölkerung merkwürdig um. Die Kultur war ihnen bisher fremd geblieben, da der Sanaga östlich von Edea nicht mehr schiffbar ist, und die Stämme hatten sich gegen die Weißen geflissentlich abgeschlossen. Dies erfuhren Ernst und Hässig, als sie diese Gegenden rekognoszieren und Freundschaftsbeziehungen anknüpfen wollten,

noch Ende 1901.[70]) In Sakbayeme fanden sie bereits den katholischen Lehrer auf Vorposten. Eine halbe Stunde weiter oben am Sanaga zeigte man ihnen die Stelle, wo selbst der Gouverneur Widerstand gefunden hatte. Ein alter Graubart erzählte, wie der Kopf eines Weißen, der sich hier vor einigen Jahren auf die andere Flußseite gewagt hatte, im Losango-Sack verschwunden sei. Keinem Weißen war es je gelungen, hier weiter als eine Wegstunde auf dem jenseitigen Flußufer vorzudringen. Die Missionare wagten im Namen Gottes den Vormarsch, der sie beinahe das Leben kostete. Sie fanden ein leeres Dorf, die Leute waren vor ihnen geflohen. Sie übernachteten an dieser Stätte. Zwei Krieger erschienen und kündigten ihnen den Krieg und den Überfall für die Nacht an. Während dieser hörten sie die Kriegstrommeln von allen Seiten. Sie warteten bis zum Mondaufgang nach drei Uhr, dann suchten sie in seinem matten Licht die Rettung durch den Urwald. Eine halbe Stunde nach ihrem Abmarsch trafen 150 Krieger im Dorfe ein, mit den schlimmsten Absichten gegen die Weißen und alle, die sie ins Land geführt hätten. Diese Reise war kein Mißerfolg. Nachträglich gelang es, die Leute unterscheiden zu lehren zwischen dem Missionar und andern weißen Männern und ihr Vertrauen zu gewinnen, und Erkundigungen stellten die erfreuliche und ermutigende Tatsache fest, daß für dieses ganze Hinterland von Edea, größer als Württemberg und Baden zusammen, eine Sprache, das Basa, ausreichen werde. Eine missionarische Besetzung dieser Gebiete erschien als das sichere Mittel, um den Sklavenhandel, der hier und am Wuri seine beiden hauptsächlichsten Wege hatte, ins Herz zu treffen.

Vorläufig wurde in Sakbayeme auf einem geeigneten Hügel ein Reisehaus zur Unterkunft für zwei Missionare gebaut. Der raschen Errichtung einer Hauptstation standen allerlei Hindernisse im Wege, die durch eine Erkundungsreise des Ausschusses, im Anschluß an die jährliche Visitation Ende 1902, festgestellt wurden. Wohl waren bereits Schüler gesammelt, aber es war zu befürchten, daß die Besitzer der kleinen Höfe in der Nähe ihre Wohnsitze eines Tages aus abergläubischer Furcht verließen, was in jenen Gegenden häufig geschah, und dann wäre die Station vereinsamt geblieben; dieser häufige Wechsel der zerstreuten Wohnsitze — größere Dorfgemeinschaften gab es nicht — mahnte zur Vorsicht. Auch mußte sich erst zeigen, ob das Fragen und Verlangen unter diesen Stämmen, das augenblicklich vorhanden war, anhielte; die Erfahrungen von Edea zügelten die Hoffnung: Hier war das Interesse wieder entschwunden und von fünf Außenstationen nur eine geblieben. Und da die weitere Umgebung noch immer nicht genügend erforscht war, empfahl es sich in jeder Hinsicht, mit der Wahl und Errichtung der Hauptstation am obern Sanaga noch etliche Jahre zu warten.

Wie gut die Geduld in diesem Falle war, trat im Herbst 1904 grell ins Licht. Ein Missionar von Sakbayeme wagte sich zu den Ndognem, die wenige Stunden östlich auf dem andern Ufer wohnten, einem kleinen Volksstamme, der wegen seines Hasses gegen die Weißen berüchtigt war, ohne daß der Arm der deutschen Regierung in dieses Verbrechernest gereicht hätte, wo Losango und Mungi herrschten und Giftmischen üblich war. Durch eine Außenstation, die hart an ihrer Grenze aufblühte, waren einzelne Beziehungen zu diesen Leuten hergestellt, und da verlautete, daß manche junge Burschen, des Mungidienstes müde, einen Lehrer begehrten, wenn nur die Ältesten nicht im Wege stünden, fand der genannte Besuch statt. So bedrohlich war das feindselige Auftreten der bewaffneten Männer gegen den kühnen Eindringling, daß ein befreundeter Häuptling alle Tatkraft und List aufbieten mußte, um ihm das Leben zu retten. Die Feinde prahlten: sie hätten von dem ersten Weißen, der bei ihnen durchkam, ein Paar Schuhe aufgehängt, nun wollten sie auch ein Paar weiße Füße darin haben.

Der Haß gegen die Weißen flammte im Lande so mächtig auf, daß die Lage in Sakbayeme gefährlich wurde. Die Regierung sandte einen Militärposten, zog aber plötzlich diesen Schutz zurück und erklärte sich außerstande, für die Sicherheit der Europäer ferner einzustehen. Nun waren Bluttaten der Feindschaft zu befürchten. Aber diese bedrohliche Wendung der Lage mußte zum Besten dienen. Der Mann nämlich, der den Befehl überbrachte, daß der Posten abtreten sollte, führte zugleich die Gefangenen, die nach Edea eingeliefert worden waren, zurück. Diese rühmten ihre gute Behandlung durch die Europäer und die zum Abschied empfangenen Geschenke und sagten bestimmt, daß sie nun etwas Besseres wüßten und nicht mehr in der alten Weise weitermachen wollten. Dies bewirkte einen fast plötzlichen Umschwung: mancherorts gelobten die Leute, mit dem Mungi und den Giften aufräumen zu wollen, und die Bitten um Lehrer mehrten sich rasch. Es sah freilich noch schlimm genug aus im Lande. „Wir sind eigentlich hier so übel daran, wenn nicht übler, wie unsere Mitarbeiter in China. Es werden hier herum Mordtaten begangen, Weiber und Sklaven gestohlen oder Leute mißhandelt, wie nur in irgendeinem wilden Lande. Ganz Babimbi hatte noch fortwährend Stammesfehden, Blutrache und andere Unsitten wie in den Zeiten, da es noch keine deutsche Kolonialregierung gab," schrieb der Missionar, der dies alles erlebt hatte.

Aber eben — der Umschwung setzte rasch und mächtig ein. „Die Polizeitruppe wurde Ende Januar zurückgezogen. Alles war voll banger Ahnungen. Doch es sollte ganz anders kommen. Kaum war der letzte Soldat über dem Sanaga bei Sakbayeme, da kamen auch schon die Leute

von ..... haufenweise auf unsere Station, um sich Lehrer auszubitten. Sie baten auch, die Brüder dort sollten doch selber zu ihnen herüberkommen und sehen, wie sich die Meinungen geändert hätten. Ein Häuptling liegt schon 14 Tage lang in Sakbayeme und sagt, er gehe nicht eher fort, bis er einen Lehrer bekommen habe." Im Frühjahr 1904 kamen täglich Abgesandte aus den fernsten Gegenden mit dieser Bitte; es kamen nicht bloß einzelne Häuptlinge, sondern ganze Stämme. Der Bann mußte doch wohl gebrochen sein. Nun beantragte die Stationskonferenz Edea einmütig und nachdrücklich die endgültige Stationsgründung in Sakbayeme (30. Mai 1904), mit dem Hinweis darauf, daß diese seit 1902 provisorisch bestehende Station bereits 26 Außenstationen, 185 Gemeindeglieder, etwa 200 Taufbewerber und mehr als 100 Schüler hatte und daß sie im Zentrum des großen Gebiets der Basasprache liegt, ein Knotenpunkt natürlicher Verbindungswege für Schwarze und Weiße sei und mit der Zeit Fühlung ermöglichen werde mit den andern Arbeitsfeldern: Mangamba, Nyasoso, später sogar mit Bali, „so daß unsere ganze Arbeit in Kamerun auf fester Basis geschlossen ins Innere dringt."

Die Abtrennung von Edea und die Errichtung eines größeren Missionshauses kamen zur Ausführung. Das Erwachen vieler Stämme bis zum Graslande hin brachte große Missionsgelegenheiten mit der Gefahr unzureichender Wirksamkeit. Es war eher die Aufgabe der Missionare, „die Arbeit des Hemmens und Bremsens zu besorgen, als die des fröhlichen Vorwärtsdringens." Der Lehrermangel drückte schwer; es war kein Leichtes, die Abordnungen abzuweisen, die immer wieder kamen, um „ihren Lehrer" zu reklamieren. Man fragte sich auf der Station, wie lange es noch dauern würde, bis sie nicht mehr kämen.

Das zugängliche Gebiet, die Interessensphäre der Station, erweiterte sich beträchtlich. Die bisher feindseligen Stämme in der Richtung nach Jaunde waren durch eine besonnen und würdig durchgeführte militärische Expedition erschlossen worden, ein Weg zu ihnen wurde angelegt; auch bis zum Mbamflusse in nordöstlicher Richtung war die Bahn frei in ein Gebiet, wo vor anderthalb Jahren auf die Missionare geschossen worden war. Staunend äußerte der Berichterstatter der Station: „In einigen Jahren werden die Brüder hier es sich kaum noch vorstellen können, wenn sie von den Gefahren hören, denen ihre Vorgänger ausgesetzt waren: wie sie in finstrer Nacht still, ohne einen Laut, sich mit ihren Begleitern durch den Wald schlichen, den Weg vor sich mit den Füßen betastend, weil kein Licht benutzt werden durfte; wie sie auf einsamer Bergeshöhe, rings umgeben von schreienden und zum Streite trommelnden Haufen, den Aufgang des Mondes erwarteten, ein andermal am selben Tag im Laufschritt durch den Busch eilten, um ihren

Verfolgern zu entgehen; wie sie hier vom Hofe aus die einige Stunden entfernt drüben wohnenden Stämme überblicken konnten, ohne ihr Gebiet betreten zu dürfen. Heute noch erzählen die jungen Leute von hier, wie sie hinüber gingen, Leute jener Stämme meuchlings zu ermorden, um dann daheim als Helden gefeiert zu werden. Erst gestern wohnte ich einem Totenfeste bei, an welchem alle diese „tapfern Männer" von einer ungeheuern Schar Männer, Weiber und Kinder zu ihren Tänzen begleitet wurden, während welcher alle nacheinander unter lautem Beifall ihre Heldentaten erzählten und die Namen der von ihnen Ermordeten nannten. Und doch ist eine neue Zeit angebrochen: eine ganze Anzahl Leute aus eben jenen Stämmen steht auch dabei und hört zu, ohne ein Wort zu sagen, ißt nachher aus einer Schüssel und trinkt aus einem Becher mit jenen."

Gern hätten die Missionare schwarze Reiseprediger ausziehen lassen; ein Versuch hatte jedoch fehlgeschlagen, und solange solche nicht zu haben waren, mußte eben nach der bisherigen Methode gearbeitet werden: Außenstationen mit Lehrern, die in beschränktem Wirkungskreis unter möglichst viel Aufsicht sich betätigten, zu besetzen.

In einem Bericht aus dem Jahre 1905 ist zu lesen: „Die Leute sind nun auf Gott angewiesen. Der früher ihr Leben von der Geburt bis zum Tode, ja über das Grab hinaus beherrschende Ngambi (Zauberei) ist in diesem Jahre aus Anlaß eines Giftmordes verboten worden, zwei solche Zauberer wurden aufgeknüpft. Infolgedessen überall große Not! Soll ein Kind geboren werden, wer hilft nun? Ist jemand krank, wer weiß Rat? Stirbt jemand, wer gibt die Ursache an und beschützt die andern vor der Krankheit und dem abgeschiedenen Geist? Will einer über Land, auf den Handel, auf die Jagd gehen, wer bewahrt ihn? Kurz, sie kommen sich, wie sie sagen, vor wie Kinder, die man der Eltern beraubt hat und ohne Hilfe hinausstößt. Jetzt kommen sie in vielen dieser Fälle zum Missionar, fragen um Rat und bitten um Hilfe, und wir können ihnen sagen: Fürchtet euch nicht; Gott, euer Vater, sieht eure Not und hört euren Ruf, probiert's nur mit ihm, ihr werdet nicht zu Schanden. Und manche versuchen es. Schon ist's eine Redensart, die sie bei jeder Gelegenheit ausrufen: „Gott hat den Ngambi überwunden." Auch hier mußten die, die sonst nichts wollen vom Reiche Gottes, doch zu seiner Förderung beitragen. Wie oft hatten wir geseufzt, da wir sahen, welchen Bann diese Wahrsagereien und Zaubereien ausübten!"

Mit dem Ngambi war in der Tat eine starke Vormacht des Heidentums getroffen. Aber die stärkste, die Vielweiberei, stand noch, und ebenso die Faulenzerei. Ohne Erziehung zur Arbeit war ein gesundes Christentum im Lande unmöglich. Der Missionar berichtete: „Um

einen kleinen Anfang zu machen, habe ich an einzelne Stationen Kakaofrüchte abgegeben." Die Wegbauten der Regierung dienten auch als Arbeitsschule. Die Zahl der Gemeindeglieder betrug 188, die der Taufbewerber 323.

Die Nachfrage nach Lehrern hielt im Jahre 1906 an; Anfang 1907 lagen 31 dringende Gesuche vor. Immer wieder baten Abordnungen um endliches Gehör; wurden die einen Ortschaften und Häuptlinge des Bittens müde, so traten neue an ihre Stelle. Ein Basa sprechendes Gebiet von etwa 180 Kilometer oder sieben Tagereisen im Durchmesser stand der in seinem Mittelpunkte liegenden Station zur Bearbeitung offen; tatsächlich war davon ein Kreis mit etwa 80 Kilometer Durchmesser besetzt (33 Außenstationen). Der Segen der Arbeit wurde allmählich erkannt; unter jungen Christen zeigte sich das Verlangen, ein Handwerk zu lernen. Die Versuche mit Plantagenbau, durch Abgabe von Kakaofrucht und Baumwolle, waren noch erfolglos, wurden aber fortgesetzt. Die katholische Mission scheute sich nicht, hart bei der Basler Station einen Lehrer in einen Hof zu setzen, der von dorther öfter besucht wurde; einige Schüler liefen alsbald zu ihm über, er konnte sich jedoch nicht halten und wurde bald zurückgezogen.

Die Sprachenfrage wurde so geregelt, daß das Duala Schulsprache wurde. Die Schüler lernten es leicht und gern, und auf diese Weise konnte das Schulwesen auf Grund des mühsam erarbeiteten Lehrplans einheitlich aufgebaut werden. Dieses Vorgehen entsprach der Ansicht der Brüderkonferenz 1905: „Es soll mit Energie darauf hingearbeitet werden, daß Duala die Schulsprache werde," und der Bestimmung des Komitees 1906: „Das Duala muß jedenfalls bis auf weiteres die erste Sprache sein, die die Brüder im Küstengebiete lernen." Zugleich aber wurde auf der Station Sakbayeme darauf gehalten, daß im Gottesdienst und Taufunterricht, besonders auf den Außenstationen, Basa gebraucht und diese Sprache für den Verkehr mit dem Volk von den Missionaren gelernt und geübt wurde. Es ist dabei in Erwägung zu ziehen, daß Duala durch den rasch zunehmenden Verkehr im Begriffe war, die sprachliche Oberherrschaft im Küstengebiet zu erringen.

Der Stationsbericht 1907 verbreitete sich über die besondern Schwierigkeiten, die das Fehlen der Dorfschaften dem Missionswerk hier bereitete. „Mehrere zerstreute Gehöfte, die je eine Sippe beherbergten, konnten sich zusammentun, um gemeinsam einen Lehrer zu haben. Bei diesem mußten die Schüler von auswärts zur Kost gehen; da sie nun von Hause oft recht wenig Wochenproviant mitbekamen, mußten sie vielfach Hunger leiden, was ihren Eifer lähmte — und eng wie ihre Siedlung war auch der Horizont der Leute. Bei solchen Ver-

hältnissen gab es eine schwer zu lösende Lehrerfrage. Die Lehrer kamen nur ungern hierher; daher wurde oft mit solchen, die man anderswo nicht wohl hatte brauchen können, in Sakbayeme noch ein letzter Versuch gemacht." Natürlich war auch die Gründung von Christengemeinden eine schwierige Sache. Während sich im Mangambagebiet die heidnischen Städte allmählich in christliche verwandelten, war hier, wo die Dorfschaft fehlte, ein solcher Umschwung nicht zu erwarten. Wie sollten da lebendige Christengemeinden werden? Es widerstrebte dem Wesen dieser Sippen, unter sich zusammenzurücken, was doch für Taufunterricht und Gemeindeleben und -Erziehung unerläßlich war. Nicht einmal am Stationsort war die Bildung eines Christendorfes gelungen. Hier harrten noch große Fragen ihrer Lösung.

Zur Gründung der Christengemeinde fehlten auch die Frauen, da die Männer, um sie nicht aus der Hand zu bekommen, ihnen häufig den Besuch der christlichen Unterweisung verboten. In einem Quartalbericht 1908 hat Stutz die Verhältnisse, die sich daraus ergaben, anschaulich geschildert:

„Wir müssen Frauen in unsere Christengemeinden bekommen. Das sehen wir jetzt besonders an unserer Gemeinde in Sakbayeme. Da haben wir sie endlich beisammen, unsere Christen, lauter junge Leute; die haben sich da Häuslein gebaut. Aber sie sind schwer zu halten. Warum? Sie haben keine Frauen, sie haben niemand, der ihnen ihre Sachen besorgt. Nur zwei sind verheiratet. Einer davon hat kürzlich seine junge Frau heimführen können. Die schaltet nun ganz lustig im kleinen Häuschen. Gleich hat sie eine Anzahl Kostgänger bekommen, für die sorgt und schafft sie, daß es eine Freude ist. Oft wandern wir die Straße hinunter in der Abendstunde, gehen von Häuschen zu Häuschen, und der Gedanke kommt eben immer wieder: O daß der doch auch eine Frau hätte, und der auch, und für den wär's auch Zeit, damit sie doch bald alle ein eigenes Heim hätten! Es ist etwas Schönes um ein paar christliche Jünglinge im Heidenlande; aber eine solche Gemeinde wird nie eine Zukunft haben, wenn nicht der nötige Zuwachs aus der Frauenwelt hinzukommt, damit sich ein Gemeinwesen aufbauen kann aus christlichen Ehen und Familien zum Lobe Gottes. Unsere Bitte ist darum die, daß der Herr alle Bosheit und Feindseligkeit dämpfen möge, damit auch aus der Frauenwelt hier die nötige Zahl gewonnen werden kann zur Erbauung seiner Missionsgemeinde im Stationsgebiet Sakbayeme."

1908 standen die Stationsbauten nach mehrjähriger Arbeit fertig da, so daß die Missionare sich fortan ungestörter ihrer eigentlichen Aufgabe widmen konnten. Trotzdem war Ausdehnung des Wirkungskreises wegen ungenügender Kräfte sozusagen ausgeschlossen, obwohl die Bitten um Lehrer — auch aus den entlegensten Gegenden des Gebietes — nicht enden wollten. Aber die mangelhafte Begründung dieser Gesuche kam immer deutlicher an den Tag. Der Grund, den einer für seine Sippschaft nannte, war bezeichnend: „weil die hintern Stämme

immer wieder kommen und uns die Weiber und die Sachen rauben" — man begehrte den Lehrer als ein Schutzmittel gegen allerlei Unbill des Daseins. Immerhin begehrte man ihn, und mancherorts war das, was am Verlangen dunkel und abergläubisch war, durch den Segen seiner Wirksamkeit geläutert worden. Obwohl es immer noch Leute gab, die am liebsten wie in der guten alten Zeit mit dem Buschmesser so recht dreingeschlagen hätten, war die umwandelnde Macht des Evangeliums bereits in den breitesten Schichten der Bevölkerung wahrnehmbar. Es war z. B. nicht nur das Verdienst der Regierung, daß die Missionare mit der größten Sicherheit überall hingehen konnten und freundlich aufgenommen wurden, und mancher finstere heidnische Brauch war aus der Öffentlichkeit verschwunden.

1909 wurde das Stationsgebiet durch die Zuweisung von fünf Außenstationen, die bisher zu Edea gehört hatten, jedoch näher bei Sakbayeme lagen, erweitert. Die Arbeitsfrage war für die Christen immer noch nicht gelöst, der Kakaoanbau nicht gelungen. Im Vordergrund der Sorge aber stand wie immer die Lehrerfrage. „Überblicken wir das Ganze, so liegt es wie eine Last auf uns, daß wir so wenig Lehrer haben, die in der Kraft des Geistes Gottes ihre Arbeit tun mit Treue und Fleiß. Wir fragen uns oft selbst: Sind wir schuld? Fehlt es an der Pflege? Und doch ist es uns ein so großes Anliegen, und doch probieren wir es auf allerlei Weise, in Liebe und Ernst. Ein Schulbruder meinte kürzlich: „Ja, die Gemeindebrüder sind schuld mit ihrem ewigen Drängen um Lehrer, da müssen oft so unfertige Leute abgegeben werden, von denen nichts Gutes zu erwarten ist." Das trifft aber nicht zu; mit den fertigen Seminaristen machen wir gerade so schlimme Erfahrungen. Und doch geht die Arbeit weiter, und das Werk wächst. Wir werden genötigt und gedrängt von allen Seiten. 60 Bittgesuche um neue Lehrer liegen vor, von den Grenzen unseres Basagebietes kommen sie daher. Darum wollen wir auch den Mut nicht sinken lassen."

1910 waren 2520 Schüler eingeschrieben! Zu dieser nie zuvor erreichten Höhe der Frequenz hatte die Kunde beigetragen, die Regierung sehe nach den Schulen und wünsche, daß die Jugend etwas lerne. Nun setzte es ein munteres Treiben auf den Außenstationen ab, wo sie beim Lehrer wohnten — an einem Orte mehr als 140 — und nach der Schule emsig hantierten und kochten, der eine seine Schnecken, Raupen, Engerlinge, Ameisen, der andere sein Elefantenfleisch.

Spuren persönlichen Innenlebens zeigten sich in den Gemeinden da und dort, merkwürdigerweise mehr bei den Frauen — vielleicht infolge ihrer größern Hilflosigkeit. Der Berichterstatter meinte: „Ge-

wiß taxieren wir im allgemeinen das geistliche Leben unserer eingebornen Christen eher zu niedrig, als zu hoch." Sogar ältere Leute fingen etwa an, ihre langgetragenen Fesseln abzuwerfen und die Taufe zu begehren. — Es war selten, daß ganze Familien übertraten, das Familienband war dazu viel zu locker. Meistens waren die Täuflinge junge Männer, die nach ihrer Aufnahme erst heirateten oder mit ihrer jungen Frau sich einstellten. Die Zahl der christlichen Familien nahm immerhin allmählich zu; in der Ortsgemeinde war nun fast ein Drittel der männlichen Glieder verheiratet. — Die Verzettelung der Ansiedlungen bildete immer noch ein schweres Missionshindernis, indem sie zur mühsamen Einzelarbeit nötigte; die Frauen konnten von ihren Höfen kaum loskommen, die Mädchen für die Schulen nicht gewonnen werden, und im Dunkel der Abgeschiedenheit konnte manche heidnische Unsitte hartnäckig nisten. Immerhin bestanden nunmehr mancherorts im Lande ganz nette Christenansiedlungen; soviel war erreicht, daß, wer sich in den Taufunterricht aufnehmen lassen wollte, sich beim betreffenden Lehrer anbaute. Freilich hatte dies wiederum eine schlimme Gegenwirkung: Die Häuptlinge wollten nicht, daß die Leute auf diese Weise ihrer Gewalt entzogen wurden, und zur Hebung ihres bedrohten Ansehens wollten sie das alte Fetisch- und Zaubereiunwesen wieder aufleben lassen; mehrfach mußten die Missionare wieder mit diesen Dingen aufräumen. — Die Feier des ersten Missionsfestes zeigte den Heiden, daß die Christen nicht nur so ein kleines Häuflein seien, bewog manche, besser über das Wort Gottes zu denken, und stärkte die Christen.

1911 war ein Jahr fröhlichen Wachstums. 161 Heiden, mehr als je, wurden getauft, 682 Christen waren gesammelt, 550 Menschen begehrten die Taufe, mehr als auf irgendeiner andern Station der gesamten Basler Mission. Die Freude konnte jedoch nicht ungeteilt sein. Zur katholischen Mission hatte bisher ein leidlich gutes Verhältnis bestanden — ein solches war nicht mehr möglich. Der Pater in Edea postierte seine Lehrer, anstatt im weiten Raume unbesetzte Plätze in Angriff zu nehmen, da, wo die Basler bereits am Werke waren; an fünf Orten setzte er sie dicht neben die evangelische Station, obwohl diese zeitlich den Vorrang hatte, und an eine Abmachung gegen Überläuferei wollte er sich nicht binden. Auf Grund ihrer Beobachtungen und Erfahrungen vermochten die Vertreter der evangelischen Mission leider nicht an den positiven Wert der katholischen Missionsarbeit zu glauben. Darum tat dem Berichterstatter der Gedanke an die noch unbesetzten Gebiete bitter weh, wenn er sich vergegenwärtigte, daß sie von den Katholiken abgelaufen werden möchten, nachdem sie zum Teil seit sieben Jahren um evangelische Lehrer gebeten hatten. In diesem Zusammenhang trat die Lehrernot wieder kraß hervor. Von den 45 Leh-

rern des Stationsgebietes wurden zwölf im Laufe des Jahres sündenfällig.

Dennoch war in achtjähriger Tätigkeit Großes erreicht.

„Es ist, als ob die Atmosphäre doch eine andere geworden wäre. Es herrscht nicht mehr diese Stickluft der allgemeinen Geisterfurcht und des alles beherrschenden gegenseitigen Mißtrauens, dieses dumpfe Dahingegebensein an feindliche, unbekannte Mächte. Der Gottesglaube, der das Auge für das Diesseits erst recht öffnet, den Gang sicher, das Herz furchtlos macht und auch dem Jenseits seine Schrecklichkeit nimmt, fängt an, ganz langsam und unvermerkt im Herzen des Volkes ein Echo zu finden. Ich traute meinen Ohren kaum, als ich bei einem Besuch in einem von uns bisher noch nicht besuchten Stamme eines Abends dem Tanz der Weiber zusah, bei dem sie gewöhnlich einen Wechselgesang anstimmen, und bei einem der Lieder immer wieder den Refrain hörte: Dank dem Sohne Gottes! Das waren Leute, die noch nie eine Predigt gehört hatten. Ich sprach mit meinen Leuten darüber, und sie meinten: „Ja, es ist jetzt so, daß niemand hier sagen kann, er wisse nichts von Gott. Jedermann weiß auch, was Gott von uns will." Auch an anderm Ort hat man mir das schon gesagt. Interessant ist es zu beobachten, wie besonders die Person Jesu eine große Rolle spielt, der Man Job (Sohn Gottes) genannt wird und in der Vorstellungswelt des Volkes bereits eine bestimmte Stellung eingenommen hat: Der Sohn Gottes hat mir geholfen — der Sohn Gottes hat's mir geschenkt, heißt es jetzt bei unerwarteter Hilfe. Dabei sind die vielen Fetische an den Kreuzwegen und in den Höfen an vielen Orten fast ganz verschwunden. Die Zauberer haben ihren Einfluß vielfach verloren und spielen nur noch ganz im verborgenen ihre zweifelhafte Rolle. Es wäre uns eine große Freude, sagen zu können, daß das geistige und sittliche Niveau sich gehoben hat; aber das würde doch mehr positives Erfassen der geistigen Kräfte des Evangeliums voraussetzen, als tatsächlich der Fall ist: Es ist vorerst noch mehr ein langsames Sichlösen von althergebrachten Vorstellungen, ein Aufgeben von den Vätern überkommener Sitten, ein Sich-frei-machen vom alten Banne. Noch ist aber unentschieden, was an die Stelle tritt: ob erneutes Zurückgreifen auf jenes, d. h. Befestigung im Alten, vielleicht in neuen Formen, oder wirkliche Aufnahme der Lebenskräfte des Evangeliums. Was erreicht ist, ist zum großen Teile seiner Predigt zu verdanken, und was ferner Gutes zu erreichen ist, wird nur durch sie zustande kommen. Ein gutes Zeichen ist, daß unsere Heidenpredigten fast überall gut besucht werden."

Die 682 Getauften, an 25 Plätzen über das Land verteilt, mußten selbst in erster Linie Träger des Evangeliums sein, sollte es das Land durchdringen. Zum Teil erkannten sie diese Aufgabe. An manchen Orten war es üblich, daß sie einzeln oder in Gruppen die Nachbarhöfe besuchten, nach den Kranken sahen und mit den Leuten von Jesus redeten. Bei der Taufe wurde die Frage gestellt, ob die Neubekehrten persönlich nach Kräften für die Ausbreitung des Evangeliums beitragen wollten; man wollte sie zu Missionsarbeitern erziehen.

Die Sprachenfrage blieb schwierig. Die Schüler lernten Duala und konnten das Neue Testament lesen, die alten Leute dagegen kamen

nicht mehr zum Lesen, da sie zuvor eine neue Sprache, eben Duala, hätten lernen müssen; sie waren also ganz auf das Hören angewiesen. Weil die katholische Konkurrenz in ihren Dorfschulen sofort mit Deutsch begann und die Regierung auf das Deutsche Gewicht legte, war es unvermeidlich, es auch in den Schulen der Basler Mission einzuführen, und zwar schon in den ersten Klassen.

Das Jahr 1912 brachte gesteigerte Katholikennot. Der Vorstoß der Römischen in das Basler Gebiet war tatkräftig; in einer Anzahl seiner Dörfer faßten sie festen Fuß, namentlich mit Hilfe des Deutschen, und einige ihrer neuen Stationen lagen wiederum unmittelbar bei denen der Basler Mission. Es stand zu befürchten, daß diese einen großen Teil der Stämme, mit denen sie seit Jahren in Beziehung stand, verlor. Darum erschien rasche Tat notwendig; schnell wurde eine Anzahl der wichtigsten Punkte besetzt, wodurch die künftige Entwicklung gesichert, zugleich aber die Arbeitslast der Station noch vergrößert wurde. — Arbeitsleistungen für die Regierung, die eine Mittellandbahn quer durch das Stationsgebiet baute, sowie eine Expedition nach Jaunde, zu der mehrere hundert Mann ausgehoben wurden, hemmten die Missionsarbeit zeitweilig; wo der Heidenprediger 200 bis 300 Menschen um sich zu sehen gewohnt war, traf er jetzt kaum 20 an. — Die eingebornen Gehilfen bewährten sich besser als früher. Unter dem Druck der Verhältnisse wurden auch solche angestellt, die nur die Knabenanstalt der Station durchlaufen hatten, und oft arbeiteten die weniger Geschulten durch größere Treue und Demut segensreicher als die gebildeteren. 283 Heiden wurden getauft, nur fünf Ausschließungen fanden statt.

Sakbayeme hat sich trotz der kurzen Zeit ihres Bestandes zu einer der hoffnungsvollsten Stationen entwickelt. Anfang 1914 waren 1150 Gemeindeglieder, 6600 Schüler gesammelt, 1100 Taufbewerber befanden sich im Unterricht: wenn irgendwo, so standen hier die Türen offen. Allein in Nord- und Ostbabimbi waren 16 neue Plätze besetzt. Die Station zählte nunmehr über 90 Außenstationen, mehr als irgendeine andere in der Basler Mission. Die wichtigsten Plätze des zunächst in Betracht kommenden Gebietes waren gesichert, im einzelnen aber mußte das Netz noch enger gezogen werden. Jeder Missionar hatte seine 30 Außenstationen zu bedienen; oft waren sie sechs bis sieben Wochen unterwegs, wenn sie die Runde machten. Es war auf die Dauer unmöglich, diese ganze Arbeit von Sakbayeme aus zu leisten. Es wurde beschlossen, etwa zwei Tagereisen weiter nördlich in Logkwo, an der sogenannten Bafiastraße, ein neues Missionszentrum zu schaffen. Vorbereitungen waren schon im Gange. In Sakbayeme wurde eine

Mittelschule eröffnet. Da die Kapelle hier des Sonntags die Leute nicht mehr fassen konnte, wurde eine Sonntagschule eröffnet, die bald 180 Teilnehmer, Christen und Heiden, Alte und Junge, zählte.

Die Geschichte dieser Station ist mit besonderer Ausführlichkeit dargestellt worden, weil sie als Illustration dienen konnte.

---

2. Kapitel.

Die erste Station im Graslande: Bali.

Während die Basler Mission am Sanaga landeinwärts drang, geschah in nördlicher Richtung ein Vorstoß in völlig neues Gebiet: nach Bali, dem jenseits der Urwaldzone als Hochebene sich weithin dehnenden Graslande, 14 Tagereisen von der Küste entfernt. König Fo-Nyonga, gleich seinem Vorgänger den Deutschen freundlich gesinnt, verlangte längst nach Missionaren. Es war an der Zeit, ein Vordringen dorthin ins Auge zu fassen. Schuler, Keller und Spellenberg führten eine Untersuchungsreise aus (31. Oktober bis 29. November 1902).[71]) Sie beantragten die unverzügliche Aufnahme der Missionsarbeit in Bali, wofür sie eine Reihe wichtiger Gründe nannten: 1. Die überaus freundliche Aufnahme bei König und Volk; jener sagte: „Schon vier Jahre schreien wir nach der Mission. Jedem Europäer, der kam, sagten wir: bringt uns doch einmal die Missionsleute!" — 2. Das Verlangen nach Schule und Unterricht. Der König selbst wollte Schüler werden und hielt die Frage, ob er für solche sorgen würde, für eine Beleidigung. — 3. Das viele Volk, das hier in einer Stadt beisammen wohnte: 6—10 000 Menschen; dazu kamen in einer Entfernung von sechs bis acht Stunden Städte, ebenso groß oder noch bedeutend größer — also für die Mission die günstigsten Bevölkerungsverhältnisse. — 4. Die Bereitwilligkeit des Königs, der Sache zu dienen: er wollte sofort am schönsten Platz ein Schulhaus bauen und ließ alsbald durch 100 Sklaven die Palmrippen dafür bereitlegen. — 5. Das gesunde Klima. — 6. Die Fruchtbarkeit des Landes, die den Missionaren den Bau wichtiger Nahrungsmittel gestattete.

Schuler schrieb: „Es ist höchste Zeit, daß wir nach Bali vordringen. Es tut sich uns hier ein Arbeitsgebiet auf, das in keinem Vergleich zu unserem jetzigen Gebiete steht." Der König gab ihm einen seiner Söhne zur Erziehung mit. Am 11. Februar 1903 wurde in Basel die Besetzung von Bali beschlossen. Damit geschah ein Schritt,

der in der bisherigen Geschichte der Kameruner Mission ohne Parallele war. Jedes neue Stationsgebiet war bisher die naturnotwendige Erweiterung eines schon vorhandenen; nun handelte es sich um eine völlig neue Operationsbasis, fern von der Küste und ohne unmittelbaren Anschluß an eine der bestehenden Stationen des Südens, wohl auch mit ganz andern Verhältnissen. Zu raschem und tatkräftigem Vorgehen trug die Rücksicht auf den Islam bei: eine 300 bis 400 Mann starke Handelskarawane mohammedanischer Hausa erschien 1902 mit Elfenbein aus dem Sudan, von Bali her kommend, in Viktoria, wo sie durch ihre regelmäßigen Gebetsübungen Aufsehen erregte. Der Weg von Bali zur Küste war durch die Regierung für den Verkehr freigegeben, und alsbald begann auf ihm der Vormarsch des Islams. Daß die bedeutenden Balistädte ihm nicht einfach überlassen blieben, sondern seinem Eroberungszug dort entgegengetreten wurde, war für die ganze Mission in Kamerun von Wichtigkeit.

Am 5. Mai 1903 sangen die Knabenschüler in Bombe den Beiden, die mit der Gründung der Station in Bali betraut waren, zum Abschied das Lied: „Befiehl du deine Wege." Es waren Missionar Ernst und Baubruder Leimbacher. Am 17. Mai gelangten sie ans Ziel. Anfang 1904 folgte ihnen das Ehepaar Keller nach.

Die Aufnahme war günstig, die königliche Unterstützung tatkräftig. Am 1. Dezember 1903 wurde mit 63 Knaben, darunter drei Königssöhnen, die Schule eröffnet. Einige auswärtige Schüler waren besonders willkommen, da durch sie Beziehungen zu ihren Heimatstädten sich bilden konnten. Der Baumeister gab sich Mühe, mit seiner Berufsarbeit die Erziehung junger Leute für das Handwerk zu verbinden. Ärztliche Hilfe, die vielen geleistet werden konnte, gelang oft über Erwarten. Bald liefen Einladungen aus andern Städten ein. Im ersten Jahresbericht der Station ist zu lesen: „Ob diese Leute wohl alle wissen, was wir eigentlich wollen? Doch man hat den Eindruck, daß sie sich in ihrem jetzigen Zustand unbehaglich fühlen. Zauberwesen ist ihnen eine Last. Sie sind bankerott. Oft kann man den Ausdruck hören: „Unser Gott ist böse und lügt." Gerade vor einiger Zeit habe ich mit dem König aus Anlaß eines Heidenfestes über das Zauberwesen gesprochen und fragte ihn zuletzt: Nun, was denkst du denn über diese ganze Sache? — „Freund," sagte er dann, „ich weiß, daß sie zu Ende geht." So denkt das Haupt des Volkes und — sagen wir's frei heraus! — auch das Haupt des Medizinwesens. Unbewußt suchen und tasten die Leute nach etwas Besserem, Neuem. Worin dies bestehen soll, ist ihnen noch nicht recht klar; wir aber merken, daß sich das Schriftwort erfüllen will: Mohrenland streckt seine Hände nach Gott aus."

Die Aneignung der Sprache war eine harte Arbeit. Während die Verständigung im täglichen Verkehr hübsche Fortschritte machte, war an Predigt und Einführung des Gottesdienstes noch im zweiten Jahre nicht zu denken. Für Begriffe wie glauben, erlösen ließ sich lange kein Ausdruck finden. Der Eindruck des Wenigen aber, das mit unsäglicher Mühe verständlich gemacht werden konnte, war überwältigend. „Wie leuchteten die Augen der Jungen, als sie zum erstenmal die Schöpfungsgeschichte hörten; wie staunten sie, daß der Weiße auch solche Dinge wisse, von denen sie keine Ahnung haben! Ein schauerndes Rieseln ging über ihren Rücken, als sie etwas von der Auferstehung hörten, bei der alle vor Gott zum Palawer erscheinen müssen."

Mehrfach gelang es den Missionaren, durch Fürsprache auf der deutschen Militärstation Bamenda die Kriegsgreuel zu mildern. Ihr Leiter äußerte erstaunt: „Es ist doch eine merkwürdige Sache um die Missionare! Sie gehen in eine feindliche Stadt, sie verhandeln mit den Leuten, und ihnen wird kein Haar gekrümmt — gehen wir irgendwohin, so wird gleich gefochten, und wir werden totgeschossen." Durch friedvollen Einfluß wurde das Ansehen der Missionare weithin gehoben. „Staunend schaut nun das ganze Hinterland auf den Weißen von Bali und sucht durch Sendung von Gesandtschaften und kleinen Geschenken dessen Freundschaft. So wird auch der König von Bali groß; denn solche Gesandschaften machen auch ihm ihre Reverenz, und der Balisprache, die man ohnedies schon an den Königshöfen spricht, wird Vorschub geleistet." [72])

Das Klima enttäuschte; die Malaria verschonte keinen der Stationsbewohner. — Die Schule war das erste Arbeitsgebiet, das Erfolg zeigte. Die Schülerzahl stieg im zweiten Jahr auf 150, im dritten auf 180. Versuche mit Mädchenschulung wollten noch nicht glücken; die Eltern sahen ihren Zweck nicht ein, die Mädchen selbst sträubten sich, da sie bei den Europäern Kleider, zum mindesten ein Lendentuch, anlegen mußten und dann ihren größten Stolz, die Perlen und Soldatenknöpfe um die Hüften, nicht zeigen konnten. — Am 6. August 1905 wurde der erste Gottesdienst gehalten. Die Schüler kamen, selten der König; die Bevölkerung scheute das fremde Gotteshaus, sie mußte einzeln in den Gehöften ins Gespräch gezogen werden. Auf Täuflinge war wohl nicht so bald zu hoffen; daß Aberglaube und Geisterfurcht die Herrschaft übten, zeigte sich mehr und mehr — die Missionare selbst mußten sich dagegen wehren, wegen ihres unerklärlichen Könnens als Gott (nyekob) angesehen zu werden.

1906 brachte mancherlei Fortschritte. Eine von der Mission für ihre Baubedürfnisse eingerichtete Holzsägerei half zur Arbeitserziehung. Die sprachlichen Studien waren so weit gediehen, daß der Anfang

einer Baliliteratur entstehen konnte: eine gedruckte Fibel, ein kleines Bali-deutsches Wörterbuch vervielfältigt, eine Grammatik von Ernst im Manuskript fertig, biblische Geschichte und Sprüche, sowie das Glaubensbekenntnis übersetzt und den Schülern teilweise eingeprägt. — Zehn Monate nach Eröffnung des Gottesdienstes proklamierte der König den Sonntag öffentlich als Ruhetag, für den er den Besuch des Gottesdienstes empfahl. Nun mehrte sich die Zahl der Teilnehmer, und die Predigtgedanken kamen unter das Volk. Es mehrte sich auch die Kenntnis des Heidentums mit seinen eigentümlichen Opfern (Blut und Wasser), seinen Greueltaten — wenn sich ein Kind bei der Geburt in unregelmäßiger Lage befand, brachte dies der Familie schrecklichen Fluch; oft drehte ihm der Hausvater alsbald den Hals um —, seinen Geheimbünden und Tänzen.

Infolge kriegerischer Wirren siedelten die Bewohner mehrerer Ortschaften, die unter dem Schutz des Königs von Bali, des von den Deutschen anerkannten Oberhäuptlings über das ganze alte Balireich, standen, nach Bali über. „Dieser Zuwachs ist für die Missionsarbeit sehr günstig. Es hätte noch mehrerer Jahre bedurft, bis wir diese Leute in ihren zerstreuten Farmdörfern gefunden und zusammengebracht hätten. Auch hierin erkennen wir Gottes weise Gedanken, der die Völker so leitet, daß sie seinen Plänen dienen müssen." Die Kriegsunruhen wollten nicht enden, die Missionare mußten mit bebendem Herzen dem unsäglich rohen Treiben der Soldaten zusehen; aber sie durften auch gewahren, wie Angst und Gewalttat das Volk zur Mission trieben.

Der König unterstützte und förderte die Missionsschule nachhaltig. „Glaubst du," fragte er immer wieder, „daß das Buch mir und meinem Volk noch helfen kann?" Durch die Bejahung angespornt, lernte er selbst, obwohl es ihm schwer fiel, mit vorbildlichem Eifer. An manchem Schüler war mit stiller Freude zu sehen, daß das Wesen sich durch Gottes Geist und Kraft wandelte; mancher wäre auch zur Taufe willig gewesen — den Missionaren war es lieber, mit dem Sakrament noch zuzuwarten, sie möglichst lange im Unterricht zu behalten und ihnen auf diese Weise durch die kritischen Jahre 15—20 hindurchzuhelfen; so war auf christliche Charaktere zu hoffen. Einer der Schüler nahm die Weiber, die er von seinem Vater, einem Häuptling, erbte, nicht an und übergab seine zukünftige Frau, ein junges Mädchen, sofort der Missionarsfrau zur Erziehung.

Im Jahre 1907 kam es zur Gründung der ersten Volksschulen in Bali. Die ersten und besten Schüler wurden ausgewählt und am Vormittag zwar ferner in der Schule des Missionars unterrichtet, am Nachmittag aber in den ihnen zugeteilten Schulen als Lehrer verwendet. In den verschiedenen Stadtteilen erstanden Schulhäuser. Am

17. März, als alles vorbereitet war, versammelte der König die Häuptlinge mit ihren für die Schule ausersehenen Knaben auf dem Marktplatze. „Manches Bürschlein, das noch gern der goldenen Freiheit gehuldigt hätte, wurde an jenem Tag eingefangen oder vom Schoß der Mutter, wo es Zuflucht suchte, weggezogen, unter die Schulkandidaten gestellt und zum großen König von Bali geführt, um aus dessen Munde Instruktion für das fernere Leben zu erhalten. Die Angst dieser Bürschlein steigerte sich noch mehr, als einige Weiße (wir Missionare) erschienen, vor denen die Außendörfler noch gewaltigen Respekt haben. Als wir nach den Namen der einzelnen fragten, wußte ihn mancher vor lauter Angst nicht mehr. Der König erklärte nun die aufgestellten Kinder als Schüler, befahl ihnen, sich am folgenden Morgen früh beim Missionar zu stellen, um Tafel und Griffel in Empfang zu nehmen, und entließ sie. Erleichtert atmete manches Bürschlein auf; denn das erste große Palawer war ohne Schläge abgegangen." — 160 neue Schüler waren an diesem Tage eingebracht, und manche kamen bald dazu. Auch Mädchen erschienen, sie erhielten zu ihren Tafeln Lendentücher. Die Angst vor der Schule schlug in Stolz um, vermöge des Schulbesuchs zur gebildeten Klasse von Bali zu gehören. So entstanden acht Volksschulen unter neun Lehrern, mit etwa 300 Schülern; überdies gehörten 130 Knaben zu der sich bildenden Gehilfenschule und 37 Mädchen zur Missionsschule — und dieses erst vier Jahre nach Gründung der Mission in Bali! Die eigentliche Stadtjugend freilich war von der Schulaushebung durch den Hofzauberer, den auch der König noch fürchtete, fern gehalten worden. Gern hielten die jungen Lehrer in ihren Lokalen Sonntagsgottesdienste.[73])

Andere ältere Schüler befolgten ihr Beispiel und fingen an, die biblische Geschichte vom Samstag in den Außendörfern predigend zu erzählen. „Bei diesem Predigen ist es manchem so ergangen: ihre innere Stimme zwang sie, das zu tun, was sie predigten. Je länger je mehr wurde ihnen ihre innere Leere offenbar, der Geist Gottes wirkte deutlich an ihren Herzen. Bald fingen sie an, die Tanzplätze als Pflegestätten des Fleisches zu bezeichnen und zu meiden; wo faule Gespräche geführt wurden, gingen sie aus dem Wege. Vorkommnisse schmerzlicher Art wurden rückhaltlos gemeldet. Sie begannen sogar, sich vor der Taufe zu fürchten. Für uns Beweis genug, daß man wohl wußte, um was es sich bei der Taufe handelte. „Unsere Sünden genügen," meinte einmal einer, „es ist Zeit, daß wir gereinigt werden." Ein Schüler, der wegen seines vergangenen Lebens von der Taufe zurückgestellt worden war, sagte: „Hatte denn Jesus auch seine Jünger nach ihrem frühern Leben gefragt, als er sie in seine Nachfolge berief? Erst als sie ganz bei ihm waren, sind sie neue Menschen geworden. Laß mich ebenfalls ganz zu ihm

gehen!" Ein anderer, der wegen seines jugendlichen Alters noch warten sollte, schrieb: „Massa, du hast doch im Unterricht gesagt, daß alle, alt und jung, Erben des ewigen Lebens sind. Warum willst du nicht, daß ich es auch erhalte?" [74])

Am 20. Dezember 1908 fand das erste Tauffest statt. Man wollte nur zehn Schüler zulassen, aber 40 meldeten sich, unter ihnen als erste jene angehenden Prediger, die fragten: „Wie können wir predigen, wenn wir nicht getauft sind?" und nach gründlicher Prüfung wurden 32 Schüler, darunter zwei Königssöhne, ausgewählt. Die heilige Handlung geschah in lautloser Stille, ein gemischter Chor von 260 Schülern und Schülerinnen sang zur Gründungsfeier der Kirche im Graslande. — Unter den Mädchen konnte nicht eines für die Taufe in Betracht kommen. Gleichgültiges, mißtrauisches Wesen kennzeichnete, schwere Sünden fesselten sie. Der Sumpf, aus dem sie kamen, war gar zu tief. „Was soll ich mit der biblischen Geschichte anfangen? Ich muß ja doch einen Polygamisten heiraten," meinte eine Schülerin zur Rechtfertigung ihrer Interesselosigkeit.

An der zweiten großen Tauffeier, Advent 1909, hatten neben 25 Schülern die vier ersten Schülerinnen, eine mit ihrem Kindlein, teil. Vor Jahresschluß konnten die ersten christlichen Ehepaare eingesegnet werden. Solche Fortschritte bereiteten Freude. Aber die Schwierigkeiten der Gemeindeerbauung wurden zu gleicher Zeit um so deutlicher. Manche ehemalige Schüler meinten, Gottesdienst und Bekehrung seien mit dem Austritt aus der Schule erledigt. Von einem Einfluß der Getauften in der Stadt konnte nicht die Rede sein; es waren ja lauter junge Leute, die nach der Sitte nichts zu sagen und für den Vater zu arbeiten hatten, der ihnen ein Weib besorgte. „Wenn sie einmal in die Reihen der vollgültigen Bali eingerückt sind und es uns gelingt, sie bis dahin einigermaßen in Kirchenzucht zu erhalten, dann werden wir in Bali von einer Christengemeinde sprechen können — oder wenn der Herr vorher schon einige Alte herausreißt, die ihn erfahren in Gericht und Gnade und seinen Namen auch unter Spott und Verfolgung bekennen. Um diese zu rettenden Alten flehen wir zum Herrn." Die große Abhängigkeit der Jungen beeinträchtigte ihre Predigttätigkeit.

Im Verhältnis zum König drohte eine Trübung einzutreten. Ernst, der erste Stationsmissionar, der fast täglich mit ihm verkehrt und die Sache der Mission bei ihm vertreten hatte, mußte Erholung in der Heimat suchen und entschlief am 26. Juni 1909 in Spöck.[75]) Seines Vertrauensmannes und Freundes beraubt, zog sich der König von den andern Missionaren, die er persönlich wenig kannte, mißtrauisch zurück. Auch unter dem Volk und den Großen war eine gewisse

Veränderung in der Stimmung zu bemerken. Sie erkannten mehr und mehr die Absicht der Missionare und die sündenstrafende Wirkung der Predigt und wurden, weil sie ihnen nicht gefiel, scheu. Sie gestatteten die Abendversammlungen in ihren Gehöften auch ferner, wollten aber selbst womöglich nicht dabei sein und sich auf Einzelgespräche nicht mehr einlassen. In den Vordörfern fanden die Missionare williges Gehör. Die alte Regel, daß den Armen das Evangelium gepredigt wird, wollte augenscheinlich auch in Bali zu ihrem Rechte kommen. Als Stützpunkt für die Bearbeitung des weitern Umkreises wurde in volkreichem Gebiete, eine Tagereise südöstlich, in Bagam, ein Europäerhäuschen errichtet. Die Schüler von hier hatten die Anknüpfung vermittelt, der Häuptling jedoch erschwerte das Unternehmen sehr.

Im Jahre 1911 verschlimmerten sich die äußern Verhältnisse der Station Bali in mancher Hinsicht. Der König lieh gegnerischen Einflüssen sein Ohr und verriet seine Hintergedanken. „Er glaubte ursprünglich, durch die Mission komme Bali äußerlich und politisch immer mehr in die Höhe; solange Ernst noch lebte und sein Ratgeber und Minister war, schien der Gedanke sich zu verwirklichen. Bei all den kriegerischen Unruhen jener ersten Zeit vermittelte Ernst zwischen den Streitenden. Dadurch nahm der Einfluß der Bali nach außen zu. Diese Erkenntnis bewirkte beim König das freundliche Entgegenkommen und die Unterstützung der Mission gegenüber. Dem Worte Gottes stand Fonyonga damals auch nicht näher als heute. Seinem „Freunde" Ernst tat er manches zuliebe, was den Schein der Bereitwilligkeit für das Evangelium erwecken konnte. Heute ist die Sache anders. Das Kriegführen, die Unterdrückung und Ausraubung anderer ist verboten. Durch die angeeignete Kenntnis des Lesens und Schreibens in der Schule erhofften der König und die Bali später reichern Verdienst an der Küste. Aber die jungen Leute eignen sich die Weisheit der Schule nicht so schnell an, wie die Alten glaubten. Die „gebildeten" Bali finden gar nicht so schnell Arbeit an der Küste, wie man hoffte. Also überall Enttäuschungen! Daraus erklärt sich sein nun anders geartetes Verhältnis zur Mission. Da die ältern Schüler noch nicht vollständig Deutsch verstehen und reden, also noch nicht als Schreiber bei der Regierung ankommen können, will er mit seinen Bali keine Schüler mehr geben. Die Bezahlung der Lehrer auf den Außenstationen lehnt er ab. Heidnische Torheiten kehren neu hier ein."

Man konnte den König sehen, wie er auf dem Marktplatz saß und Tag für Tag am heidnischen Zauberwesen sich beteiligte, dem Missionar erklärend: „Auf eurem Platze verehrt ihr den Gott der Europäer, dies hier ist der Gottesdienst der Bali." Unter seiner Lei-

tung stand das heidnische Bali wieder in Saft und Blüte. Den meisten Schülern und Lehrern verging die Lust zum Predigen. Noch immer gab es außer den getauften Schülern keinen einzigen Christen, und Handelsreisen hielten jene oft vom heilsamen Einfluß der Gemeinde fern. Drei dieser jungen Leute baten, ihre Namen von der Gemeindeliste zu streichen. Die Zahl der Christen ging um sechs zurück; ein Jünglingsverein, der eine Zeitlang schöne Hoffnung erweckte, löste sich auf. Zu all dem kam die Sorge wegen der Katholiken, die sich südlich von Bali in Dschang ansiedelten und auch in Bali auftauchten, dessen König jedoch erklärte, außer den Baslern keine Europäer mehr anzunehmen. Schmerzlich war es, bei dieser bedrohlichen Konkurrenz so manchem dringenden Ansuchen um Lehrer nicht entsprechen zu können. Dennoch war die Lage keineswegs hoffnungslos. Die Gunst des Königs hatte die Mission ins Land gebracht und darin Wurzel fassen lassen; nun hatte sie ihren Stützpunkt gefunden, die Sprache sich angeeignet, sich festgesetzt — nun war sie auch der Mißgunst des Königs gewachsen. Als dieser sah, daß die Mission in Schul- und andern Sachen selbständig handeln wollte und zugleich von seinen politischen Angelegenheiten die Hand ließ, fing er neuerdings an, ihr Schüler zuzuweisen und ihren Rat zu suchen; er mußte nämlich sehen, daß die Regierung, die ihn früher gehätschelt hatte, nunmehr befahl und verlangte, und glaubte daher, die Missionare möchten ihm wiederum von Nutzen sein. Er führte auch, um womöglich seine Stellung zu befestigen, Reformen ein, die sein Volk auf höhere Kulturstufe heben sollten: die Männer durften ihre Körper bei Tage nicht mehr mit Rotholzbrei beschmieren, die Weiber nicht mehr nackt herumlaufen; er befahl, schönere Häuser zu bauen, und kommandierte seine Frauen wieder zur Kirche. Aber tiefere Motive lagen schwerlich zugrunde.

Die Bevölkerung im ganzen floh den eigentlichen Gottesdienst und war gegen alle Einladungen ablehnend; das Hauptgewicht lag nach wie vor auf Einzelgesprächen und persönlicher Beeinflussung. Die eingebornen Lehrer liefen Anfang 1911 zum Teil davon, um anderswo bessern Verdienst zu suchen. Die aushaltenden bereiteten viel Not. Ihre Stellung war aber auch schwierig: sie hatten mit gleichgültigen, rohen Häuptlingen, mit einer wilden Jugend zu tun, ohne sich an christliche Vorbilder anlehnen zu können; ihre Angehörigen schmähten sie um Christi willen und stellten ihnen öfters Fallen der Hurerei oder Zauberei. Überhaupt blieb die Stellung dieser jungen Christen schwierig. Sie waren in ihren Familien die Revolutionäre, wenn sie am heidnischen Wesen nicht Anteil hatten. Endlich kamen einige alte Gemeindeglieder herzu, die solange schon ersehnt waren. „Es gereicht uns zur großen Freude und wir bewundern die verborgenen und unbegreiflichen

Wege unseres Gottes, daß wir dieses Jahr drei Personen taufen durften, die nicht durch die Schule gingen. Mehr als ein Jahr beteten wir, der Herr möge uns doch einige Alte aus der Stadt schenken." Der Stationsbericht 1911 schloß mit dem demütigen Geständnis: „Nach außen müssen wir immer mehr lernen, den absteigenden Weg einzuschlagen: von Jahr zu Jahr weniger Arbeiter, europäische und eingeborne, weniger Schüler und weniger Christen — ein Demütigungsweg für uns alle. Der Herr helfe uns, daß wir diesen Weg lernen, damit er uns erhöhen kann zu seiner Zeit!"

Seitdem ist die Arbeit in Bali trotz den Schwierigkeiten in mancher Beziehung vorwärts geschritten. Eine neue Kirche wurde im Frühjahr 1914 eingeweiht. Jeden ersten Sonntag im Monat konnte Gebetstunde gehalten werden. 37 Erwachsene erhielten Ende 1913 die Taufe. Daß das Evangelium allmählich ins Volksleben drang, zeigte sich hie und da. Ein eigentliches Verständnis für die Schule regte sich. Im Jahre 1913 meldete sich zum erstenmal eine große Schar Buben freiwillig zum Unterricht, dazu sogar sechs Mädchen.

---

3. Kapitel.

Ausdehnung der Mission im Graslande; Bamum.

Die ersten Missionare in Bali hielten es für eine ihrer wichtigen ersten Aufgaben, im Blick auf künftige Ausbreitung des Evangeliums das umliegende Land auszukundschaften. Ernst drang im November 1903 einige Tagereisen nach Südsüdost bis zur Hauptstadt der Bamum, Fumban, vor. Sie liegt 1180 Meter hoch im welligen Graslande, hat etwa 18 000 Einwohner und bietet in ihrer mit doppeltem Wall und Graben befestigten Gemarkung Raum genug für den ganzen Stamm, um während einer Belagerung von Ackerbau und Viehzucht leben zu können. Der Umfang der Stadt beträgt zehn bis zwölf Marschstunden. Fumban ist wohl der bedeutendste Handelsplatz von Südadamaua; täglich besuchen etwa 4000 Menschen den großen Markt. Hier regierte eine der interessantesten Persönlichkeiten Kameruns: der Häuptling Ndzoia, der sich die erobernden Fulbe vom Halse zu halten wußte und das bei seiner Thronbesteigung durch Bürgerkriege fast zugrunde gerichtete Reich der Bamum befestigte und bedeutend erweiterte. Er war der Erfinder einer Schrift, die mit arabischen und europäischen Zeichen nichts zu tun hatte, sondern originell ausgedacht war und jedem Worte sein besonderes Zeichen gab. Offenen Auges

suchte dieser junge Herrscher seine Nation zu heben. Zunächst hatte sich ihm als Helferin die mohammedanische Kultur vom Innern her empfohlen. Dies zeigte sich in der Kleidung und der Beschaffenheit vieler Geräte; vor der Frontseite des Königshauses erblickte Ernst eine kleine Moschee. Der König sagte ihm, er habe sie für die Hausa gebaut und besuche sie auch selber, äußerte sich aber selbst sehr skeptisch über Mohammed: „Mohammed sagt wohl, man solle nicht stehlen; aber wenn die Mohammedaner sich stark genug fühlen, ist nichts vor ihnen sicher, kein Kleid im Hause und keine Frau auf dem Felde. Alles nehmen sie. Stimmt also ihr Leben mit der Lehre? Ist das kein Schwindel?" Augenscheinlich war der König des Mohammedanismus eher müde. Er gab seinem Gast beim Abschied einen Elfenbeinzahn und zwei Knaben für die Schule. Ernst nahm den Eindruck mit, daß das Volk noch heidnisch sei, im Königshause aber der Islam starken Einfluß besitze. Der König zeigte für religiöse Fragen ein Verständnis, das Gutes verhieß, und erschien nicht abgeneigt, die Mission aufzunehmen.[76])

Fortan stand eine Mission in Bamum auf der Tagesordnung. Die Station Bali wünschte, daß mit der Besetzung von Bamum etwa bis Anfang 1906 zugewartet würde — sorgfältige Vorbereitung durch sprachliche Vorarbeiten und Erziehung von Schülern, vorerst in Bali, war wünschenswert —, vorausgesetzt daß sie nicht vorher schon durch ein Vordringen der Katholiken nötig gemacht würde; denn diesen strategischen Punkt, der eine Ausdehnung der Arbeit bis an die Grenze des heidnischen Gebietes in Aussicht stellte, durfte sich die evangelische Mission nicht wegnehmen lassen. Zwei Mitglieder des Missionsausschusses von Kamerun waren im November und Dezember 1906 in Bamum, um die Missionsniederlassung an Ort und Stelle vorzubereiten. Zögernd erlaubte sie der König; er hatte schon weiße Kaufleute in der Stadt und fürchtete, den Ansprüchen der Mission auf Träger nicht auch noch genügen zu können.

Der Reisebericht meldete folgendes über die Mohammedaner in Bamum: „Es sei hingewiesen auf die immer zahlreicher werdenden Hausa, die nicht nur als geriebene Händler die Seele der hier regelmäßig abgehaltenen Märkte sind, sondern zugleich die Sendboten des falschen Propheten, dessen Missionswerk sie zielbewußt treiben. Viel ist in den letzten Jahren von der mohammedanischen Gefahr in Afrika geredet worden. Daß diese tatsächlich vorhanden ist, hat uns der kurze Aufenthalt in Bamum deutlich gezeigt. Von Jahr zu Jahr mehrt sich in dieser Stadt die Zahl der Anhänger Mohammeds. Ungehindert halten sie ihre gottesdienstlichen Versammlungen und Gebetsübungen ab. Ihr Einfluß auf den König ist deutlich zu merken."

Beim Scheiden noch sandte der König den Missionaren durch zwei Diener die Versicherung nach, er werde gewiß Wort halten. Bald nach ihrer Abreise von Bamum traf in Bali eine Gesandtschaft ein, durch die Ndzoia dem König von Bali Freundschaft antrug und Auskunft über die Missionare erbat. Der König von Bali erteilte den Bescheid durch eine Gesandschaft, und mit dieser kamen wiederum Gesandte aus Bamum mit der Botschaft an die Missionare, der König lasse fragen, wieviele Träger er schicken solle, um sie zu holen, da er entschlossen sei, sie aufzunehmen. Unverzüglich wurde nun mit der Anlage der Station in Bamum begonnen (1906). Der König schenkte der Mission einen von ihr gewählten, geräumigen Hügel mit Quelle und frischer Brise.

Im ersten Jahresbericht aus Bamum war vorwiegend vom Islam die Rede. Er war durch etwa 2000 Hausa vertreten. Die Moschee vor dem Königspalast war nicht mehr. Wegen der vielen Räubereien, die mit ihrem Handel zusammenhingen, hatten sie Anweisung erhalten, sich außerhalb der Stadt niederzulassen. Eigentlicher Götzendienst war unter der einheimischen Bevölkerung noch nicht entdeckt worden. Dagegen fiel die Menge ihrer Amulette auf, Ledertäschchen mit Koransprüchen, die sie um Arme, Hals und Hüften trugen, auch Pferden und andern Haustieren umhängten. Dies mußte mohammedanischer Import sein. Gebete aber und sonstige Religionsübungen waren unter den Stadtbewohnern nicht wahrzunehmen. Dies fiel dem Berichterstatter Göhring angesichts der Empfänglichkeit des erst etwa 26jährigen Königs für alles Religiöse und Neue auf. „Offenbar sollte er mit seinem Volk dem Christentum erhalten bleiben. Charakteristisch ist auch, daß er bei seinem großen Wunsche, mit seinem Volk eine Schrift zu besitzen, sich nicht etwa von den Hausa in die Kunst des Schreibens einweihen ließ, sondern seine eigene Zeichenschrift erfand."

Die Arbeit begann auch hier mit der Schule, die am 25. Juni 1906 mit 60 Schülern eröffnet wurde. Der König übergab der Missionarsfrau einige Mädchen zur Erziehung, darunter sieben eigene; am 10. Oktober begann die Mädchenschule mit 51. Der König lernte bald unterscheiden zwischen dem Missionar und den ihm schon bekannten europäischen Händlern; jenem wandte er sein Vertrauen zu, diesen sein Mißtrauen, was bei ihnen nicht gerade eine missionsfreundliche Gesinnung förderte.

Die tätige Freundlichkeit des Königs hielt an auch im zweiten Jahre. „Sein Bestreben ist es, alle seine Untertanen sobald als möglich mit der Gottessache bekannt zu machen, weil er sie für sich und sein Volk als gut erkannt hat. Er selbst ist in seinem Gewissen angefaßt und steht nun zwischen zwei Feuern: auf der einen Seite das Wort

Gottes und das Gewissen, auf der andern die Vielweiberei und die sittenlosen Europäer. Schon wiederholt hat er mir gesagt: ‚Unserm Christwerden steht nichts im Wege als die vielen Weiber; unsere Väter haben uns ein schlechtes Erbe hinterlassen mit der Vielweiberei.' Schon manchen Europäern gegenüber hat er es ausgesprochen, daß er sich vor Gott fürchte, ihnen immer so viele Weiber zu leihen. Ein furchtbares Zeugnis eines Heiden einem Europäer gegenüber!"

An der Stelle der frühern Moschee ließ er eine Kapelle mit über 400 Sitzplätzen errichten. Der Sonntag wurde eingeführt, der Markt auf die Woche verlegt. Jeden Sonntag hörten Hunderte das Gotteswort. In einem andern Stadtteil entstand eine zweite Kapelle. Das Beschmieren der Körper mit Farbe oder Erde im Todesfall wurde verboten — die Schularbeit entwickelte sich; am Ende des zweiten Jahres wurde in drei Schulhäusern an 110 Knaben und 45 Mädchen gearbeitet. Die ärztliche Hilfe der Missionsstation wurde mehr und mehr begehrt. Es war vorauszusehen, daß Vielweiberei und Fleischeslust der Mission den schwersten Kampf bereiten mußten; aber der Macht christlicher Wahrheit, die durch Schulunterricht und Sonntagspredigt unaufhaltsam ins Volksleben eindrang, war zuzutrauen, daß sie mit heidnischer Unsitte rechtzeitig fertig würde.

Allmählich wurde der Wirkungskreis durch Predigtreisen erweitert. Dabei stand hindernd im Wege, daß es im ganzen Gebiet von Bamum außerhalb seiner Hauptstadt Fumban nur Gehöfte gab mit weit zerstreuten Hütten. Um so mehr mußten die Märkte für die Predigt benutzt werden, und es kam der Arbeit wiederum zustatten, daß die Leute in den Farmdörfern sich in allem nach der Hauptstadt zu richten pflegten. Der König setzte seine tatkräftige Hilfe fort. Er selbst hielt Schule, indem er etwa 500 Menschen jedes Alters und Geschlechts in seiner Schrift unterrichtete, Lieder einüben und biblische Geschichte erzählen ließ; weil die Balilieder nicht so recht verstanden wurden, machte er sich selbst mit einigen seiner Leute daran, Lieder zu dichten, die er diktierte und singen ließ. Eines derselben lautet in freier Übertragung:

Im Himmel thront Gott!
Ndzoia ist Häuptling;
Zu jeder Zeit untertan
Ist ihm sein Volk.
Jesus, Gott-Vater segnet die Welt.

Im Himmel thront Gott!
Ndzoia ihn ehret,
Weil jeden Tag Hilfe man findet bei ihm.
Ein gütiger Vater ist Jesus, der Herr.
Jesus, Gott-Vater segnet die Welt.

Im Himmel thront Gott!
Jesus, der Retter, Bekehret die Herzen der Menschen zu ihm.
Es schauet sein heiliges Auge die Welt. Gott unser Gott — er hilft allem Volk.

Eines Morgens, ½7 Uhr, erschien der König auf der Station mit großem Gefolge, 352 Personen; er stellte sie als Leute vor, welche die

Missionssache gerne hätten und lesen und schreiben lernen wollten. Er selbst war überglücklich und meinte, er wisse nicht, was in die Bamum gefahren sei: alles wolle lernen. Eine Zeitlang kam er täglich für mehrere Stunden, um beim Übersetzen biblischer Geschichten tüchtig zu helfen. Als sieben fremde Häuptlinge durch Gesandtschaften ihn fragten, warum es ihm immer so gut gehe, ließ er ihnen sagen, sie sollten auch an den Gott der Europäer glauben, die „das Buch lehrten," dann werde es ihnen auch gut gehen.

Am Christtag 1909 konnten aus 162 Bewerbern 80 die Taufe empfangen: 29 Schüler, 23 Schülerinnen und 28 Häuptlingsfrauen. Dazu schrieb der Berichterstatter: „Als ich im April 1906 in Bamum aufzog, war die Bevölkerung in Gefahr, eine Beute des Islams zu werden, und nun diese Wendung!" — Der König hatte nun sein schönes Schulhaus, welches Bilder des Gekreuzigten und des deutschen Kaisers schmückten; einige seiner Diener unterrichteten den männlichen Teil, seine Frauen, hauptsächlich die Christinnen, den weiblichen, und ab und zu half der König selbst. Er regte die Einführung des Sonntagsopfers an.

Der Frauenmission tat sich ein schönes Arbeitsfeld auf, indem in einzelnen Gehöften der Stadt jeweilen Frauen gesammelt wurden, um ihnen biblische Geschichten zu erzählen. Im Jahre 1910 bildete die Arbeiterin der Frauenmission aus den Christenmädchen einen Jungfrauenverein, dessen Anfang von Begeisterung getragen war. Zu gleicher Zeit entstand ein Jünglingsverein. Schon vor ihrer Taufe nämlich hatten manche Schüler gewünscht, ganz auf der Station zu wohnen; dagegen war nichts einzuwenden, die guten Früchte zeigten sich bald. Täglich fanden sich diese jungen Leute des Abends in einer ihrer Hütten zu Gesang und Gebet zusammen, damit war der Jünglingsverein gegründet; jedes Mitglied verpflichtete sich zu einem kleinen Monatsbeitrag, damit ein Vereinshäuschen erstellt werden könnte.

Der Stationsbericht 1910 wies auf die drohende Gefahr hin. Noch immer war der Häuptling gegen die Mission tatkräftig freundlich; seine im christlichen Geist geleitete Schule blühte, und er hatte im Sinn, der Mission eine Kirche zu bauen. Aber es zeigte sich, daß er in Sinn und Verhalten von der Mission noch recht wenig beeinflußt war. Er gefiel sich z. B. im Freundschaftsverkehr mit den großen Herrschern im Norden und Westen, wobei man sich an Reichtum zu überbieten suchte, und zur Zeit war Fulah am königlichen Hofe Trumpf: man trug Fulah-Kleider mit Turban, sprach Fulah, gestaltete das Hofzeremoniell nach Fulah-Muster. Wie sollte es mit dem Missionswerk werden, wenn die Gunst dieses alles geltenden Großen sich wandelte? „Unsere Graslandhäuptlinge sind scharfe, zweischneidige Schwerter; von ihrer Gunst oder Ungunst hängt alles ab. Wie der Häuptling

pfeift, so tanzt das Volk. Solange der Häuptling gewogen ist, fährt man gut dabei; fällt man aber bei ihm in Ungnade, so ist man aufs trockene gesetzt. Die Untertanen sind Sklavennaturen und wagen kaum, selbständig zu denken oder zu handeln. Die Militärstation Bamenda ist natürlich in ihrem eigenen Interesse bestrebt, dieses Ansehen der Häuptlinge nicht zu untergraben, sondern womöglich zu steigern. Daher kommt es, daß diese wiederum die Sklaven der Militärstation sind und auf jeden Wind merken, der von dorther weht. Die Schlußfolgerung davon ist: wer sich mit dem Chef der Militärstation auf guten Fuß stellt, dem kann's nicht fehlen. Unser Bestreben muß sein, frei dazustehen."

Von den Hausa bemerkte der Berichterstatter: „Sie haben sich ziemlich ruhig verhalten, sie leben mehr ihrem Handel, als der Ausbreitung der Religion. Das Anfertigen von Ledertaschenamuletten aber ist bei ihnen beinahe zur Hausindustrie geworden. Die Bamum kaufen sie zu Dutzenden und tragen sie freilich weniger als Schutzmittel, als vielmehr, um damit Staat zu machen." An allerlei Versuchen der Mohammedaner, ihre Religion zu empfehlen, fehlte es doch nicht. Ein Häuptling ließ seinen Freund Ndzoia wissen, es gebe zwei Religionsbücher, eines stamme von Mohammed und sei für die Schwarzen bestimmt, das andere von Jesus und sei gut für die Weißen. Auch vom Mahdi wurde allerlei gefabelt: Eines Tages werde man in der Luft den Ruf hören: Mahdi, Mahdi! Dann komme der Mahdi und ziehe mit großen Siegesschritten über das Land hin, aller Widerstand sei dann erfolglos, alles Pulver der Weißen werde zu Wasser, ihre Gewalt zerspringe wie von selber. Die Missionare unterließen nicht, die Leute über den Inhalt dieses Geredes aufzuklären, und bei der Weihnachtsfeier wiederholte Ndzoia die Ermahnung an sein Volk, nicht auf die Hausa zu hören, noch sie nachzumachen, sondern die von der Mission verkündigte Gottessache anzunehmen; jenes sei Lüge, dieses Wahrheit.

Die Christengemeinde vermehrte sich um 98 Seelen und zählte nun 182 Glieder (1910). Ein redliches Verlangen, Gott zu gefallen und selig zu werden, war nicht zu verkennen. Manche gingen Sonntags in die größern Gehöfte der Stadt und hielten Gottesdienst. Das Sonntagsopfer betrug 350 Mark, wovon der Häuptling die Hälfte gespendet haben mochte.

Im Stationsbericht 1911 war wieder vom Islam die Rede. „Zur Arbeit unter den Hausa konnten wir keine Zeit finden. Schwierigkeiten bereiten sie uns bis jetzt nicht. Der Häuptling von Bamum hat zwar immer einen Hausapriester in seiner Umgebung, der ihm natürlich von Mohammed und seiner Lehre erzählt, der aber auch ziemlich regelmäßig unsere Gottesdienste besucht. Redet man mit ihm,

so behauptet er immer, Christentum und Islam seien dasselbe. Dabei verkündigt er aber doch Mohammed ganz entschieden und stellt ihn über Christus. Ich glaube nicht, daß der Häuptling ihn in seine Nähe gezogen hat, um von ihm religiöse Unterweisung zu empfangen. Er braucht ihn hauptsächlich zum Lesen und Übersetzen von Briefen, die er von den Fulah-Herrschern erhält. Mehr als in der Stadt Fumban selbst macht sich, soweit ich es beurteilen kann, der religiöse Einfluß der Hausa in den Farmdörfern geltend. Es ist mir schon auf frühern Reisen aufgefallen, daß da und dort ein Hausa mit Perlen und Stoffen in ein Gehöft gekommen ist, sie zum Kauf angeboten und dann ein Gebet gesprochen hat, das manche der anwesenden Heiden mitsprachen. Männer eines Dörfchens haben nach meiner Predigt Vergleiche angestellt zwischen der Lehre, die ich ihnen vorgetragen hatte, und dem, was ihnen die Hausa und Fulah sagen."

Anfang 1913 waren in der Christengemeinde von Fumban 272 Mitglieder vereinigt, von denen 271 Kommunikanten waren. Aus diesem Zahlenverhältnis geht hervor, wie sehr es noch an christlichen Familien fehlte, obgleich einige erste Trauungen stattgefunden hatten. Die Christengemeinde war zum Teil auf der Station, zum Teil in einem etwa 20 Minuten entfernten Stadtgebiet besonders angesiedelt. Als zwei Königssöhne übertreten wollten, wehrte sich die Königinmutter mit Händen und Füßen. Des Königs eigene Stellung in der Sache war nicht klar. Ein erster Versuch der Arbeit unter den Hausa war gemacht; die Missionarsfrau begann, Hausaweiber in ihrem Dorfe zu versammeln, und mit Hilfe einer Christin, die ihre Sprache verstand, erzählte sie ihnen biblische Geschichte. Der König sagte von dieser Arbeit, die er für hoffnungslos hielt: „Wenn man den Hausa und auch den Fulah ein scharfes Messer an die Kehle setzte und ihnen sagte: entweder werdet ihr Christen, oder wir schneiden euch den Hals ab, so würden sie sagen: Schneidet nur zu!" Dieser erste bescheidene Versuch, der hier auf dem vorgeschobensten Posten der Kameruner Mission an der Grenze des mohammedanischen Gebietes angestellt wurde, mahnte an ihre große Zukunftsaufgabe: das Wort vom Kreuz auch zu den mohammedanischen Völkern des Innern zu tragen.

Im Jahre 1913 wurde die Station Fumban erheblich verstärkt. Anfang 1914 zählte sie fünf Europäer, darunter vier ordinierte Missionare. Diese starke Besetzung hing damit zusammen, daß der Schwerpunkt der Arbeit im Grasland von Bali nach Fumban verlegt werden mußte. Dies geschah aus sprachlichen Gründen, die in anderm Zusammenhang noch dargelegt werden sollen. Katholische Patres wollten wiederholt den König dazu bewegen, ihnen die Niederlassung zu gestatten; er wies sie vorläufig ab. Auch allerlei andere Einflüsse gegen

die evangelische Mission waren am Hofe tätig. Zeitweilig schien der König ihnen nachzugeben, dann näherte er sich der Station wieder. Um der Einheitlichkeit des Gemeindelebens willen mußte die Christenansiedlung außerhalb der Station aufgehoben werden. Die Gemeinde machte eine Krisis durch, unlautere Elemente sagten sich los. Die betrübenden Erfahrungen, die mit unzuverlässigen Christen gemacht wurden, mahnten dazu, die Zügel straffer anzuziehen und mit der Taufe noch zurückhaltender zu sein. Die Mädchenschule war von 70 bis 80 Schülerinnen besucht; es waren nur Kinder des Königs und der Großen, die Mädchen einfacher Leute konnten noch nicht gewonnen werden. Eine Krankenschwester, die im Herbst 1913 eintraf, hatte täglich 25 bis 30 Patienten zu behandeln, denen die Missionarsfrau biblische Geschichten zu erzählen pflegte. Die Arbeiter der Sägerei, drei Stunden entfernt, bauten in aller Stille ein kleines Gotteshaus, damit ihnen hier Gottes Wort gesagt würde. Eine Ziegelei war fleißig am Werk. Der Baubruder war nebenbei technischer Berater des Königs.[77])

Es wäre unrichtig, zu meinen, mit ihren Graslandstationen sei die Basler Mission schon weit ins Innere Kameruns vorgedrungen; tatsächlich lagen sie erst am Rand des ungeheuren Gebietes, das sich über mehr als 12 Breitegrade vom Graslandplateau bis zu den Niederungen des Tsadsees im Herzen von Afrika erstreckt. Hier drang vor etwa 100 Jahren das mohammedanische Hirtenvolk der schon erwähnten Fulbe (Fulah) von Norden unaufhaltsam erobernd vor. Sie gründeten ein großes Reich mit festen Städten und unternahmen Beutezüge und Sklavenjagden in das Gebiet der Heiden, die ihren Reiterscharen in der Ebene nicht gewachsen waren und unterjocht oder aufgerieben wurden, sofern sie sich nicht in die Berge zurückzogen und hier zu halten vermochten. In die entvölkerten Gebiete ergossen sich die Eroberer, vermischten sich mit den Überresten der Heiden und machten Gau um Gau mohammedanisch. So entwickelten sich die eigentümlichen Verhältnisse in Adamaua: in den Städten und Ebenen vorwiegend Mohammedaner, in den Gebirgen fast ausschließlich bunt zusammengewürfelte Heidenstämme. Diese ungeheuren Nordgebiete waren der Mission noch verschlossen. Mohammedaneraufstände bewogen die deutsche Regierung, dieses zahlreiche und fanatische Bevölkerungselement vorsichtig und schonend zu behandeln. Die Katholiken jedoch bereiteten den künftigen Vormarsch bereits vor. Die Missionsleitung in Rom übergab Nordkamerun als Missionsfeld einem Orden, der seinen Sitz in Sittard, Holland, hat. Seine ersten sechs Sendboten ließen sich auf Vorposten in Banho, nördlich von Bali, nieder. Riesenaufgaben harrten hier der evangelischen Mission, wenn sie nicht Nordkamerun Rom überlassen wollte. Der Deutsche Hilfsbund (Pastor F. Lohmann), der vom Reichskolonialamt

die Erlaubnis zum Beginn einer Mission in Adamaua erhielt, faßte für eine solche den heidnischen Stamm der Laka ins Auge, der auf eine Million geschätzt wird und rings vom Islam umgeben ist. Zwischen dieser künftigen Station des Hilfsbundes und den Basler Niederlassungen an der Südgrenze Adamauas, Bali — Fumban, lagen 40 Tagereisen, also war für beide Teile Land genug zur Eroberung vorhanden, ehe sie sich in der Mitte begegneten.[78])

Der Basler Mission mußte, gerade im Blick auf solche Zukunftsaufgaben, daran liegen, ihr Werk im Grasland zu befestigen. In dieser Hinsicht war ihr Vorgehen in Bagam und Bangwa wichtig. Da Bali und Fumban fünf Tagereisen auseinander liegen, machte sich das Bedürfnis nach einer Zwischenstation fühlbar. Als solche konnte einzig die Stadt Bagam in Betracht kommen, zehn Stunden von Bali, 15 von Fumban entfernt. Seit 1912 bestand hier eine Hauptstation. Bagam ist eine Doppelstadt mit 7—8000 Einwohnern. Der Häuptling, ein Usurpator, bereitete hier der Mission große Schwierigkeiten. Einmal machte er sogar Miene, sie auf einfache Weise unmöglich zu machen, dadurch, daß er mit seinem Volk wegzog; dann wäre dem Missionar die Einöde übrig geblieben. Die Regierung vereitelte dieses Vorhaben. Unter seinem Einfluß konnte die Mission nicht gedeihen. Es wurde besser, als der legitime Thronerbe durch die Regierung zu seinem Rechte kam. Er zeigte sich der Mission sehr gewogen; von ihm unterstützt, blühte sie fröhlich auf. Er lieferte Schüler und ließ Sonntags zwischen sieben und neun Uhr morgens durch seine Ausrufer die Männer und Frauen zur Predigt aufbieten, weshalb sie zu Hunderten kamen.

Der junge Häuptling im benachbarten Bamendsching war von der Missionsschule in Bali wider seinen Willen weggeholt worden, um seine Würde anzutreten. Er sollte als Häuptling die 60 Frauen seines Vaters übernehmen. Da er gern Christ geworden wäre, wünschte er, auf die Häuptlingswürde und auf alle Frauen bis auf eine zu verzichten. Davon wollten die Offiziere in Bamenda nichts wissen, da es ihnen angenehm war, wenn einigermaßen gebildete Leute die Häuptlingswürde innehatten. Sie rieten ihm, mit einer Frau für sich zu wohnen. Dies wollten jedoch die Ältesten nicht zugeben: er schulde es der Landessitte, die Weiber zu behalten, er brauche sie alle, um seiner Gastpflicht genügen zu können. So behielt er seine Frauen und blieb Heide.

Die Gemeinde in Bagam hatte 1914 als Glieder fünf Lehrer, eine Lehrersfrau und drei junge Männer, dazu kamen 55 Taufbewerber und 150 Schüler. Die Arbeit unter den Heiden war dadurch erschwert, daß sie sehr zerstreut wohnten und daher mit der Predigt mühsam

zu erreichen waren; am ehesten konnte in den Gehöften der Häuptlinge gepredigt werden.

Mit der Station Bagam war der Mission ein Ausgangspunkt gegeben für die Bearbeitung des südlichen Graslandes, einer der bevölkertsten Gegenden Kameruns, und Fühlung angebahnt mit ihrem Werk, das sie von der Küste her durch die Stationen Nyasoso und Ndunge vorschob. Diese Gegend mußte an Bedeutung noch gewinnen durch die Nordbahn, die durch sie nach Fumban führen sollte.

Das Zentrum des südlichen Graslandes, die Regierungsstation Dschang, wurde von den Katholiken besetzt. Dagegen ging der Basler Mission in dem südöstlich gelegenen Bangwa eine Türe auf. Seit Jahren hatte der Häuptling um einen Lehrer gebeten. Durch Schüler waren Beziehungen mit den Missionaren in Bali hergestellt. Der Einfluß der Katholiken machte sich in Bangwa fühlbar. Da es wichtig war, daß die evangelische Mission nicht auch auf diesem wichtigen Posten sie zuvorkommen ließ, wurde Bangwa Ende 1910 durch einen Missionar besetzt, den der Häuptling freundlich begrüßte. Durch dessen Unterstützung blühten Schule und Gottesdienst rasch auf. Anfang 1912 waren schon 117 Schüler gesammelt. Bangwa gehörte vorerst zur Station Bali und ist seit der Heimkehr des Missionars nicht mehr durch einen solchen besetzt worden.

Von Bangwa aus konnte die wichtige Stadt Bandzun mit über 10 000 Einwohnern in Angriff genommen werden. Im Februar 1913 erhielt sie ihren Missionar. Hier, im Süden des Graslandes, fand die Mission Stämme, die im Kampf mit einem harten, trockenen Gebirgslande rauh und willensstark waren und zäh am Alten hingen. Ungebrochenes Heidentum preßte diesem Volk manchen Seufzer aus; Geheimbünde knechteten es, Basaltsteine wurden verehrt und sollten Hilfe spenden, gelegentlich erhielt eine solche Gottheit ein Menschenopfer. Erfreulich war der Lerneifer der Jungen. Bald waren gegen 700 Schüler in diesem Gebiete beisammen. Es war nicht allzu groß; nordwärts war es sieben Stunden bis Bagam, ostwärts sechs bis sieben bis Bamum, südwärts vier bis Bana, und im Westen waren die Katholiken bis auf drei Stunden nahegerückt.

Schließlich ist Bana zu erwähnen, im November 1913 mit einem Missionar besetzt. Dieser Ort erschien für die Missionsstrategie noch wichtiger als Bangwa, weil die Straße vom Endpunkt der Nordbahn nach Fumban hier durchführte und die Fühlung mit dem Gebiet von Jabassi von hier leichter herzustellen war, als von Bangwa. Ein stolzer, launischer Häuptling machte hier viel Not. Das Volk nahm den Sendboten des Evangeliums nicht unfreundlich auf. Das Komitee beschloß, Bana zur Hauptstation zu erheben.

Fünf wichtige Punkte waren im Grasland besetzt: Bali, Fumban, dazwischen Bagam, im Süden Bana und Bandzun. Von diesen Stationen aus konnte das ganze Gebiet systematisch bearbeitet werden; es lag Ursache zur Hoffnung vor, die wichtigsten Stämme des Graslandes mit Hilfe dieser Stützpunkte unter den Schall des Evangeliums zu bringen und für künftiges Vordringen nach Adamaua eine reelle Basis zu schaffen.[79])

4. Kapitel.

Ndunge. Der Vorstoß ins nordwestliche Grenzgebiet und nach Südosten.

Im Jahre 1911 erhielt das Land der Bakaka eine Hauptstation in Ndunge. Die ersten Beziehungen zu dieser Gegend im Norden von Mangamba waren 1895 durch eine Reise von Autenrieth angeknüpft worden.[80]) Da die Station Mangamba sich mit ihrer Arbeit immer mehr nordwärts ausdehnte, kam es 1902 zur Besetzung eines Dorfes mit einem Lehrer, das nur fünf Stunden südlich von Ndunge lag. Seither kamen die Missionare von Mangamba und Nyasoso öfter in diese Gegend und suchten als Friedensleute, welche die Sache Gottes ins Land brächten, mit der Bevölkerung bekannt zu werden. Im Jahre 1904 wurde das Bakakagebiet der Station Nyasoso zugewiesen, von 1905 an entstanden Außenstationen. Es zeigte sich jedoch, daß dieses schöne Land, welches zwischen den drei gewaltigen Gebirgsstöcken des Manenguba, Nlonako und Kupe liegt, von Nyasoso aus nicht richtig bearbeitet werden konnte; während der langen Regenzeit, Juli bis Oktober, war es durch hochangeschwollene Flüsse von der Station ganz abgeschnitten und das Überschreiten des Dibombe lebensgefährlich, weshalb in dieser Zeit die Arbeit der Gehilfen nicht beaufsichtigt werden konnte.

Nun begann der Bau der Eisenbahn, die mitten ins Bakakaland führte. Da wurde recht fühlbar, wie wichtig und nötig ein Missionszentrum in dieser Gegend war. Der Bahnbau rief im Volk das Verlangen nach Schulung wach; es sah, wie die gebildeten Küstenbewohner als Schreiber, Aufseher, Übersetzer usw. bei diesem Werk ansehnliche Stellungen einnahmen, während alle anderen in den Reihen der gewöhnlichen Arbeiter stehen mußten. Lehrer wurden dringend begehrt, eine allgemeine Besserung der Lage verlangt und von der Mission die Hilfe erwartet. 1910 wurde die Gründung einer Hauptstation für die Bakaka im zentral gelegenen Ndunge beschlossen.

Nicht nur konnte das Bakakaland selbst durch eine solche besser bearbeitet werden, sie bot zugleich Aussicht auf Ausdehnung nach Norden und Osten in den weiten Zwischenraum, der immer noch die Stationen des Graslandes von der an die Küste gelehnten Arbeit trennte. Die nächste Nachbarschaft bot Arbeitsgelegenheit in reicher Fülle, indem acht ansehnliche Dörfer innerhalb einer Stunde von Ndunge her erreichbar waren. Die neue Station erhielt als Aussteuer von Nyasoso neun mit Lehrern besetzte Ortschaften und einiges Gebiet vom nördlichen Teil der Station Mangamba. Der erfahrene Kameruner Karl Wittwer, ein Berner, wurde mit der Gründungsarbeit beauftragt. Er munterte seine Lehrer auf, das Evangelium über ihren Schulort hinaus zu tragen, indem sie am Sonntagnachmittag mit den Schülern singend auszogen, die Leute unter einem Baum oder in einem Hofe sammelten und ihnen predigten. Auf diese Weise erreichte die Botschaft solche, die der Kapelle fernblieben. Die Lehrer taten dieses Werk mit Eifer und Freude.

Bald offenbarte sich etwas von der heidnischen Finsternis des Landes. Die Totenfeste standen in höchster Blüte, Aberglaube und Zauberei beherrschten das Volk, einer der Lehrer schätzte die Zauberer des Bakakastammes auf 130. Freilich konnten die Bakaka nicht mehr wie früher eigene Söhne als Sklaven nach der Küste verschachern, um für sie Gewehre zu erlangen. Der Oberhäuptling von Ndunge hatte selbst als Knabe dieses Schicksal erlitten, ebenso Ferdinand Bedi, der einzige Christ einer der Außenstationen; seinerzeit ins Aboland verkauft, wurde er dort Schüler und Christ, kam als solcher wieder in die Heimat und siedelte sich beim Lehrer an.

Die Missionsarbeit war in diesem Gebiet naturgemäß erst im Werden begriffen. Die Zahl ihrer Lehrer stieg auf 20, in 18 Schulen wurden 1072 Schüler (bis Anfang 1914) gesammelt, mit Hilfe von 17 Außenstationen 54 Gemeindeglieder gewonnen, 65 befanden sich im Taufunterricht. Das Zutrauen der Eingebornen zur Mission wuchs erfreulich; immer mehr Frauen und Mädchen stellten sich bei den Missionarsfrauen ein, um die Kunst des Nähens zu lernen, und viele Kranke suchten Hilfe auf der Station. Ortschaften waren besetzt, die vor kurzem noch sich völlig verschlossen, z. B. Nkongsamba, wo noch im Jahre 1904 dem Missionar angesagt wurde, jeder Weiße, der dahin komme, werde erschossen; hier erreichte die Nordbahn 1912 ihren vorläufigen Endpunkt, die Mission gründete eine Außenstation, die Missionshandlung eine Filiale, und die Umgegend weit und breit, bis hinauf in die Mboebene in der Richtung gegen Dschang und Bangwa, tat sich der Botschaft auf. Ein großes Feld hoffnungsvoller Pionierarbeit breitete sich um Ndunge aus.

Auch von anderer Seite wurde nach dem Norden und dem Innern vorgerückt, nämlich im Gebiete des Croßflusses. Da, wo der in den Bergen des Baliaufstieges entspringende Croßfluß die Wasserläufe des Banyang- und Keyagalandes in sich aufnimmt, um sie über die deutsche Grenze nach Norden dem Kalabarflusse zuzuführen, wohnen im Osten die Banyang, im Westen, bis an die deutsch-englische Grenze von Kamerun, die Keyaga.

Die Banyang, deren Sprache charakteristisch ist durch viele im Gaumen halb verschluckte Wörter, traten 1902 in den Gesichtskreis der Mission, indem Spellenberg von Bombe auf der Balistraße vorstieß und als erste Beute dieses Volkes einige Knaben an die Küste brachte, wo sie zu Lehrern ausgebildet wurden. Seitdem baten die Banyang immer wieder um einen Lehrer, ohne daß ihnen entsprochen werden konnte. Keiner war verfügbar, und die Zwischenverbindung fehlte noch. Da kam ein zweiter Ruf aus der Mission ganz unbekannter Gegend: aus Obang im Lande der Keyaga, durch einen Regierungsdolmetscher, der aus jener seiner Heimat im Knabenalter als Sklave nach der Küste verschleppt worden war, später als Führer einer Expedition wieder dorthin kam, seinen Angehörigen von der Mission erzählte und von den Leuten gebeten wurde, dem Präses ihre Bitte um Lehrer schriftlich zu unterbreiten. Das war um 1905. Auch diese Bitte mußte vorläufig unerfüllt bleiben.

1909 geschah der erste, einleitende Schritt, durch Besetzung des nächstgelegenen Banyangdorfes Manyemen, „um von da vielleicht nach und nach eine Etappenlinie durch Banyang hindurch auf der Balistraße bis nach Tinto usw. ausbauen zu können". Die Keyaga lagen zu dieser Zeit noch ferner als die Banyang, da sie abseits von der Balistraße gegen Kalabar hin seßhaft sind. Wittwer und Spellenberg, die eine Erkundigungsreise nach Südkeyaga unternahmen, brachten die Überzeugung zurück, daß dieses Gebiet mit dem ganzen Süden der Westgrenze Kameruns den Katholiken überlassen werden müsse, die bereits in Ikassa einen Hauptsitz mit Schulanstalt gegründet hatten. Nordkeyaga war den Missionaren immer noch unbekannt.

Im Frühjahr 1910 erging an die Station Bombe — vermutlich von seiten einer Handlungsgesellschaft — durch den Präses die Aufforderung, eine Reise durch Banyang bis Tinto zu machen und die Verhältnisse im Blick auf die Gründung einer Hauptstation zu erforschen. Die nachfolgende Weisung des Präses, die beabsichtigte Rekognoszierung hinauszuschieben, da das Komitee in absehbarer Zeit nicht in der Lage sei, eine neue Station zu gründen, traf zu spät ein; Spellenberg und Bufe waren, um den äußersten für die Reise noch möglichen Termin nicht zu verpassen, aufgebrochen. „Wir dankten Gott, daß diese Weisung

zu spät gekommen war. Sie wäre verhängnisvoll gewesen. Sie hätte uns nicht mehr und nicht weniger als den unwiderbringlichen Verlust eines Missionsgebietes gebracht, wie wir noch keines unter solch günstigen Umständen erworben und besetzt haben. Die katholische Mission hatte von Süden her bereits die Hände darnach ausgestreckt und vor zwei Jahren schon ein Grundstück zum Zweck der Besetzung des Keyagalandes erworben. Bis Tinto waren wir gekommen, nun kannten wir die Bedeutung der Gebiete und die Notwendigkeit einer schleunigen und plötzlichen Besetzung mit etwa einem Dutzend Lehrer. Nun gab es kein Rückwärts mehr." Das ganze Gebiet des Großflusses auf der Kameruner Seite wurde von den beiden durchzogen. Begeistert berichteten sie von den zahlreichen, bevölkerten Dörfern und ihrer Bereitschaft, Lehrer aufzunehmen, und die notwendige Sicherung dieses Zugangs zum Graslande betonten sie stark. Da der Bezirksleiter in Ossidinge sich freundlich zur Sache stellte und für jeden Lehrer 100 Schüler garantierte, wurden alsbald elf Dörfer mit je einem Lehrer besetzt.

Es ging durch allerhand Schwierigkeiten. Das Werk schien in seinen ersten Anfängen verderben zu müssen. Die Lehrer, 200—250 Kilometer vom Missionar in Bombe entfernt, hatten Auftrag, unter sich in Ossidinge getreulich Konferenz zu halten, zur gegenseitigen Stärkung. Sie handelten nicht nach dieser Aufforderung und vernachlässigten zum Teil ihre Pflicht unverantwortlich, einer fiel in schwere Sünden, einer der Besten erlag den Pocken: es drohte eine allgemeine Lehrerkatastrophe. Und um die Schwierigkeiten vollends groß zu machen: sobald die vom Rio del Rey und Ikassa vordringenden Katholiken vernahmen, daß die Basler ihnen in jenen Gegenden zuvorgekommen seien, entsandten sie zwei Patres, welche sie bereisten und die noch nicht besetzten Dörfer für die katholische Mission mit Beschlag belegten.

Aber einige der Lehrer hatten sich gehalten. Als Spellenberg im November 1911 das Land besuchte, fand er, daß die Lage nicht trostlos war. Mancher hatte in der kurzen Frist Staunenswertes geleistet, mit Hilfe einer willigen Bevölkerung. Er traf große, einladende Schulhöfe von 40 bis 60 m², auf drei Seiten mit Schulhäusern und Zäunen eingeschlossen, mit größter Sorgfalt aus Lehm aufgeführt, und von kleinen Malkünstlern mit allen möglichen Figuren aus Tier- und Pflanzenreich verzierte Schulbauten, und darin, was die Hauptsache war, eine mächtige Schülerzahl, 100—150, dazu alles voll frischer Regsamkeit. Als der Missionar im Mondschein die Leute zur Straßenpredigt rief, konnte er schon die Schüler statt der Glocken benutzen, bereits sangen sie christliche Lieder in Duala, Keyaga und deutscher Sprache. Auch im übrigen war in der halbjährigen Arbeitszeit über Erwarten viel geleistet worden. Es war namentlich erfreulich, daß die treuen Lehrer zum Teil schon 20

bis 30 Bibelsprüche in die Keyagasprache übersetzt und den Schülern beigebracht hatten. Sie beteten schon das Unservater in ihrer Landessprache, die die Lehrer erst hatten lernen müssen.

Es kam an den Tag, daß die Katholiken versucht hatten, gerade durch das von den Basler Lehrern besetzte Gebiet eine Etappenlinie vom Rio del Rey bis ins Grasland zu ziehen. Der deutsche Bezirksleiter war loyal genug, das zeitliche Vorrecht der Basler anzuerkennen, Nordkeyaga und Banyang als ihre Interessensphäre zu bezeichnen und den Katholiken eine andere Linie anzuraten. Durch die rasche Tat der beiden Missionare war für die evangelische Mission ausgedehntes Neuland und viel Volk gerettet.

Das neue Gebiet bedurfte europäischer Leitung an Ort und Stelle. Stolz traf mit seiner Frau im Juli 1912 in Ossidinge ein. Er fand äußerst schwierige Sprachverhältnisse wegen der vorhandenen Zersplitterung. Keyaga und Banyanga, voneinander stark verschieden, mußten gelernt werden. Das Banyang wurde im Osten wieder ganz anders gesprochen als im Westen. Im Anfang kam es vor, daß in einer Elementarschule vier Sprachen gesprochen wurden: Deutsch, Kruengliſch, Keyaga und Duala; zunächst mußte dieses, das die Schüler wegen des wachsenden Verkehrs mit der Küste gern lernten, Hilfe leisten, ehe die ortsübliche Sprache vom Missionar aufgenommen war. Die Heidenpredigt war solange natürlich erschwert, das Hauptgewicht mußte auf die Schularbeit entfallen. Es handelte sich hier um Stämme, die noch tief im schrecklichsten Heidentum versunken waren. Die Losangovereine, die unter den Küstenstämmen im Verschwinden begriffen waren, bildeten hier noch eine Hochburg des Heidentums, und Zauberei und Hexerei waren allmächtig. Ein Mann, der im Besitze des großen Jsango Asunka war, tötete in dessen Namen seine eigene Mutter, als sie vom Felde heimkam, weil der Jsango sie ihm als eine Hexe bezeichnet hätte. Aus ihrem Schädel nahm er einen Knochen, durch den er, wie er behauptete, sehr reich würde, und solch ein Mann machte sich einen großen Namen. In einem Gebiet, unfern der englischen Grenze, konnten innerhalb eines Jahres mindestens 200 Giftmordfälle festgestellt werden. „Es macht oft den Eindruck, als ob ein dumpfer Fluch auf diesem sonnigen Lande laste. Natur und Klima, Tiere und Menschen, alles hilft, wie unter einem Zauber gebannt, oft zusammen, und der Mensch kennt nur einen Ausweg: Tod und Mord und wieder Tod. Mit unerbittlicher Grausamkeit, alles Leben und Glück des Nächsten unter den Füßen zertretend, schreitet dort der Mensch über Menschen und Leichen hinweg, um Leben und Glück zu erlangen. O armes, armes Land, das nach Leben ringt durch Mord und Tod! Von solchem Treiben ist das ganze Land erfüllt."

Dieser Finsternis konnte einzig Abbruch getan werden durch systematische, christliche Erziehung des heranwachsenden Geschlechts. Der Missionar verlegte seinen Wohnsitz von Ossidinge, in dessen unmittelbarer Nähe die Katholiken eine Station gründeten, nach dem zweieinhalb Stunden entfernten Besongowang, wo die Regierung der Mission 57 Hektar Acker und Waldland in Pacht gab. Hier stand Stolz, dem im Herbst 1913 ein junger Bruder zu Hilfe kam, zehn Tagereisen von Bombe entfernt, im Innern und erhielt monatlich dreimal oder öfter seine Postsendungen, während er 1897, als er die Station Bombe gründete, monatlich nur einmal Gelegenheit hatte, Briefe zu empfangen und abzusenden. Dies waren Segnungen der Kultur, für welche die Mission der deutschen Regierung aufrichtig Dank wußte.

Vom Nordwesten der Kolonie wende sich der Blick nochmals nach dem Südosten. Die Station Edea am Sanaga lag, wie sich herausstellte, nicht im Mittelpunkt, sondern an der nordwestlichen Grenze ihres Arbeitsgebietes. Je mehr die Missionare nach dem Osten vorrückten, desto dringender wurde das Bedürfnis nach einem neuen Missionszentrum zu wirksamer Bearbeitung eines Landes, das trotz katholischer Arbeit immer größere Fernen auftat. Beim Häuptling Mangele in Ndogbea fand Lauffer freundlichen Eingang. Von seinem hochgelegenen, anscheinend verhältnismäßig gesunden Dorfe war eine Reihe von Ortschaften, die von diesem Manne abhingen, leicht zu erreichen. Lauffer ließ sich zunächst provisorisch hier nieder, um die östlichen Basastämme nachdrücklicher zu bearbeiten. Mangeles Dorf kam an die im Bau begriffene Bahn zu liegen und gewann dadurch an Bedeutung. Dieser neugewonnene Stützpunkt wurde auch dadurch wichtig, daß durch ihn die Verbindung mit den amerikanischen Presbyterianern im Süden Kameruns hergestellt wurde. Bisher berührten sich die beiderseitigen Gebiete in keinem Punkt; nun aber konnten die Vorposten Fühlung nehmen, indem die Amerikaner von Lolodorf aus sich so nahe an das Basaland herangearbeitet hatten, daß ihre Vorposten nunmehr nur wenige Stunden von Ndogbea entfernt standen. Dieses wurde 1913 zur Hauptstation. Das Heidentum erhielt in diesem Jahre schon einen kräftigen Stoß. Der Oberhäuptling hielt in seinem Hofe eine große Versammlung ab; dabei führten die Männer vor etwa 1000 Frauen ihre religiösen Zeremonien auf, von denen die Weiber bisher nie etwas hatten erfahren dürfen; Menschenschädel kamen zum Vorschein, in denen mit noch nicht verwesten Menschenknochen Gifte bereitet wurden — dann warf man alles auf einen Haufen und ließ es zur Beute der Flammen werden. 80 Taufbewerber standen im Unterricht: 40 Frauen, 15 Männer und 25 Schüler. Die Zahl dieser

betrug 480 (Anfang 1914). Es war ein erhebender Gedanke, daß nun von der englischen Grenze im Nordwesten über Besongowang-Bombe, Nyasoso-Ndunge, Mangamba, Bonaberi-Duala, Sakbayeme-Edea die evangelische Mission sich soweit nach Südosten ausgedehnt hatte, bis sie in Ndogbea den Anschluß gewonnen hatte an die Presbyterianerstationen von Südkamerun. Die Gründung einer Hauptstation an dieser Südostecke der Arbeit war eine Aufgabe der nächsten Zukunft.

Durch den Kongo-Marokkovertrag vom 4. November 1911 wurde die deutsche Kolonie Kamerun um rund 300 000 Quadratkilometer mit 1¼ Millionen Einwohnern (Neukamerun) vergrößert. Der Basler Mission fehlte es zur Arbeit in diesem Gebiete nicht an Freudigkeit, wohl aber an den erforderlichen Kräften. Durch ihre schon übernommene Aufgabe vollauf beansprucht, begrüßte sie den Entschluß der Goßnerschen Mission in Berlin, im östlichen Kamerun einzustehen. Die neue Mitarbeiterin erkor sich das Stromgebiet des Sanga, wo die kraftvollen und verhältnismäßig zahlreichen, aber noch wenig bekannten Stämme der Baya hausen, und richtete ihr Augenmerk weiter nach Osten zu den Bewohnern des Ubungizipfels. Auch in diesen Regionen Kameruns drohte bereits die mohammedanische Gefahr. Die Goßnersche Mission wollte ihr Arbeitsgebiet jenseits der Basler, der deutschen Baptisten und der amerikanischen Presbyterianer wählen, jedoch so, daß sie mit ihnen Fühlung hatte. Ihre ersten Missionare landeten Anfang 1914 in Kamerun; ihre erste Einführung sollte ihnen auf Presbyterianerstationen zuteil werden, der Bau ihrer ersten Station im östlichen Jaundegebiet mit Hilfe eines Basler Missionars war auf den Herbst 1914 geplant.[81])

5. Kapitel.

Mission, Volk und Regierung.

Die Verhältnisse am Kamerunberge, wo die Mission mit ihrem Seminar in Buea saß, stellten sie vor ein schwieriges Problem und nötigten sie, für die Rechte der Eingebornen vor der Regierung einzutreten.[82]) Die Verordnung vom Juni 1896, das Kronland betreffend, auf welcher die nachfolgenden Landkonzessionen beruhten, und besonders die Ausführungsbestimmungen des Reichskanzlers vom Oktober desselben Jahres suchten in weitgehendem Maße den Besitz und die Rechte der Eingebornen zu schützen und zu wahren; als Kronland wurde darin nur solches Land bezeichnet, an das weder Privat-

personen noch Gemeindeverbände Ansprüche hatten. Wäre nach diesen Verordnungen der heimatlichen Regierung draußen gehandelt worden, so wäre manches Unheil verhütet und der Mission und ihren Schützlingen viel Kummer erspart worden.

Leider setzte am Kamerunberg eine wirtschaftliche Entwicklung ein, die verhängnisvoll hätte werden können. Die Regierung erklärte nämlich fast alles Land für Kronland, worüber die Eingebornen nicht mehr zu verfügen hatten. Weite Strecken, bis zu 10 000 Hektar und darüber, wurden um äußerst geringen Preis an die neugegründeten Pflanzungsgesellschaften verkauft. Diese begannen das Land mit großer Energie nutzbar zu machen, ohne dabei die Bedürfnisse der Eingebornen genügend zu wahren. Eine Vermessung des Landes wurde erst nach seiner Überweisung an die neuen Besitzer vorgenommen und dabei aus unerklärlichen Gründen eine ganze Reihe Dörfer übergangen. Unter diesen befanden sich ansehnliche Dorfschaften. Die Pflanzungsgesellschaft schritt nun, um in den Besitz ihres Bodens zu gelangen, zur Aufhebung dieser Siedelungen, indem sie verlangte, daß sie bis zu einem bestimmten Termin geräumt würden. Im Archiv der Missionsstation Buea liegt die Kopie einer Zuschrift des Leiters einer Pflanzung an die Mission: „Wir machen Sie darauf aufmerksam, daß die Ortschaft Muea unser Gebiet bis zum 3. August dieses Jahres zu räumen hat, und ersuchen Sie, Ihre Schule gleichfalls bis dahin zu entfernen" (dat. 30. Juni 1901). Der Mission sollte einleuchtend gemacht werden, daß eine zwangsweise Konzentrierung der Eingebornen nicht nur den Pflanzungen ein abgerundetes, einheitliches Areal sichern, sondern auch der Mission Vorteil bieten würde, indem sie fortan ihre Tätigkeit nicht mehr über eine Reihe zerstreuter, unbedeutender Ortschaften auszudehnen brauchte. Ja, es war die Rede davon, die betreffende Bevölkerung teils um die Basler Mission, teils um „Engelberg", die Station der Pallottiner, anzusiedeln.

Diese hübschen Gedankengänge konnten nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß dabei das Interesse der Pflanzungsgesellschaften jedem andern übergeordnet wurde. Beim widerspenstigen Charakter der Bakwiri war vorauszusehen, daß sie sich für ihre heimatlichen Dörfer wehren würden, und dann standen Strafexpeditionen mit all ihrem Unheil und mit Zersprengung der Bevölkerung in düsterer Aussicht. Die Leute konnten ein Recht der Regierung, sie, die einheimischen Landesbewohner, um der Fremden, der Neulinge, und ihrer Plantagen willen aus ihren Dörfern zu vertreiben, nicht einsehen. Die Erbitterung kehrte sich anfangs auch gegen die Mission: „sie sei zuerst gekommen, dann die Regierung, dann die Pflanzer", oder gar: „sie habe die andern gerufen"; das fast gleichzeitige Auftreten von Mission, Regierung und

Plantagenwirtschaft am Kamerunberge nahm für unklares Denken die Form eines ursächlichen Zusammenhangs an. Die Unsicherheit der Lage lähmte die Missionsarbeit; denn weil die Wohnsitze unsicher waren, fehlte ihr der zuverlässige Grund.

Gleichwohl gelangte das Volk, das sich in seiner Existenz bedroht sah und der nötigsten Lebensbedingungen beraubt fühlte, mit der Bitte um Hilfe an die Mission. Da sie in Kamerun nicht das gewünschte Gehör fand, wandte sie sich an die heimatliche Regierung. Diese ordnete eine Untersuchung an und veranlaßte die Beseitigung unleugbarer Mißstände. Kraft der Kronlandsverordnung wurde betont, die betreffenden Dörfer dürften keineswegs ihres Landes deshalb verlustig gehen, weil ihnen durch ein Versehen bei der Vermessung kein Boden zugeteilt worden sei. Dadurch kam einige Klarheit in die verworrenen Landverhältnisse. Anfang 1902 wurde, ebenfalls auf Veranlassung des Kolonialamtes, eine „Landkommission" eingesetzt, welche den Einheimischen das für sie erforderliche Land zuzuteilen hatte. Die Mission als Eingebornenpfleger erhielt dabei beratende, später beschließende Stimme. Da die Pflanzungsgesellschaft es als ihre Sache ansah, nach ihrem Belieben und Interesse das Land für die Eingebornenreservate abzugeben oder nicht, blieb der Mission wiederum nichts übrig, als an höchster Stelle Hilfe zu suchen, und sie erhielt die Versicherung, daß nach genauen Prüfungen vorhandenen Übelständen abgeholfen würde. Im Jahre 1903 nahm ein Bevollmächtigter die Angelegenheit kräftig in die Hand. Er erkannte sofort, daß die Verhältnisse überaus mißlich und korrekturbedürftig waren, und das Ergebnis gründlicher Untersuchungen in den sechs Dörfern war, daß den Eingebornen zu den ihnen früher zuerkannten 213 Hektar noch 270 bis 290 weitere zugebilligt wurden, welche die Pflanzungsgesellschaft zu ihren Gunsten abzutreten hatte.

Es war ein beschwerlicher Kampf, den die Mission jahrelang für die einfachen Existenzrechte der Eingebornen zu führen hatte. Er zeitigte schönen Erfolg. Ohne dieses ihr selbstloses Eintreten für höhere Menschenrechte gegen ökonomisches Interesse wäre ein Aufstand und Verzweiflungskampf der Bakwiri mit Schaden auch für die Pflanzungen und unberechenbaren Folgen sicher gewesen. Und die Stimmung der Leute veränderte sich nun merklich. Von Hause aus finster und mißtrauisch und von jeher schwer zugänglich für das Evangelium, merkten sie jetzt, daß die Mission es treu mit ihnen meinte; als unter ihnen bekannt wurde, wem sie im Grunde die Wahrung ihres Eigentumsrechts zu verdanken hatten, wandte sich das Blatt: nun kamen Bitten um Hilfe, Häuptlinge mit dem Gesuch um Lehrer von allen Seiten. Vertrauen kehrte ein, die Gemeindlein nahmen in erfreulicher Weise zu.

Trägheit und Selbstsucht, die Kardinalfehler der Bakwiri, machten in ihrem Schoße allerdings viel zu schaffen; aber an manchem Herzen wurde die Arbeit des Geistes Gottes offenbar. Dem einen und andern wurde es mit der Scheidung vom Heidentum ein rechter Ernst, und etliche fingen sogar an, an der Mission tätigen Anteil zu nehmen, so z. B. ein Fischer, der sich jeweilen am Samstagabend den Sonntagstext vom Lehrer erklären ließ und dann im Nachbardorf packend darüber predigte. Die Mission überschritt bereits das Gebiet der Bakwiri. Die Station Buea hatte Anfang 1914 in ihrer Pflege: 16 Außenstationen, 656 Gemeindeglieder, 1111 Schüler.

Die Bemühungen der Mission um Schutz für die berechtigten Landansprüche der Eingebornen kamen nicht nur den Leuten am Kamerunberg zugute. Es wurde Sorge getragen, daß ähnliche Vorkommnisse anderswo vermieden wurden. Bei Veräußerung von Kronland sollten, so wurde bestimmt, schon vor dem Verkauf die Bedürfnisse und Rechte der Eingebornen gesichert werden. Als Mindestmaß wurden nicht wie früher nur zwei, sondern sechs Hektar für die Hütte festgesetzt.[83])

Die Vertreter der Mission sahen mit dankbarer Freude Grundsätze in der Kolonie zur Geltung kommen, die der einheimischen Bevölkerung und ihrem Wohle Rechnung trugen. Lutz, ihr Präses in Kamerun, klagte wohl in einem Vortrag, den er am 3. Dezember 1906 in Stuttgart hielt, beim Rückblick auf bisherige Verhältnisse: „Die großen Landgesellschaften haben bisher mit wenig Ausnahmen an der allgemeinen wirtschaftlichen Erschließung und Hebung der Kolonie nicht in der Weise mitgearbeitet, wie es mit Rücksicht auf ihre weitgehenden Konzessionen von ihnen hätte erwartet werden können. Es ist bei diesen Unternehmungen in erster Linie auf Spekulation abgesehen. Es fand eine einseitige Ausbeutung des Landes statt, ohne genügende Rücksicht auf das dauernde Wohl der Bewohner und mit möglichster Abwälzung der Hauptlasten auf den Staat. Welch erfreuliches Bild bietet die Goldküste, die keinen Großbetrieb kennt! Sie weist mit ihren zahlreichen Eingebornen-Kulturen eine sehr starke Ausfuhr von Produkten auf." — Aber derselbe Zeuge durfte zuversichtlich eine sich anbahnende bessere Zeit verkündigen; er konstatierte die erfreuliche Tatsache, daß der bisherige stellvertretende Gouverneur sein Hauptaugenmerk auf die Hebung und Erziehung der eingebornen Bevölkerung gerichtet habe, insbesondere ihre Anleitung zu rationeller Landwirtschaft. Bereits war im Etat für 1907 eine Summe ausgesetzt für die Anstellung landwirtschaftlicher Wanderlehrer. „Damit ist die Lösung einer überaus brennenden Frage, einer hochwichtigen Aufgabe in Angriff genommen: die Erziehung des Volkes zu freier Arbeit, auf eigenem Grund und Boden, zu einem tüchtigen, einheimischen

Bauernstande. Wir hegen die Hoffnung, daß auch unsere Eingebornen in Kamerun dahin gebracht werden, in gebührender Weise an der wirtschaftlichen Hebung des Landes mitzuhelfen, und daß es bei ihnen zu kleineren, selbständigen landwirtschaftlichen Unternehmungen kommt. Nur so wird Kamerun, das nicht mit Unrecht als die hoffnungsvollste unserer Kolonien bezeichnet wird, die Erwartungen und Hoffnungen unseres Volkes erfüllen."

Alsbald richtete der stellvertretende Gouverneur an die Mission die Bitte um tatkräftige Mitwirkung zur Erreichung dieses von ihm angestrebten Ziels. Dies entsprach ganz und gar ihren eigenen Bestrebungen und fand daher bei ihr ein offenes Ohr. Durch sie selbst war ja schon manches in dieser Richtung geschehen, besonders durch Anlegung von Versuchs- und Musterplantagen in Verbindung mit den Schulanstalten, ferner durch Errichtung ihrer Industrie-Lehrwerkstätte, und es war für sie eine brennende Frage, wie das äußere Leben ihrer Christen durch regelmäßige Arbeit in geordnete Bahnen gelenkt werden könnte. Der Arbeitsdienst der Mittelschüler war zu einem wichtigen Zweig des Missionswerks ausgebildet. Er sollte nicht bloß das völlig unzureichende Schulgeld von 4 Mark jährlich einigermaßen ergänzen, sondern vor allem die jungen Leute zur Arbeit erziehen. Unter Aufsicht des Lehrers wurden täglich zwei bis drei Stunden diesem wichtigen Dienst gewidmet. In Bonaberi flochten die Schüler Matten, die bei Eingebornen und Europäern guten Absatz fanden; einige arbeiteten in der mit der Mittelschule verbundenen Buchbinderei. In Buea bebauten sie ausgedehnte Makabofelder, die zu ihrem Unterhalt wesentlich beitrugen. In Lobetal bestand seit manchem Jahr eine Kakaofarm, die durch Gummi- und Ölpalmenkultur erweitert wurde; eine kleine Schreinerei und Ziegelbrennerei diente hauptsächlich den Bedürfnissen der Station. In Mangamba waren die Schüler mit Buschlichten und Ölpalmenkultur beschäftigt. In Bali nahm ein größeres Grundstück außerhalb der Stadt die Arbeitskraft der Mittelschüler in Anspruch, die hier die für ihren Unterhalt nötigen Nahrungsmittel selbst pflanzten.[84])

An Handwerkern fehlte es nicht. Die richtige Lösung der Arbeitsfrage mußte in der Landwirtschaft gesucht werden, in der Erziehung eines freien, selbständigen und arbeitswilligen Bauernstandes innerhalb der Christengemeinde. Kakao, Baumwolle, Gummi, Kola, Mais und dergleichen kamen in Betracht. Auf Versuche, die von der Station Sakbayeme in dieser Hinsicht angestellt wurden, ist im Zusammenhang ihrer Geschichte hingewiesen worden. Der Präses legte in einem Rundschreiben den Stationen in Kamerun ans Herz, diese Bestrebungen der Regierung nach Kräften zu unterstützen, nicht nur im allgemeinen In-

teresse der Kolonie, sondern auch zur Befestigung der Gemeinden und ihres christlichen Lebens. Die Mitarbeit der Mission konnte vor allem in der Unterweisung bestehen über den Segen und Gewinn der Arbeit, zur Überwindung des Vorurteils, daß Hand- und Feldarbeit mit Hacke und Buschmesser Sklavenwerk sei, ferner in der Anleitung zu Anlage und Pflege passender Kulturen, in der Verteilung von Saatgut an geeignete Eingeborne und endlich in der Sorge für günstigen Absatz der Produkte. Die Anlage von Plantagen der Gemeinden, deren Ertrag ihrer Kasse zugute kommen sollte, wurde nach dem Vorbild der Goldküste angestrebt.[85]) Die allgemeine Brüderkonferenz 1908 wies in dieser Richtung den Weg; sie forderte die Missionare auf, den Gemeinden bei diesem Vorgehen jede mögliche Hilfe zu leisten, und die Missionshandlung wollte den Plantagenbau durch die Gemeinden und die eingebornen Christen dadurch fördern, daß sie ihre Produkte abkaufte.

Für die Mission war Dernburgs Wirksamkeit von höchster Bedeutung. Er war der erste Staatssekretär des neugegründeten Reichskolonialamtes, der als solcher vom September 1906 bis Juni 1910 wirkte. Die Leitung der deutschen Kolonialpolitik war den Missionen von Anfang an freundlich gewesen. Die Basler hatte ihr Entgegenkommen stets erfahren. Unter Dernburg aber hatte die Mission „besonders gute Tage", da er sich mit ihr in wichtigen Fragen vielfach berührte, vor allem in der Wertschätzung der Eingebornen, die für ihn als Menschen in Betracht kamen. Alsbald nach Übernahme seines Amtes studierte er die einschlägigen Fragen in Afrika an Ort und Stelle, und er kehrte heim mit der öffentlich ausgesprochenen Überzeugung, die Verwaltung müsse die Rechte der Eingebornen unbedingt schützen und diese als das kostbarste Gut der Kolonien ansehen. Solche Sprache berührte um so wohltuender, nachdem von anderer Seite der Grundsatz der rohen Gewalt und ihres Rechts gegenüber der niedrigen Negerrasse oft genug unverhohlen ausgesprochen und brutal betätigt worden war. Dernburg verlangte, den Eingebornen sei die Möglichkeit wirtschaftlicher Entwicklung zu geben. Dieser sein Standpunkt deckte sich tatsächlich mit dem der Mission; Hebung der Eingebornen lag beiden Teilen am Herzen. Darum war es auch Dernburg, der den Klagen der Mission über die Schädlichkeit des Branntweinhandels — zuvor war sie wegen ihrer Beschwerden öfter der unpraktischen Schwärmerei bezichtigt worden — ihr völliges Recht zuerkannte und den Bedenken der Mission durchaus zustimmte. Die missionarische Erfahrung wußte dieser erste Kolonialsekretär voll einzuschätzen. Daß der Missionar, der Beamte, der Kaufmann, daß alle Vertreter der europäischen Kultur, jeder in seinem Stande, zur allseitigen Hebung der Eingebornen beizutragen verpflichtet seien, dieses hohe Bewußtsein hat Dernburg zur Anerkennung zu brin-

gen gesucht. Er sprach diese Grundsätze aus, und seitdem reden sie für sich selbst durch das ihnen innewohnende, unleugbare Recht.[86])

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß der Mission fortan die Aufgabe, zwischen Volk und Regierung vermittelnd aufzutreten, erspart geblieben wäre. Für die eilige Erschließung des Landes durch Straßen- und Bahnbauten waren Tausende von Arbeitern erforderlich; ebenso bedurften die großen Pflanzungen, um das ihnen zugewiesene Gebiet auszunützen, zahlloser Hände. Da sich nur eine verhältnismäßig kleine Zahl freiwillig stellte, ging es ohne Zwang nicht ab, und dabei geschahen, aus Mangel an Aufsicht übenden europäischen Beamten, durch die schwarzen Soldaten und Stationsboten böse Ausschreitungen. Eine Mißstimmung verbreitete sich in weiten Kreisen der einheimischen Bevölkerung. Die Missionsleitung hatte Gelegenheit und die Pflicht, zu einer befriedigenden Lösung der hochwichtigen Arbeiterfrage im Interesse der Eingebornen und der Regierung beizutragen, indem sie bei dieser vorstellig wurde, und es war Raum zur Hoffnung vorhanden, daß gangbare Wege sich finden ließen.

Im Jahre 1913 geriet die Mission durch die Vorgänge in Duala, die mit der Entfernung der Eingebornen aus diesem Hafenplatz verbunden waren, in eine mißliche Lage, indem sie das Recht auf beiden Seiten sah. Das Komitee berichtete über diese Angelegenheit im Jahresbericht 1914 in folgender Weise:

„Duala hat ein überaus bewegtes Jahr hinter sich, das bewegteste seit der deutschen Besitzergreifung. Der Ort ist vielleicht der günstigste Hafenplatz an der westafrikanischen Küste. Die Regierung will darum den Hafen ausbauen und die Stadt zum Handelszentrum für die Kolonie und wichtigsten Stützpunkte ihrer Herrschaft an der westafrikanischen Küste machen. Dazu ist vor allem eine gründliche Sanierung der Stadt nötig, und da die moderne Tropenhygiene die Trennung von Eingebornen- und Europäeransiedelungen erfordert, weil Malaria und Gelbfieber vielfach von Eingebornen auf die Europäer übertragen werden, ist beschlossen worden, diese Scheidung in Duala durchzuführen, die sämtlichen Duala vom Flußufer hinweg etwas weiter ins Innere zu verlegen und dort in besondern Eingeborenendörfern neu anzusiedeln. Dieser Plan löste nun aber bei den Duala einen Sturm der Entrüstung aus; sie beriefen sich u. a. darauf, daß ihnen durch einen Vertrag im Jahre 1885 zugesichert worden sei, sie würden nie aus ihren Wohnsitzen verdrängt werden, und versuchten alles, um die Sache zu hintertreiben. Große Hoffnungen setzten sie dabei auf die Intervention der Mission; denn sie glaubten nicht anders, als daß die Regierung die Enteignung nicht durchführen könne, wenn die Missionare dagegen protestierten; als es dann trotzdem Ernst damit wurde, wandte sich ihre Erbitterung zugleich gegen diese, da sie sich von ihnen im Stich gelassen glaubten. Unsere Stellung war keine leichte. Einerseits glaubten wir, eine teilweise Enteignung liege gleichermaßen im Interesse von Schwarzen und Weißen; selbst einsichtigere Duala sind dieser Meinung. Andererseits aber halten wir eine Ausdehnung der Enteignung auf den ganzen Stamm nicht für nötig; auch hat

uns die Frage zu schaffen gemacht, inwieweit sie sich mit den Zusagen jenes Vertrages vereinigen lasse. Zudem gab die Art und Weise, wie die Enteignung durchgeführt wurde, Anlaß zu berechtigter Kritik, wenn auch zuzugeben ist, daß die Eingebornen durch ihre Starrköpfigkeit sich selbst geschadet haben. Es lag uns daran, in dieser schwierigen Lage mit aller Offenheit vorzugehen. Der Präses unserer Mission ist im Interesse der Eingebornen verschiedentlich bei der Regierung vorstellig geworden. Andererseits aber hielten wir es für unsere Pflicht, immer wieder beruhigend auf die Leute einzuwirken, indem wir sie an die Mahnung des Apostels erinnerten: „Seid untertan aller menschlichen Obrigkeit um des Herrn willen." Eine unselige Verschärfung des Konfliktes brachte der Fall des Oberhäuptlings Duala Manga, der angeklagt ist, den König von Bamum zum Abfall von der deutschen Herrschaft aufgefordert zu haben. Der Reichstag hat mit unter dem Eindruck dieser Nachricht die volle Durchführung der Enteignung, die auf seine Veranlassung hin vorübergehend sistiert worden war, gutgeheißen. So werden die Dinge nun ihren Lauf nehmen; das Ende aber ist noch nicht abzusehen. Eines freilich ist leider gewiß: unsere Arbeit wird durch die Enteignung empfindlich geschädigt werden. Wenn die Eingebornen wirklich in die Neusiedelungen gehen, werden wir dort eine oder zwei neue Stationen bauen müssen; denn von den alten aus können wir der Entfernung wegen nicht Mission unter ihnen treiben; nun hat es aber den Anschein, daß die Leute sich nicht auf den ihnen von der Regierung zugewiesenen Plätzen niederlassen wollen, sondern lieber in den Busch ziehen; damit ist die Gefahr gegeben, daß unsere in jahrzehntelanger Arbeit mühsam gesammelten Gemeinden zersprengt werden.

Es ist schon angedeutet worden, daß die Enteignungsangelegenheit hemmend auch auf die Missionsarbeit einwirkte. Die Stimmung der Eingebornen gegen die Missionare war eine Zeit lang recht erregt. Einer schlug einmal vor, die Duala möchten, wenn der Europäer in der Predigt wieder die Anrede Bonate (= Brüder) gebrauche, den Gottesdienst verlassen, da es ihm doch nicht ernst damit sei; dieser Vorschlag fand großen Anklang, und Pfarrer Modi konnte nur mit Mühe verhindern, daß er nicht zum Beschluß erhoben wurde. Bei der Weihnachtsfeier in Bonaduma fanden unangenehme Störungen statt; da kommen die Europäer, sagten die jungen Burschen, verkündigen „Friede auf Erden" und nehmen uns gleichzeitig unser Eigentum weg. Indessen hat sich die Stimmung glücklicherweise nach den neuesten Berichten etwas gebessert; die Leute beginnen einzusehen, daß die Mission sich redlich bemüht hat, zu ihren Gunsten zu wirken, soweit die Verhältnisse das zuließen." — Leider ging es nicht ohne die Hinrichtung jenes Häuptlings ab.

---

6. Kapitel.

Missionsschule und Regierung.

Über das Verhältnis zwischen Kolonialleitung und Missionsschule fanden wichtige Verhandlungen statt. Als das Deutsche Reich Togo von den Engländern übernahm, fand es hier eine Vorliebe für die englische Sprache vor. Da dies nicht in seinem Interesse lag,

verlangte es die Pflege des Deutschen statt des Englischen. Nun wurden aber Forderungen in betreff der Pflege des Deutschen durch die Schulen der Kolonie aufgestellt, die vom Missionsstandpunkte aus als übertrieben beurteilt werden mußten und Bedenken erregten. Der Ausschuß der deutschen Missionen erhob in einer Eingabe an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, Dezember 1904, einige grundsätzliche Forderungen, vor allem: „daß auf die Missionsschule ein Zwang oder Druck bezüglich der Einführung des Deutschen nicht ausgeübt werden möchte und jeder Unterricht im Deutschen eine elementare Ausbildung in der Landessprache voraussetzen müsse, und daß er deswegen in der Regel nicht vor dem vierten, keinesfalls aber vor dem dritten Schuljahr beginnen dürfe." Die Kolonialverwaltung sprach sich demgemäß am 3. Oktober 1905 dahin aus, daß in der Regel die nächste Aufgabe des Unterrichts der Eingebornen in einer elementaren Bildung in der Landessprache zu bestehen habe; erst damit werde die Vorbedingung für einen erfolgreichen Unterricht im Deutschen geschaffen. Diese Grundlage konnte von der Mission angenommen werden.

In Kamerun fand die deutsche Regierung Ähnliches vor. Auch hier hatte englischer Einfluß gewaltet und englische Sprache oder doch das Pigeon-english Geltung. Als sich die deutsche Herrschaft in Kamerun befestigte, machte sich das gleiche Interesse geltend: mit Hilfe des Schulwesens deutsche Sprache zu pflegen. Am 25. April 1910 wurde nach eingehenden Beratungen mit den Missionaren eine „Schulordnung für Kamerun" erlassen. Sie bestimmte in § 2: „In Eingebornenschulen ist als Unterrichtssprache und als Gegenstand des Sprachunterrichts neben der am Schulort herrschenden Eingebornensprache keine andere lebende Sprache zugelassen als die deutsche. An Stelle der am Schulort herrschenden Eingebornensprache kann mit Genehmigung des Gouverneurs eine verwandte Sprache treten." Nach Bedarf sollten in jedem Bezirk Prüfungskommissionen gebildet werden, die jährliche Examina vorzunehmen und nach ihrem Ergebnis dem Gouverneur die staatliche Schulsubvention vorzuschlagen hatten. Die Basler Mission meldete zunächst ihre höhern Schulen und die Knabenanstalten, ausgenommen das Seminar, zur Prüfung an, und es zeigte sich gleich bei der ersten, daß sie „punkto Schulwesen den andern Missionen wenigstens qualitativ überlegen ist." [87]) Mit Einführung eines gemäßigten Schulzwanges wurde ein Versuch angestellt in der Weise, daß zwar der Vater freie Hand hatte, sein Kind für den Schulbesuch anzumelden, daß jedoch ordnungsgemäß angemeldete Schüler die Schule bis zum Ablauf der festgesetzten Ausbildungszeit zu besuchen verpflichtet wurden. Verließ er vor dieser Frist die Schule, so hatte die Familie die Unterrichtskosten zu ersetzen und außerdem Strafe zu tragen.

Die Zeit seit Erlaß dieser Schulordnung war zu kurz, als daß ihre Wirkungen in jeder Beziehung genau beurteilt werden konnten. Am ehesten schien sich der auf den Schulbesuch ausgeübte Druck bewährt zu haben. In sprachlicher Beziehung dagegen traten Härten und Unordnung auf, die zu eingehenden Verhandlungen zwischen Mission und Kolonialregierung führen mußten. Es kam zu einem Konflikt zwischen Gouvernement und Mission über den Gebrauch der deutschen und der Eingebornensprache in der Schule, so daß die Missionsleitung geradezu um die Möglichkeit einer christlichen Volksschulbildung bekümmert wurde und auch in dieser Hinsicht für die höhern Rechte der Eingebornen zu kämpfen hatte.

Im Küstengebiet, dessen Verhältnisse zuerst ins Auge zu fassen sind, war, wesentlich durch den Einfluß der Mission, das Duala weit über das Gebiet des Dualastammes verbreitet worden; es schien die Einheitssprache für das Küstengebiet werden zu wollen. Nun trat der angeführte § 2 in Kraft, der neben der am Schulort herrschenden Eingebornensprache als zweite lebende Sprache nur die deutsche im Schulunterricht zuließ. Er galt ohne Zweifel den Verhältnissen an der Küste und entsprach dem Wunsch der Regierung, aus handelspolitischen oder allgemeinpolitischen Gründen die Herrschaft des Duala einzuschränken. Der Mission war es unmöglich, diesen Paragraphen buchstäblich durchzuführen und jede ortsübliche Sprache zur Schul- und Unterrichtssprache zu erheben. Dadurch wären ihr vermöge der großen Sprachenzersplitterung grenzenlose sprachliche Aufgaben erwachsen; mit ihrem Streben, in der Eingebornensprache zu unterrichten, mußte sie die Tendenz verbinden, gewisse größere Spracheinheiten zu befördern, um überhaupt durchzukommen, eine Literatur zu schaffen, die Gehilfen einheitlich auszubilden und die Gemeinde in einen gewissen kirchlichen Zusammenhang zu bringen; dabei konnte sie immerhin darauf bedacht sein, verwandte Sprachen aufzunehmen, deren Aneignung den Eingebornen nicht zu schwer fiel. Die Verhandlungen mit dem Gouvernement führten für das Küstengebiet zu dem erfreulichen Ergebnis, daß die Regierung den sprachlichen Besitzstand der Missionsschule guthieß: Duala durfte da, wo es schon eingeführt war, auch ferner gebraucht werden. In diesem Bereich war somit die Arbeit der Missionsschule gerettet.

Nun erfolgte die Ausdehnung der Mission ins Grasland, mit den Stationen Bali, Fumban und Bangwa. Sie ging hier ähnlich vor, wie an der Küste. Sie konnte sich auch hier mit ihrer Schularbeit der Sprachenzersplitterung nicht anbequemen, sondern bediente sich des Bali, das sie über Land und Volk der Bali hinaus verbreitete. Auch in Fumban führte sie Bali als Schulsprache ein. Dies geschah unter den Augen der Regierung, ohne daß sie der Mission kundgetan hätte,

§ 2 müsse auch auf das Grasland angewandt werden. Die Sachlage veränderte sich, als die Mission nach der südlich von Bali liegenden Stadt Bangwa sich ausdehnte, ins Gebiet der Regierungsstation Dschang. Dem Missionar, der hier die Arbeit begann, stand als Eingebornensprache nur das Bali zur Verfügung; damit fing er sein Werk an, da er die dort gesprochene Sprache nicht kannte. Darauf erfolgte eine Beschwerde des Stationsvorstehers von Dschang an das Gouvernement, und gegen die Mission im Graslande wurde der schwere Vorwurf der Gesetzesübertretung erhoben. Der Präses erhielt vom Gouverneur Weisung, die Verbreitung des Bali sei nicht länger gestattet; er habe eine Frist anzugeben, bis zu der das Bali durch eine andere Sprache ersetzt sein müsse. Die Missionare des Graslandes und der Präses ersuchten in schriftlicher Eingabe (17. August und 1. Oktober 1912) den Gouverneur, den Gebrauch des Bali auch im südlichen Teile des Graslandes zu gestatten. Er verwies auf seine bevorstehende Reise ins Grasland und die dann erfolgende persönliche Regelung der Sache. Am 12. Dezember 1912 erklärte er sodann in Bamenda dem Senior der Graslandmission, Keller: provisorisch dürfe, außer in der Stadt Bali, in allen Schulen, abgesehen vom Religionsunterricht, der in der ortsüblichen Sprache zu geben sei, im Unterricht nur die deutsche Sprache benutzt werden. Diese Maßregel sollte nur vorläufig und für ein beschränktes Gebiet gelten. Aber auch so war sie für die Mission unannehmbar, und sie vertrug sich auch nicht mit der Erklärung des Kolonialamtes vom Oktober 1905, ja, es trat die deutliche Tendenz hervor, den Unterricht im Deutschen in einer Weise zu befördern, daß nicht nur das ganze Schulwesen der Mission, sondern auch die Entwicklung der Kolonie Schaden leiden mußte. Es blickte z. B. aus Äußerungen des Gouverneurs die Meinung durch, es sei nicht nötig, den Völkern Kameruns die Bibel in der Landessprache zu geben, da ihnen die deutsche Bibel genügen könne. Er sprach seine Befriedigung aus über den Erfolg der katholischen Schule in Dschang, wo mit dem Deutschunterricht ohne vorherige elementare Bildung in der Landessprache begonnen worden war. Wieder blieb der Missionsleitung nur der Appell übrig an die höchste Instanz, das Kolonialamt in Berlin, um womöglich Schutz zu erlangen gegen eine das prinzipielle Wesen der evangelischen Mission treffende Schädigung. Mit sehr ernsten Worten nahm sie in ihrer Eingabe Stellung gegen den Kurs, der in Kamerun aufkommen wollte.

„Wir sind überzeugt, daß eine solide, aber einfache und dem gegenwärtigen Kulturstand des Volkes angepaßte Volkserziehung der Kolonie größere Dienste tut, als eine überstürzte und notwendig oberflächliche Germanisierung mit ihren mitunter raschern, aber oft mehr

scheinbaren als reellen Erfolgen. Unsere Grundsätze bezüglich des Unterrichts im Deutschen sind folgende:

1. In Übereinstimmung mit der Forderung des Kolonialamtes halten wir es für notwendig, daß auch von der Mission durch einen ausgiebigen Unterricht im Deutschen junge Leute für den Regierungsdienst und andere Berufsarten, welche Kenntnis der deutschen Sprache erfordern, herangebildet werden. Demgemäß hat auch die Basler Mission in ihren Schulanstalten sowohl an der Küste als im Innern sich bestrebt, den Unterricht im Deutschen in umfassender Weise zu betreiben.

2. Aber der Unterricht im Deutschen hat zur Voraussetzung die Ausbildung in einer Eingebornensprache; er hat deswegen womöglich nicht vor dem vierten, jedenfalls nicht vor dem dritten Schuljahr zu beginnen.

3. Die Mitteilung der elementaren Volksschulkenntnisse, nicht nur der religiösen Kenntnisse, soll der Hauptsache nach in der Eingebornensprache geschehen, dagegen ist nicht ausgeschlossen, daß höhere Kenntnisse durch das Deutsche vermittelt werden.

4. Der Unterricht im Deutschen und die Mitteilung von realistischen Kenntnissen mittelst des Deutschen gehören somit erst der zweiten Stufe der Schulbildung an. Daraus ergibt sich, daß nicht allen Schülern eine deutsche Bildung beizubringen ist; sondern nur denjenigen, die die höhere Stufe erreichen.

Wir begründen diese Grundsätze folgendermaßen:

Entscheidend ist für uns die Erkenntnis, daß wir verpflichtet sind, durch unsere Schulen dem Volk, an dem wir arbeiten, eine wirkliche Geistesbildung zu geben, eine elementare Volksschulbildung, und daß wir uns nicht begnügen dürfen, die uns anvertraute Jugend nur für vereinzelte praktische Zwecke, wie z. B. den Regierungsdienst oder den Dienst bei Kaufleuten, auszubilden. Eine Volksschulbildung aber kann naturgemäß nicht erteilt werden in einer Sprache, die dem Volke nicht nur überhaupt fremd ist, sondern die durch ihren ganzen Charakter seinem gesamten Denken und Empfinden so fern als nur möglich liegt. Daß dies für die Neger in betreff der deutschen Sprache gilt, kann niemand leugnen. Eine Ausbildung nur im Deutschen und mittelst des Deutschen müßte mehr oder weniger statt einer Geistesbildung nur eine geistige Dressur, eine Abrichtung für das Deutsche werden. Daß eine solche möglich ist, ist zweifellos; aber es wird nicht zu leugnen sein, daß dabei viele Kenntnisse den Kindern nur äußerlich beigebracht werden können und von ihnen nicht innerlich assimiliert und deswegen kein wirkliches Bildungselement für ihr geistiges Leben werden. Was speziell den Unterricht in der deutschen Sprache betrifft, glauben wir, daß er in fruchtbarerer Weise gegeben werden könne, wenn die Kinder zuerst in ihrer eigenen Sprache lesen, schreiben und auch denken gelernt haben und wenn man diese Sprache dazu benutzen kann, ihnen das Deutsche zu erklären und verständlich zu machen. Wir erwarten von unserer Methode ein tieferes und gründlicheres Verständnis des Deutschen, als von einer Einführung

in die deutsche Sprache ohne das Hilfsmittel der Landessprache. Speziell für die Zwecke der Mission fällt gewichtig in die Wagschale die Notwendigkeit, dem Volk die Möglichkeit zu schaffen, die heilige Schrift in seiner Sprache zu lesen. Dieser Gesichtspunkt hat für die evangelische Mission eine ganz andere Bedeutung als für die katholische; sie darf sich die Möglichkeit nicht nehmen lassen, dem Volk die heilige Schrift in einer dem Volksgeist vertrauten Sprache zu bieten und das Volk zu lehren, sie in dieser Sprache zu lesen. Die deutsche Bibel kann trotz ihrer Vortrefflichkeit dem Volk eine Bibel in einer Eingeborenensprache nie und nimmer ersetzen; darüber kann unter Sachverständigen kein Zweifel sein."

Es wurde darauf hingewiesen, daß eine Ausbildung im Deutschen für den Zweck des mündlichen Verkehrs und der leichtern Lektüre viele Jahre erfordern würde. „Unsere Erfahrungen in Indien und auf der Goldküste zeigen, daß Neger und Hindu, wenn sie sich das viel leichtere Englisch aneignen wollen, wohl acht oder zehn Jahre angestrengt Englisch lernen müssen. Wie sollte man da erwarten können, daß die Neger Kameruns in einigen Jahren sich das Deutsche auch nur einigermaßen aneignen werden?"

„Es sind aber mit den Bestrebungen, das Deutsche allgemein in Kamerun einzuführen, auch ernste Gefahren verbunden. Es ist ein großes Interesse sowohl der Kolonialregierung als auch der Mission, daß wir eine seßhafte, Landwirtschaft treibende Bevölkerung heranziehen. Die Regierung muß das fördern um der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonie willen, die Mission, um eine Grundlage für seßhafte christliche Gemeinden zu gewinnen. Nun ist es aber eine oft gemachte Erfahrung, daß in demselben Maße, als die Bildung der Masse gehoben und insonderheit als ihnen eine fremdsprachliche Bildung beigebracht wird, die Lust zur Handarbeit schwindet. Wenn der Neger eine fremde Sprache lernt, tut er es in der Erwartung, dann nicht mehr Handarbeit treiben zu müssen, sondern einen höhern und einträglichern Beruf zu erlangen. Hat nun diese Erwartung getäuscht, so denkt er nicht in erster Linie daran, in den landwirtschaftlichen Beruf zurückzukehren; er ist in der Regel für diesen verdorben, und die Folge ist, daß er ein Taugenichts wird. Ein für die Masse bestimmtes Schulprogramm mit Konzentration auf deutschen Unterricht und deutsche Bildung würde eine viel zu große Menge deutsch gebildeter Neger hervorbringen, als im Dienst der Regierung oder der Kaufleute verwendet werden könnte. So würde statt einer zufriedenen, einfach gebildeten Bauernbevölkerung ein mit einem Firnis von deutscher Sprache und Bildung überkleidetes, dünkelhaftes und anspruchsvolles Proletariat geschaffen, das naturgemäß auch unzufrieden und deswegen ein gefährliches Element in der Kolonie wäre."

Die Regierung von Britisch-Indien konnte als warnendes Beispiel angeführt werden; in einer Denkschrift lag ihr ausdrückliches Eingeständnis vor, daß ihr früherer Versuch, die Bevölkerung mittelst des Englischen zu bilden, verfehlt gewesen sei. „Nachdem sie jahrzehntelang einen verkehrten Weg gegangen war, hat sie den Mut gefunden, das anzuerkennen und andere Bahnen einzuschlagen, nämlich jetzt die Bildung des Volkes durch eine der Landessprachen zu betreiben."

„Übrigens glauben wir darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß es prinzipiell unrichtig ist, die Grundsätze für Gestaltung des Schulwesens von Gesichtspunkten aus, die der Schule ursprünglich fern liegen, bestimmen zu wollen. Dies ist der Fall, wenn das Schulwesen einseitig nach dem Gesichtspunkt der Beherrschung des Volks gestaltet wird; dadurch muß es notwendig

von vornherein in falsche Bahnen gelenkt werden, und das kann schließlich, auch wenn ein augenblicklicher Vorteil zunächst zu erwarten ist, auch für die Entwicklung der Kolonie nur zum Schaden ausschlagen. Denn das, was prinzipiell verkehrt und unnatürlich ist, muß schließlich auch in der Praxis üble Folgen haben. Vielmehr ist für Gestaltung des Schulwesens von Wesen und Bestimmung der Schule, von dem, was sie ihrer Natur nach sein soll, auszugehen, und dann ist das Schulwesen den besondern Verhältnissen des Volkes und Landes anzupassen. Nur so kann die Schule auf gesunden Grundlagen aufgebaut und ihr eine natürliche Entwicklung gesichert werden. Die Frucht eines dem natürlichen Wesen der Schule entsprechenden Volksschulwesens aber, nämlich eine gesunde Erziehung, wird schließlich der gesamten Kolonie zugute kommen.

Wir hegen die Zuversicht, daß diese Ausführungen die Anerkennung des hohen Kolonialamtes finden werden. Sollte dies nicht der Fall sein, so bitten wir, die hohe Regierung möge die Frage betreffend den Deutschunterricht in den Kolonien durch eine Kommission von Sachverständigen studieren lassen, damit eine sichere Basis gewonnen werde und die Schule nicht immer Gefahr laufe, durch die subjektiven Auffassungen und Wünsche der rasch wechselnden Beamten in ihrer ruhigen Entwicklung gehemmt zu werden. Bis jetzt scheint die Frage noch nicht eingehend studiert worden zu sein. Und doch fehlte es in Deutschland nicht an hochgebildeten Männern, die für die hier vorliegenden psychologischen und pädagogischen Fragen Verständnis haben und über eine hervorragende sprachwissenschaftliche Bildung verfügen."

Dann verbreitete sich die Eingabe über die Einschränkungen, welche die Forderung der Mission: Elementarbildung in der Volkssprache! durch die tatsächlichen Verhältnisse in Kamerun erleide. „Es gibt Sprachen, die von Zehntausenden und Hunderttausenden, aber auch solche, die nur von wenigen Tausenden, und stark von einander abweichende Dialekte, die vielfach nur von einigen Hunderten gesprochen werden." Durchführung der Schulordnung nach ihrem Wortlaut ist deshalb eine reine Unmöglichkeit, Ausbildung und Verwendung der Lehrer, Herstellung der erforderlichen Lehrmittel, richtige Beaufsichtigung der Schule auf dieser Grundlage undenkbar. Die Errichtung einer Volkskirche wäre undurchführbar, wenn die ganze Sprachenverwirrung durch die Schule in sie aufgenommen werden müßte, ebenso die Bibelübersetzung. Also sind Einheitssprachen unerläßlich, das Deutsche aber ist als solche aus genannten Gründen unbrauchbar. Würde es dazu gemacht, so ergäbe sich daraus auch eine hohe politische Gefahr: Wie das Englische in Indien den Eingeborenen die Möglichkeit bot, sich auf großen Kongressen zu verbinden, so würde durch die allgemeine Verbreitung des Deutschen in Kamerun nach geschichtlicher Analogie der Unabhängigkeitsgeist noch mehr gefördert werden, als durch die Pflege einheimischer Hauptsprachen. Die Erfahrung hat die englische Regierung in Indien gelehrt, vorherrschende Volkssprachen für größere Gebiete zu sanktionieren, wie sie auch an der Goldküste die Mission nicht daran hinderte, kleinere Sprachgruppen mit einer Sprache zusammenzufassen und einheitlich zu bedienen, z. B. die Kyerepong und Tschi Sprechenden mit Tschi, obwohl es die Sprache der gefürchteten und mächtigen Asanteer ist. Die Bildung größerer Volksgruppen, mit denen in einer einheimischen Einheitssprache verkehrt werden kann, liegt auch im Interesse der Regierung: nur auf diesem Wege kann sie durch ihre Beamten in unmittelbaren Verkehr mit dem Volk treten und die oft irreführenden Dolmetscher überflüssig machen.

Demgemäß müssen für Kirche und Schule größere Sprachgebiete ins Auge gefaßt werden, über die sich die Mission mit der Regierung zu verständigen hat, jedoch so, daß dabei die gründliche Orientierung an Ort und Stelle nicht unterlassen wird. Was Bali betrifft, erklärt sich die Mission schweren Herzens bereit, im Gehorsam das Opfer zu bringen, daß sie, eben im Begriff, nach vieljähriger, mühevoller Vorarbeit die erforderlichen Bücher in Bali zu drucken, den Nutzen dieser Arbeit nur auf ein kleines Gebiet beschränkt. Dafür erlaubt sie sich aber die Bitte, daß der Gebrauch des Bamum statt des Bali auch für das südliche Grasland und für Bali gestattet sei. „Das Gebiet von Bali und Bamum samt dem zwischen ihm und dem Küstengebiet liegenden Land ist klein, und wenn es auch nach afrikanischen Verhältnissen ziemlich dicht bevölkert ist, lohnt es sich doch kaum, für die hunderttausend Menschen zwei schwere afrikanische Sprachen, nämlich Bali und Bamum, literarisch zu bearbeiten; jedenfalls sollte der Mission für dieses Gebiet nicht noch eine dritte Sprache, also neben Bali und Bamum noch eine Sprache des südlichen Graslandes, zugemutet werden."

Die Frage einer Abgrenzung der katholischen und evangelischen Mission in Kamerun wurde in der Denkschrift aufgeworfen und alsbald verneint. „Tatsächlich hat die Entwicklung der Dinge in Kamerun, wenigstens in den bis jetzt besetzten Gebieten, irgendeine Abgrenzung der Arbeitsgebiete der einzelnen Konfessionen vollständig unmöglich gemacht, und gerade in der letzten Zeit hat die katholische Mission bedeutende Anstrengungen gemacht, innerhalb alter Arbeitsgebiete der Basler Mission eine immer wachsende Propaganda zu entfalten, und der bekannt gewordene Standpunkt der Propaganda hat aufs handgreiflichste bewiesen, daß nicht einmal Verträge Garantie dafür bieten, daß sich die römische Mission innerhalb des ihr zugewiesenen Gebietes hält.

Wir fassen unsere Bitte in folgendem zusammen:

1. Das hohe Kolonialamt wolle es der Basler Mission ermöglichen, durch eine christliche Volksschule der Bevölkerung von Kamerun eine christliche Volksschulbildung zu geben.

2. Es möge demgemäß entsprechend dem in der Antwort an den Missionsausschuß vom Oktober 1905 eingenommenen Standpunkt es ausdrücklich anerkennen, daß die deutsche Sprache erst auf einer höhern Stufe, etwa vom vierten Schuljahr an, eingeführt werde.

3. Es möchte angesichts der Unmöglichkeit, die an jedem Ort gesprochene Sprache zur Grundlage der Elementarbildung zu machen, seine Zustimmung dazu geben, daß eine andere, dem geistigen Leben und Empfinden des Volkes homogene Sprache zur Schul- und Kirchensprache gemacht werde und daß demgemäß eine der von den betreffenden Volksgruppen gesprochenen Sprachen in einem größern Bezirk gebraucht werde. Diese Bezirke müßten so groß sein, daß die Zahl der Bevölkerung es lohnt, die ungeheure Mühe und die großen Kosten einer literarischen Bearbeitung der Sprachen und Schaffung einer Literatur in denselben aufzuwenden.

Demgemäß bitten wir, daß die betreffenden Organe veranlaßt werden, aus der Schulordnung vom Jahre 1910 § 2, der angesichts der Sprachenzersplitterung in Kamerun eine christliche Volksschule in einer Landessprache unmöglich machen würde, durch Bestimmungen, die den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragen, zu ersetzen. Die bis jetzt dem § 2 gegebene Beschränkung schließt eine die Missionsschule gefährdende Anwendung nicht sicher aus.

Basel, 24. April 1913. Ohler."

Dieses Schriftstück darf füglich den klassischen Dokumenten aus der Geschichte der Basler Mission beigezählt werden. Wiederum stellte sich darin die Mission auf die Seite der elementaren Menschenrechte; wie sie zuvor das Recht auf den Heimatboden vertreten hatte, so stand sie nun ein für das bedrohte Anrecht auf die Muttersprache und die mit ihr unauflöslich verbundene, kostbare und unersetzliche Volksindividualität, und in diesem Punkte wurde so recht ersichtlich, wie gerade sie auf ihrem geistlichen Standort das Natürliche zu würdigen und zu wahren verstand.

In einem Schulerlaß vom 4. April 1914 regelte die Missionsleitung die Frage des Deutschunterrichtes für das Küstengebiet in folgender Weise. Im Dualagebiet durften während des ersten Schuljahrs einige deutsche Wörter gelehrt werden, im übrigen war der Unterricht auf dieser Stufe vollständig in der Landessprache zu erteilen. Die übrigen vierklassig anzulegenden Volksschulen der Küstengegend sollten im ersten Jahr die Kinder in das Duala einführen, daneben ihnen einige deutsche Wörter beibringen, im dritten und vierten Schuljahr den ersten und zweiten Kursus im Deutschen nach dem Regierungsplan durchnehmen. „Nur ungern gehen wir von dem Grundsatz ab, daß in den Volksschulen nur in der Landessprache unterrichtet werden sollte. Das unter den Eingebornen immer weiter um sich greifende Verlangen, Deutsch zu lernen, die Stellung der Regierung in der Sprachenfrage und die katholische Konkurrenz zwingen uns aber zu gewissen Zugeständnissen. Freilich wenn wir uns sagen müßten, daß durch die Einführung des Deutschen in den Volksschulen unsere Erziehungsarbeit von Grund aus verderbt würde, dann dürften wir um des Gewissens willen nicht nachgeben. In Wirklichkeit liegt nun die Sache doch nicht so. Die Anforderungen des Regierungsplanes sind sehr bescheiden, und wir dürfen hoffen, die beiden ersten Kurse in den Volksschulen bewältigen zu können, ohne daß dadurch ihr Missionscharakter ernstlich gefährdet wird. Würden wir unsern frühern Standpunkt in seiner ganzen Strenge aufrecht erhalten, so wäre zu befürchten, daß ein großer Teil der Jugend, statt zu uns, in die Schulen der Katholiken ginge; wir würden damit ein gut Stück unseres Einflusses auf das Volksleben preisgeben. Diesem ernsten Verlust gegenüber ist die Einführung des Deutschen in die Volksschulen in dem oben bezeichneten Umfang das kleinere Übel. Wir hegen dabei die stille Hoffnung, daß in den maßgebenden Kreisen bald eine bessere Einsicht über den wahren Wert der Deutschdrillerei einkehren werde; Symptome sind dafür bereits vorhanden. Um so mehr wird aber den Missionaren zur Pflicht gemacht, auf die größtmögliche Pflege der Landessprache in den Volksschulen zu halten und insbesondere dem in ihr zu erteilenden Religionsunterricht seine zentrale Stellung un-

bedingt zu bewahren; nur so wird es gelingen, die Klippen des neuen Kurses zu vermeiden." — Die Sprachenfrage im Grasland war noch unentschieden.

Das Basler Missionsschulwesen entwickelte sich seit 1900 in folgenden Zahlengrößen:

Anfang	1900	bestanden	139	Schulen	mit	3 373	Schülern
„	1905	„	205	„	„	6 452	„
„	1910	„	243	„	„	10 619	„
„	1912	„	267	„	„	13 683	„
„	1913	„	319	„	„	17 833	„
„	1914	„	384	„	„	22 818	„

Ende 1912 hatte die katholische Mission 11 534, die baptistische 3087 Schüler; die Regierung selbst unterhielt vier Schulen mit 868 Schülern. Aus diesen Zahlen geht hervor, daß die Basler Mission am Schulwesen in Kamerun mit ihrem Schulsystem weitaus am meisten beteiligt war. Ihre Schulausgaben betrugen, den Unterhalt der an ihren Schulen wirkenden Missionare abgerechnet: 1910: M. 111 999; 1911: 116 428; 1912: 130 953; 1913: 156 122. Als Regierungsbeitrag erhielt sie 1911: M. 6852; 1912: 5484; 1913: 6101. Angesichts dieser geringfügigen Unterstützung ist das Urteil berechtigt: Die Missionen, unter ihnen an erster Stelle die Basler, bestritten aus ihren eigenen Mitteln das Schulwesen der Kolonie Kamerun.[88])

---

7. Kapitel.

Aus den Verhandlungen der Brüderkonferenzen. Ärztliche Mission. Handlung.

Im folgenden soll nicht ein vollständiges Bild der Brüderkonferenzen im letzten Jahrzehnt gegeben werden, sondern eine Auswahl aus den Verhandlungen, die auf charakteristische, interne Fragen der Mission hinlenken mag.

1903 kam die Frage der Polygamistentaufe zur Verhandlung. Lutz referierte. Er nahm Bezug auf die einzige derartige Taufe, die bis dahin innerhalb der Basler Mission in Kamerun vollzogen worden war. Ein Mann in Bonabile, der sechs Frauen hatte, vier christliche und zwei heidnische, erklärte sich bereit, diese zu entlassen; von jenen aber könne er sich unmöglich trennen, da er von ihnen Kinder habe und sie durch die Trennung entweder heidnischen Männern überlassen oder ganz freigeben müßte, was für sie eine große Versuchung bedeuten

würde. Die Missionsleitung in Basel betrachtete dies als einen der in § 94 der alten Gemeindeordnung vorgesehenen Fälle, „wonach eine Vielehe um des Gewissens willen nicht gelöst werden kann." Nach mehrjähriger Probezeit wurde der Betreffende um 1897 in Viktoria getauft. Dabei erkannte man die großen Schwierigkeiten einer solchen Taufe für die Erziehung der Gemeinden und die Arbeit unter den Heiden, wollte aber die sittlichen Beweggründe des Mannes würdigen und einen Unterschied gemacht wissen zwischen einem Manne, der mit der Fessel der Vielehe aus dem Heidentum herauskam, und einem solchen, der sich als Kenner des göttlichen Wortes mutwillig in die Vielweiberei begibt. Diese Taufe durfte nur in der Stille geschehen, jedoch so, daß der versammelten Gemeinde die besondern Gründe ihrer Zulassung dargelegt wurden, und Kwan — so hieß der Mann — mußte den Verzicht auf jedes Amt in der christlichen Gemeinde auf sich nehmen.

Im Zeitpunkt der Konferenz nun (1903) konnten die Folgen dieser einzigen Polygamistentaufe überblickt und beurteilt werden. Sie waren ungünstig. Kwan, der inzwischen gestorben war, verordnete vor seinem Tode, daß seine Frauen frei seien und seine Kinder der Mission zur Erziehung übergeben werden sollten. Nun gingen die Befürchtungen, die er für den Fall ihrer Entlassung infolge seiner Taufe gehegt hatte, nach dem Tode in Erfüllung, und zwar bald: die eine fiel nach kurzer Zeit, die zweite wurde von einem nahen christlichen Verwandten neben seiner Braut zur Frau genommen, und die dritte wollte sich einem abgefallenen Christen beigesellen, der schon eine Frau hatte, und sah kein Unrecht darin, indem sie immer wieder betonte: „Kwan war doch gewiß ein rechtschaffener Mann und guter Christ, und ihm wurde auch erlaubt, uns alle als seine Frauen zu haben." Diese Erfahrungen zeigten, daß wahrscheinlich bei Lebzeiten des Mannes und längerem Zuwarten mit der Taufe besser für diese Frauen hätte gesorgt werden können, als nach seinem Tode. Schwerer aber wog eine andere, überaus betrübende Erfahrung, die mit dem Falle Kwan zusammenhing: Unter Berufung auf diesen hatten sich in den letzten Jahren im Gebiete von Viktoria die Fälle in beängstigender Weise gemehrt, daß Christen ohne viel Besinnen und leichten Herzens zur ersten Frau eine zweite fügten. Diesen Leuten nun den Unterschied klar zu machen zwischen einem Christen, der als solcher in Polygamie eintritt und Sünde tut, und einem Heiden, der nicht Sünde tue, wenn er als Christ in seiner frühern Vielehe verharre, dies war eine Aufgabe, deren Lösung dem geübtesten Dialektiker nicht gelingen wollte.

Beinahe wäre zum ersten Fall Kwan ein zweiter Fall einer Polygamistentaufe hinzugekommen. Bei einem gewissen Lotin im Stationsgebiet Lobetal lagen die Dinge so, daß das Komitee die Erlaub-

nis zu seiner Taufe erteilt hatte in Anbetracht seiner Gewissensgründe, die ihm die Entlassung seiner Frauen unmöglich zu machen schienen. Die Taufe kam jedoch nicht zustande, indem sie am einmütigen Protest der Gemeindeältesten von Mulimba scheiterte. Einige Beweisgründe dieser schwarzen Gemeindevorsteher lauteten: „In diesem Falle dürfen wir die Stimme des Herzens nicht mitreden lassen. Das Dichten und Trachten der Schwarzen geht eben darauf, mehrere Weiber zu haben. Zwei Weiber möchte jeder auf alle Fälle haben, das dritte und vierte kann er eher vermissen. Wenn Lotin getauft wird, geht in unsern Gemeinden alle Zucht aus Rand und Band; denn viele Polygamisten wollten schon lange getauft werden. Es ist nicht geschehen. Viele begehren auch jetzt die Taufe und passen darauf, wie eine Maus auf ein Loch, ohne den Ernst des Christentums zu erkennen. Taufen wir nun den ersten Polygamisten in unserm Gebiet, so müssen wir auch die andern taufen. Denn sie werden Lotin als Beispiel anführen, da sie den tiefern Grund seiner Taufe nicht ganz beurteilen können. Ist bei Lotins Begehren wirklich heiliger Ernst vorhanden, so soll er ein Weib entlassen, wie viele andere es ihm zuvorgetan haben." Auf die Frage, ob denn nicht die entlassenen Frauen in Sünde und Schande fielen, entgegnete einer: „Bei euch Weißen ist der Trennungsschmerz größer als bei uns Schwarzen. Auch kommt bei uns ein Weib in bezug auf Wiederverheiratung nie in Verlegenheit. Lotin hat Verwandte genug, die ihm mit Freuden eine der Frauen abnehmen, und die Frau selber grämt sich nicht einen Augenblick darüber. Bei uns kommt eine Frau kaum in den Fall, daß sie durch die Entlassung in Not und Schande geraten würde." Einmütig erklärten die Ältesten: „Er kann und darf nicht getauft werden. Wir haben Mitleid mit ihm; aber er soll auch Mitleid mit uns haben, eingedenk der Gefahr, die seine Taufe für unsere Gemeinden bringen würde." Einer meinte: „Lotin will eben durch die enge Pforte eingehen mit dem Hut auf dem Kopf und den Stiefeln an den Füßen. Solches mag er zuerst ausziehen; denn damit kommt man hier nicht durch."

Kraft dieser Erfahrungen und Beobachtungen stellte sich die Brüderkonferenz entschieden auf den Standpunkt, daß die Polygamie aus praktischen Gründen für die Christen zu verwerfen sei. — Die Frage eines Findelhauses kam in diesem Zusammenhang zur Sprache, besonders für Kinder, die ihrer Mutter ins Grab mitgegeben werden sollten, ferner der Verkauf von Christenmädchen für die Ehe und die Beförderung richtiger Neigungsehen; aber die Verhältnisse waren noch nicht reif für die Regelung derartiger Fragen durch eine Gemeindeordnung, auch war abzuwarten, ob die Regierung in diesen Dingen Schritte tun würde.

Die Brüderkonferenz 1905 beschäftigte sich mit wichtigen Sprachenfragen, auf die in diesem Zusammenhang nochmals zurückzukommen ist. Von seiten des Komitees lag die Frage zur Begutachtung vor: „Hat man guten Grund zu hoffen, daß das Küstengebiet, soweit es bis jetzt in den Bereich unserer Mission gezogen ist, mittelst des Duala bearbeitet werden kann, oder muß noch eine andere Sprache an Stelle des Duala bearbeitet werden, etwa das Basa?" Die Lage war noch nicht abgeklärt; noch ließ sich nicht mit Bestimmtheit voraussagen, wie sich das Verhältnis der verschiedenen Eingebornensprachen zueinander entwickeln würde. Man war darin einig, daß Duala bis auf weiteres die erste Sprache sein müsse, die die Brüder im Küstengebiet zu lernen hätten; es sei am Plan festzuhalten, hauptsächlich durch sie dem Volk das Wort Gottes und die allgemeine Schulbildung zu vermitteln. Immerhin war es in einem großen Teil des Küstengebietes noch unmöglich, sich ausschließlich mit Duala verständlich zu machen. Das Sprachgebiet des Basa übertraf noch das des Duala, und auch der Nkosi- und Bakundu-Gruppe konnte nicht alle Bedeutung abgesprochen werden. Es wurde daher anerkannt, daß eine Beschränkung auf Duala den Fortgang des Evangeliums bedeutend hindern müßte, und die Lösung des Problems so angestrebt, daß im Prinzip festgestellt wurde: „Für Basa und Bakundu ist eine Fibel herzustellen, und sobald es die Verhältnisse gestatten, ist mit elementarem Unterricht in diesen Sprachen ein Versuch zu machen, während der ersten beiden Schuljahre, in der Annahme, daß nach elementarer Grundlegung in diesen Sprachen das Duala leichter und erfolgreicher angeeignet werden kann."

Zur Frage des Komitees: „Wie urteilen die Brüder über das Bestreben mancher Kolonialpolitiker, das Deutsche zur gemeinsamen Sprache der vielsprachigen Negerstämme zu machen?" gab die Generalkonferenz ihr Votum so ab: „Die Konferenz hält dieses Bestreben für undurchführbar. Für die eigentliche Missionsarbeit kann das Deutsche nicht in Betracht kommen. Sie ist mit dem Vorschlag einig, in der ersten Klasse der Volksschulen, in welchen das vorgeschriebene Ziel erreicht ist, etwas Deutsch zu geben, wenn der Lehrer hierzu fähig ist. Der andere Unterrichtsstoff darf aber unter keinen Umständen darunter Not leiden. Weiter den Forderungen der Kolonialpolitiker entgegen zu kommen, hält sie nicht für empfehlenswert."

Die Versorgung mutterloser, unmündiger Kinder kam wieder zur Sprache. Ihr sicheres Los war der Hungertod, wenn nicht die christliche Liebe Erbarmen übte; denn der Aberglaube wähnte, es liege ein Fluch auf ihnen, und die Kunst, Neugeborne ohne die Mutterbrust aufzuziehen, war im Lande unbekannt. Die Missions-

stationen hatten durch sorgsame Missionarsfrauen dem Volk vermittelst ihrer Hausmädchen den Anschauungsunterricht der Liebe und der künstlichen Kinderernährung zu geben; ferner handelte es sich darum, allmählich eingeborne Frauen für den Liebesdienst an gefährdeten und verlassenen Kindlein zu gewinnen und ihnen die hierzu erforderliche Unterstützung darzureichen, etwa durch Sammlung eines Fonds für diesen großen Liebeszweck.

Die Einrichtung einer Witwenkasse für die eingebornen Missionsarbeiter wurde in ihrem eigenen Kreise nicht für nötig erachtet. Die christlichen Begriffe über Ehe und Familie waren noch nicht genügend entwickelt, daß für eine solche Fürsorgepflicht Verständnis vorhanden gewesen wäre. Man konnte auch nicht von einer ökonomischen Not der Witwen reden; denn nach Landessitte fielen sie mit der ganzen Habe des verstorbenen Mannes der Verwandtschaft, insbesondere seinem Bruder zu, und man pflegte sie sobald als möglich wieder an den Mann zu bringen. Diese landesübliche Witwenversorgung schützte vor äußerer Not. Für eine Christin aber konnte sie Ursache innerer Not werden. Es war vorauszusehen und sogar zu hoffen, daß mit der Stärkung christlichen Empfindens die christlichen Witwen sich mehr und mehr weigerten, auf diese hergebrachte Weise sich ungefragt vergeben zu lassen, vielleicht sogar an polygamistische Heiden, und ihre Würde und Freiheit wahren wollten, und diese künftige Entwicklung mußte zur Witwenfürsorge durch Mission oder Gemeinde führen, eine Aufgabe, die also noch im Schoße der Zukunft lag.

Die Konferenz setzte eine gemeinsame Gottesdienstordnung fest und ordnete für alle Stationen die einheitliche Führung von Kirchenbüchern an.

Ein interessanter Beratungsgegenstand der Generalkonferenz 1908 betraf das „topo la besa", eine merkwürdige Sitte der heidnischen Neger, einander zur Abwehr drohenden Unheils unter gewissen Umständen in öffentlicher Versammlung die Fehler zu sagen, durch welches Mittel oft schwierige Streitfälle mit Leichtigkeit aus der Welt geschafft wurden. Die Aussprache über diesen Gegenstand und verwandte Bräuche förderte Sachen ans Licht, die man unumwunden als „schönste und tiefsinnigste Sitte des hiesigen Heidentums" bezeichnete; es wurde empfohlen, die wertvollen Anknüpfungspunkte, die sich da boten, für die Unterweisung der Gemeinde aufzunehmen, z. B. die wohl brauchbare Vorstellung, daß drohendes Übel eine Hemmung erfahre, indem man Böses in gegenseitiger Aussprache aus dem Herzen hervorziehe und durch offenes Wort und Vergebung entkräfte. Ferner konnte den mit diesen Sitten verbundenen Zeremonien symbolischer Waschungen und Opferungen mancher gute Gedanke entnommen

werden. Davon konnte aber nicht die Rede sein, die Sache selbst in die christliche Gemeinde zu verpflanzen, da sie viel zu sehr mit dunkelstem Heidentum, z. B. mit der Vorstellung vom Seelenessen, verquickt war.

Es war zeitgemäß, sich zu fragen, ob nicht fortan einige ältere Lehrer und Christen von jeder Station zur „allgemeinen Brüderkonferenz" — dieser Name war immer noch gültig — beigezogen werden sollten, wodurch sie den allgemeinern Charakter einer wirklichen Generalkonferenz erhalten hätte. Neun Stimmende erklärten sich dagegen, da ein solcher Schritt vorläufig weder Bedürfnis noch tunlich sei; elf wünschten, daß bis zur nächsten Brüderkonferenz auf den Stationen ermittelt würde, ob ein Bedürfnis vorliege oder nicht.

Das Schnapstrinken in den Gemeinden kam wieder zur Sprache. Christen nach einmaligem Branntweingenuß vom Abendmahl auszuschließen, erschien manchen zu hart; die Konferenz beschloß, derartige Vorkommnisse in Gegenwart der Lehrer und Ältesten, da diese immer am besten orientiert seien, zu beraten und je nach dem Ergebnis über Ausschluß vom Abendmahl zu entscheiden. Daß Gewohnheitstrinker aus der Gemeinde auszuscheiden seien, war für alle Konferenzteilnehmer selbstverständlich.

Die Brüderkonferenz 1912 (Duala, 21.—27. April) trug ein starkes Gepräge der Innerlichkeit. Seit längerer Zeit hatte sich im Kreis der europäischen Missionsarbeiter das Verlangen nach innerer Neubelebung fühlbar gemacht; manche kamen zur Konferenz mit diesem brennenden Begehren. Der gemeinsamen Erbauung wurde großer Raum gewährt, und die segensreiche Folge war, daß die Versammelten nach schönen, unvergeßlichen Tagen erquickt und aufgerichtet in ihre Arbeit und Einsamkeit zurückkehrten. In Verbindung mit der Einweihung der neuen Kirche in Bonabela wurde bei diesem Anlaß auch durch ein großes Missionsfest das 25jährige Jubiläum der Kameruner Mission gefeiert. Von nah und fern strömten die Christen herzu; dankbare Freude erfüllte die Herzen und Lippen beim Rückblick auf das Große, das in einem Menschenalter durch die Mission hatte gewirkt werden dürfen. Der Gedanke an alle erfahrene Hilfe stärkte den Mut für die Zukunftsaufgaben, die sich bergehoch auftürmten.[89])

Die Jubiläumskonferenz suchte Klarheit über die Grundlinien für eine planmäßige Ausdehnung des Werks in Kamerun. Aus den die Lage beleuchtenden Ausführungen des Referenten, Lutz, ist einiges hervorzuheben.

Als eines ihrer Hauptmerkmale bezeichnete er die Anstrengungen der katholischen Mission. Ein friedliches Nebeneinanderarbeiten der beiden Missionen gab es niemals; aber „so ernst und heiß wie gegenwärtig

war doch der Kampf noch nie. Wir können es mit Augen sehen, daß es der katholischen Mission blutiger Ernst ist mit der Ausführung des Beschlusses, die deutschen Kolonien für Rom zu gewinnen. Auch unsere hiesigen Pallottiner haben die allgemeine Parole zu der ihrigen gemacht. Dabei scheint ihnen der Umstand besonders günstig zu sein, daß es ihnen mit Rücksicht auf die Abtretung ihrer südamerikanischen Gebiete in keiner Weise an Missionsarbeitern beiderlei Geschlechts mangelt. Auch an Mitteln scheint es dieser mit Hilfe ihrer Laienbrüder viel billiger arbeitenden Mission nicht zu fehlen. So sehen wir die römische Mission in rastlosem Eifer auf dem Plan, mit uns um die Vorherrschaft in der Kolonie ringend. Wird es uns gelingen, in diesem Kampf unsern Platz zu behaupten, Schritt zu halten mit diesem stürmisch vorwärtsdrängenden Gegner in der Eroberung der Kolonie? Diese Frage muß uns heute in ganz anderer Weise bewegen und beunruhigen, als dies noch vor wenigen Jahren der Fall war. Im alten, von uns längst bearbeiteten Gebiet ist es das Bestreben der katholischen Mission, nicht nur die von uns noch nicht besetzten oder wieder aufgegebenen Plätze zu gewinnen, sondern auch neben uns in solche Dörfer einzudringen, wo wir längst Fuß gefaßt und zum Teil eine schöne, fruchtbare Arbeit haben. Es sei hier nur an das Duala-, Abo- und Sanaga-Gebiet erinnert! Daneben haben die katholischen Missionare ihr Augenmerk in besonderer Weise auf die bisher von der Mission noch nicht oder noch kaum berührten Bezirke gerichtet, auf Gebiete, die von uns wohl bereist wurden, deren Besetzung uns aber bisher noch nicht möglich war (vgl. das Vorgehen im Dschang-, Rio del Rey- und Ossidinge-Bezirk!). Was lassen sie sich's hinsichtlich solcher Gebiete kosten, sich die Priorität zu sichern! Und wir wissen alle, welche Bedeutung diesem Umstand im Kampf mit der römischen Mission zukommt.

Während so auf der einen Seite der Kampf mit der mächtig vordringenden römischen Mission als das charakteristische Merkmal der gegenwärtigen Lage hervortritt, ist sie andererseits gekennzeichnet durch das mancherorts vorhandene und immer neu offenbar werdende Verlangen nach der Mission und die zahlreichen Bitten um Lehrer. Diese ermunternde und erfreuliche Tatsache tritt uns zum Teil im Bombegebiet, besonders aber im Gebiet von Jabassi, Ndunge, Edea und Sakbayeme entgegen.

Zur Vervollständigung dieser Schilderung der gegenwärtigen Lage der Mission ist es notwendig, auf einen weitern Punkt hinzuweisen, der ebenfalls in der Berichterstattung häufig wiederkehrt. In einem der Jahresberichte fand sich die charakteristische Bemerkung: „Unsere ganze Arbeitsmethode ist so, daß alles, was wir tun, mithelfen muß, das Ganze anzugreifen, es in seiner Stellung zu erschüttern und zu untergraben; aber die individuelle Arbeit an den Einzelnen muß unterbleiben." Die Wirksamkeit an den einzelnen Seelen kommt immer noch viel zu kurz; es sollte mehr Kleinarbeit getan werden. Was den innern Ausbau der gesammelten Gemeinden betrifft, müssen wir heute noch zugeben, daß er mit dem äußern Wachstum nicht Schritt gehalten hat. Das vor 15 Jahren aufgestellte Programm der innern Vertiefung hat heute noch dieselbe Bedeutung für uns wie damals.

Aus diesen allgemeinen Merkmalen der Lage ergeben sich die Fingerzeige für den planmäßigen weitern Ausbau des Werks. 1. Die römische Tätigkeit ist eine Aufforderung an die evangelische Mission, mit der raschen Besetzung derjenigen Gebiete, für welche die Gefahr römischen Einflusses besonders vorhanden ist, in keiner Weise zu säumen, zugleich aber das Augenmerk auf

die dem Basler Arbeitsfeld naheliegenden Völkerschaften zu richten, die noch nicht von diesem Einfluß bedroht sind, damit der evangelischen Mission hier der Vorrang gesichert bleibt. Bei aller Konzentration auf den innern Ausbau unserer gesammelten Gemeinden dürfen wir nicht vergessen, daß jetzt der Augenblick gekommen ist, da es sich entscheidet, welcher Anteil an der Eroberung der Kolonie uns zufallen wird. Was Rom jetzt gewinnt und zusammenrafft, wird es mit eiserner Faust festhalten, so daß für das Evangelium kein Raum mehr sein wird. Es gilt also, mit der Besetzung der in Gefahr stehenden Gebiete nicht länger zu zögern, sondern im Vertrauen auf den, dessen das Werk ist, entschlossen und mutig voranzugehen. Es darf wohl auch die Missionsgemeinde in der Heimat in besonderer Weise zur Teilnahme und Unterstützung in diesem Kampf aufgefordert werden.

2. Auch das da und dort vorhandene Verlangen nach der Mission und die sich mehrenden Bitten um Lehrer fordern uns auf, das Werk auszudehnen. Wo sich die Türen öffnen, dürfen wir nicht zögern, durch sie einzutreten, auch wenn wir genötigt sind, um der weiten Entfernung und der großen Ausdehnung des Arbeitsgebietes willen neue Stationen zu gründen. Es geht nicht an, die Leute immer wieder zu vertrösten und sie so müde zu machen und der katholischen Mission in die Arme zu treiben. Zur Ausdehnung des Werks unter diesem Gesichtspunkt scheinen wir am meisten gedrängt zu werden im nordöstlichen Teil des Mangambagebietes, in der Gegend von Jabassi.

Wenn so gewissermaßen ein Feldzugsplan entworfen wird, soll dies nicht geschehen sein im Sinne rein menschlicher Klugheitsmaßregeln, sondern nach dem Vorbild des Paulus, der auch seine Pläne entwarf, dabei aber sorgsam auf die Leitung des Herrn achtete, wie es denn für die ganze Geschichte der Basler Mission in Kamerun charakteristisch ist, daß sie ersichtlich nicht in erster Linie durch menschliche Pläne bestimmt wurde, sondern vom unsichtbaren Herrn sich leiten ließ." — Als besonders wichtige Aufgaben nannte der Referent den Ausbau einer Gehilfenschule für das Grasland, etwa in Bagam, und baldigen Eintritt in die Arbeit unter den dort sich mehrenden Hausa.

„Groß, riesengroß sind die Aufgaben, die in Kamerun unser warten. Werden wir imstande sein, sie zu lösen? Wird die Missionsgemeinde willig und bereit sein, ihre Lösung zu ermöglichen? Gott helfe uns dazu! Es war mir ein Anliegen, ernst und nachdrücklich an die entscheidende Bedeutung und Wichtigkeit des jetzigen Zeitpunktes zu erinnern, der zu raschem und entschlossenem Handeln mahnt. Wir hoffen, daß das Komitee mit uns den Ernst der Lage erkennt und uns nicht zu langsamem und allzu bedächtigem Vorgehen nötigt." So endete das denkwürdige Referat des Kameruner Generalpräses in der Brüderkonferenz 1912.

Über die Gehilfennot — eine Lebensfrage der Mission — referierte Häßig. Der ganze, große Notstand dieser Missionsarbeiter kam wieder zur Sprache: ihre heidnische Herkunft und Beeinflussung, ihre einseitig schulhafte und kurze Ausbildung, die große Isolierung, die beständige Berührung mit dem Heidentum, die Schwachheit der sie umgebenden Christen. Eine große, ernste Liebe redete in treu sein

wollendem Erbarmen für diesen viel getadelten Stand und bat um gläubiges Einstehen für ihn; die ganze Untersuchung entsprach dem die Konferenz beherrschenden Grundton der Gewißheit, daß das größte Erfordernis für das Missionswerk in Kamerun die innerliche Belebung und Vertiefung derer sei, die in verantwortlicher Stellung sich befanden. „Die ganze Frage hat ein persönliches Gesicht, und jeden geht's an, nicht allein die Schulbrüder, denen die Erziehung unserer Gehilfen anvertraut ist, ebenso die andern, die als Gemeindebrüder nachher an ihrer innern und äußern Förderung arbeiten, die Brüder sowohl, die als Leitende an der Spitze stehen, wie auch den jüngsten Bruder, der ihnen die Geheimnisse der Sprache ablauscht und ihnen Medizin verkauft. Auf Schritt und Tritt, in Wort und Wesen, unter uns und andern gegenüber müssen wir uns als Knechte Christi und als Geistesmenschen offenbaren. Und es müßte merkwürdig zugehen, wenn das nicht zur Nachahmung dienen, wenn dann nicht Macht von uns ausgehen, wenn dann nicht unsere Gehilfen- und vielleicht nebenbei noch manche andere Not gehoben würde!"

Ein guter Geist waltete in dieser Brüderkonferenz 1912; er verhieß für die Zukunft des Missionswerks in Kamerun das Beste.

In bezug auf ärztliche Mission ist zu unterscheiden zwischen Hilfeleistung durch das Missionspersonal und ihrer fachmännischen Ausgestaltung. Jene wurde von Anfang an nach Vermögen geübt; sie tat viel Gutes, erzielte öfter ans Wunderbare grenzende Heilerfolge und sicherte der Mission viel Vertrauen. Der erste Berufsarbeiter der ärztlichen Mission war Dr. Hey, der von der Goldküste kam, aber nur kurze Zeit in Kamerun wirkte (1901). Im Jahre 1907 zog Dr. Häberlin in Bonaku ein, wo er seine Patienten in sehr bescheidenen Räumlichkeiten unterbrachte, so gut es eben ging. In seinem Bericht über das Jahr 1908 bezeichnete er die Syphilis als eine der verbreitetsten Krankheiten, während sie vor etwa 15 Jahren in Kamerun noch unbekannt gewesen war. Mit dem Alkoholismus zusammen, dessen grauenerregenden Umfang er feststellte („am Schnapsgenuß nehmen nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen und Kinder teil; der Schnaps wird getrunken wie Wasser") war sie eines der Danaergeschenke europäischer Kultur. Die Gonorrhoe fand er bei 80 Prozent der männlichen Einwohner; „die Bedingungen sind alle da, daß die Zahl auf 100 Prozent ansteigt." Er sprach es mit Bestimmtheit aus, daß eine degenerierte Nachkommenschaft zu erwarten sei, und postulierte vom ärztlichen Standpunkt aus die unbedingte Notwendigkeit des Schnapseinfuhrverbotes.

Anfang 1909 wurde ein Spital für 50 Patienten eröffnet; die Leute suchten es gern auf, da man zu Hause mit den Kranken nichts anzufangen wußte. Niemand freute sich mehr als der Missionsarzt über das Gesetz vom 1. Oktober 1910, welches die Einfuhr und Verabfolgung geistiger Getränke nichtinländischen Ursprungs an Eingeborne innerhalb einer bestimmten Zone ganz verbot; die Regierung wünschte, noch kräftige Völker vor der Degeneration zu bewahren. Die Kaufleute des Südbezirks erklärten in der betreffenden Gouvernementsratssitzung sogar, daß sie nichts dagegen hätten, wenn die Schnapseinfuhr in Kamerun ganz verboten würde. So brach sich die Erkenntnis allmählich Bahn, daß der Branntwein keinen Nutzen stiftete, weil er den Eingebornen zum Verderben gereichte. Die Alkoholeinfuhr war von 1 400 000 Liter im Jahre 1903 bis 1908 auf 970 000 zurückgegangen.

Dr. Häberlin kehrte im Juli 1910 in die Heimat zurück. Seitdem fand sich kein Nachfolger mehr; das Spital in Bonaku blieb verwaist. Einige Krankenschwestern fanden den Weg nach Kamerun; 1912 und 1913 waren zwei in Bonaku, eine in Bali tätig. Sie taten, was sie konnten; aber das Bedürfnis nach Missionsärzten war groß und ungestillt, sowohl das Spital in Bonaku als das Grasland verlangten nach solchen, und es blieb eine ungetilgte Schuld der wissenschaftlichen Medizin, daß sie die Mission in Kamerun fast gar nicht ihrer Unterstützung würdigte.

Als die Basler Mission in Kamerun gegründet wurde, richtete das Komitee für die Bedürfnisse der Missionare eine Spedition ein; da sowohl andere Europäer als Eingeborne diese günstige Gelegenheit zur Deckung ihres Bedarfs reichlich benutzten, dehnte sie sich im Laufe der Jahre aus, so daß der Wunsch, in Kamerun eine eigentliche Handlung zu besitzen, allgemein wurde. Das Komitee unterbreitete ihn der Missionshandlungsgesellschaft, die im Jahre 1898 das Geschäft in Kamerun auf eigene Rechnung übernahm, unter der Firma: „Basler Missionshandlung in Kamerun". Durch den Ankauf einer an das Missionsgehöft anstoßenden, günstig gelegenen Liegenschaft in Duala gewann sie die nötigen Räumlichkeiten, welche die weitere Ausdehnung des Unternehmens erlaubten. Schon das erste Geschäftsjahr berechtigte zu guten Hoffnungen. Im Jahre 1900 wurde der Export inländischer Produkte begonnen und die Leitung der Industriewerkstätte der Mission abgenommen. 1903 nahm die Handlung, um Europäern und Eingebornen ein gutes und billiges Getränk zu liefern und womöglich dem Schnapshandel Abbruch zu tun, die Fabrikation von Sodawasser und Limonaden an die Hand. 1904 ließ sie sich von der Mission die Spedition in Viktoria übertragen, was zur Errichtung einer selbständigen Filiale

an diesem Orte führte. Zunächst hatte es den Anschein, als ob die Tätigkeit dieser in Ermanglung eines bedeutenden Hinterlandes stark gehemmt bliebe; die Verhältnisse entwickelten sich jedoch so, daß die Handlung in Viktoria gute Beziehungen mit dem Innern anknüpfen konnte und insbesondere das Vertrauen des Königs von Bamum gewann, der seine Bestellungen in seiner eigenen Schrift einsandte.[90])

Das Geschäft ging langsam voran. Mißliche Handelsverhältnisse (Vorschußwesen und dergleichen) galt es allmählich zu überwinden, und die Erziehung der Eingebornen zu selbständiger Produktion steckte eben noch in ihren ersten Anfängen. Die Fruchtbarkeit des Landes jedoch, die Erstellung mehrerer Eisenbahnlinien und die auf den Landbau der einheimischen Bevölkerung zielenden Bestrebungen der Kolonialregierung stellten einen langsamen Aufstieg der wirtschaftlichen Verhältnisse in Aussicht. Anfänge dieser Bewegung bewogen die Handlung, im Jahre 1911 zu ihren Faktoreien in Duala und Viktoria zwei weitere Handelsposten hinzuzufügen: in Edea, dem Schlüssel für das Hinterland des Sanagastromgebietes, und in Nkongsamba, dem Endpunkt der von Bonaberi ins Innere führenden Nordbahn. Anfang 1914 hatte die Missionshandlung in Kamerun 16 europäische und 258 eingeborne Angestellte, darunter 82 Christen.

Das Missionsgeschäft erfreute sich regen Zuspruchs der Schwarzen und Weißen, vermöge seines Prinzips: Gute Ware zu billigem Preise! „Fast alle Beamten und Angehörigen der Schutztruppe sind unsere Kunden, und wohl die meisten nach dem Innern gehenden Expeditionen rüsten sich da aus; ist doch unsere Handlung dafür bekannt, daß sie solche Expeditionen sachgemäß und schnell ausrüstet. Diese Ausrüstungen erfordern große Sorgfalt, sowohl in der Auswahl der Gegenstände als in ihrer Verpackung, indem die Expeditionen oft ein Vierteljahr und länger unterwegs sind. In wenigen Stunden müssen etwa 100 und mehr Lasten gepackt und berechnet werden. Manches Anerkennungsschreiben ist uns schon dafür zugekommen. Auch der Versand nach dem Inland hat stetig zugenommen. Bis nach dem Tsadsee werden Waren expediert. Ein Zeichen des Vertrauens, das uns die Regierung entgegenbringt, ist die uns übergebene Verwaltung der Gelder der Schutztruppen-Angehörigen, die im Innern weilen; die Gehälter und Taggelder werden von unserer Handlung eingezogen und verwaltet. Um die Eingebornen zur Sparsamkeit zu erziehen, hat unsere Handlung in Duala eine Sparkasse eingerichtet, in der die Einlagen mit 4 % verzinst werden. Es dauerte erst einige Zeit, bis sich die Leute an die Ordnung gewöhnten. So brachte heute einer Geld, und in acht Tagen wollte er es wieder haben, oder der Zinsfuß war ihnen zu niedrig; doch nach und nach gewannen sie Zutrauen zur Sache. Heute sind es gegen 300 Ein-

leger mit Einlagen von 10—5000 M. Der jährliche Umsatz der Sparkasse beträgt in Einnahme und Ausgabe etwa 600 000 M." Diese Angaben aus dem Jahre 1908 wurden in den folgenden Jahren bedeutend überholt.[91])

Die Missionshandlung in Kamerun verfügte noch nicht über ein so geschultes einheimisches Hilfspersonal, wie an der Goldküste. Es kostete viel Liebe und Geduld, bis einer so weit war, daß er zuverlässige Arbeit tun und etwas leisten konnte. Öfter wurde diese Liebe schlecht gelohnt, oft brachte sie schöne und sichtbare Frucht. Der erste Gehilfe, Sam Willimus, stand mehr als ein Jahrzehnt im Dienst der Handlung, als treuer, gewissenhafter Arbeiter seinen Christenstand bewährend, ein Berater der andern Gehilfen, ein hingebender Sonntagschullehrer, vor seinem Heimgang in schweren Leiden vollends erprobt und scheidend mit den Worten: „Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn." Hunderte, auch Europäer, ehrten das Andenken dieses Gerechten, indem sie seinem Sarge folgten. Dieses und ähnliche Beispiele, die sich auch anführen ließen, waren lebendige Beweise dafür, daß in der Missionshandlung Christen werden und wachsen konnten.

Der im Vorwort zum I. Band erwähnte „Schlußabschnitt über die Basler Mission im vergangenen Weltkrieg" kann nicht geschrieben werden. Die geschichtliche Darstellung der Mission in den vom Kriege heimgesuchten Gebieten mußte vor dem Ausbruch der großen Katastrophe haltmachen. Während aber der Historiker sich zu bescheiden hat, indem er die durch den Krieg bedingten Gegenwartsereignisse nach Ursache und Zusammenhang noch nicht durchforschen kann, darf der Christ vor sich blicken ins Licht der Hoffnung: er sieht ein reiches, kostbares Erntefeld heranreifen als Frucht hundertjähriger Glaubensarbeit und freut sich dessen trotz allem.

Quellennachweis zum III. Band.

Abkürzungen: A. M.-Z.: Allg. Missionszeitschrift (Richter und Warneck). H.-B.: Heidenbote. J.-B.: Jahresbericht der Basler Missionsgesellschaft. K.-P.: Komitee-Protokoll. M.-M.: Missions-Magazin. M.-A.: Missions-Archiv.

I. Teil: Liberia.

[1]) M. M. 1822, S. 137 f. — [2]) M. M. 1823, S. 478. — [3]) M. M. 1824, S. 323 f. — [4]) M. M. 1826, S. 457. — Stock: Hist. of the C. M. S., I., S. 170. — [5]) M. M. 1827, S. 336. — [6]) Vgl. Wurm: Anfänge der Basler Mission auf der Goldküste. M. M. 1874, S. 134. — [7]) Stock, Bd. II., S. 103. — [8]) Vgl. Stock, II., S. 102; III., S. 122. — [9]) Schölly: Sam. Gobat, evangelischer Bischof in Jerusalem. Ein Lebensbild. Basel, Spittler, 1901. — [10]) Claus: Dr. L. Krapf. Basel 1882. — [11]) Bd. I., S. 93 ff. — [12]) K. P. 1820, 10. Jan. — [13]) Vgl. die Übersicht der Einnahmen und Ausgaben 1820—1853: J. B. 1854, S. 52. — [14]) K. P., 14. Mai 1823. — [15]) K. P., 28. Mai 1823. — [16]) Blumhardt an Antistes Kind in Chur. Kop.buch A., Fol. 325. — [17]) K. P., 12. Sept. 1823. — [18]) K. P., 11. und 12. Nov. 1823. — [19]) K. P., 17. Juni 1824. — [20]) K. P., 21. Apr. 1824. — [21]) Anna Schlatter an Blumhardt, 30. Apr. 1825. — [22]) Einige Züge aus dem Leben des vollendeten Herrn Ashmun, gewesenen Gouverneurs der nordamer. Negerkolonie auf der westafr. Kolonie Liberia. M. M. 1829, S. 493—498. — [23]) Text der beiden Antwortschreiben: M. M. 1827, S. 413 ff. — [24]) M. M. 1827, S. 429. — [25]) Brief Blumhardts, 28. Aug. 1827. — [26]) K. P., 22. Aug. 1827. — [27]) Sessing: Kurze Beschreibung des Bassalandes. M. M. 1829, S. 499. — [28]) Nekrolog: H. B. 1864, S. 57. — [29]) Vgl. Australischer Christenbote, Juli 1863. — [30]) K. P., 24. Juni 1829. — [31]) K. P., 8. Sept. 1829. — [32]) K. P., 15. Sept. 1829. — [33]) K. P., 20. Jan. 1830. — [34]) K. P., 2. Juli, 8. Okt. 1830. — [35]) K. P., 25. Jan. 1832. — [36]) Gundert: Georg Adam Kißling. M. M. 1867, S. 305, 353.

II. Teil: Goldküste.

1. Abschnitt. [1]) K. P., 29. März 1826. — [2]) Blumhardt an Rönne, 30. März 1826. M. A. — [3]) K. P., 12. April 1826. — [4]) K. P., 10. Mai 1826. — [5]) Richelieu an das Komitee, 24. Mai 1826. M. A. — [6]) Über Henke vgl. H. B. 1870, S. 63. — [7]) Das Komitee an Münter, 3. Mai 1827. — [8]) K. P., 25. Apr. 1827. — [9]) Das Komitee an Rönne, 30. Juni 1827. M. A. — [10]) K. P., 9. Apr. 1828. — [11]) Blumhardt an Bischof Münter, 23. Mai 1828. M. A. — [12]) Über Reise und Ankunft vgl. M. M. 1829, S. 509 ff. — [13]) M. M. 1829, S. 385. — [14]) M. M. 1874, S. 201. — [15]) M. M. 1830, S. 409. — [16]) K. P.,

9. Dez. 1829. — [17]) M. M. 1874, S. 241. — [18]) K. P., 9. Jan. 1833. — [19]) M. M. 1874, S. 246. — [20]) M. M. 1836, S. 510; 1837, S. 535: Mitteilungen aus Riis' Tagebuch. — H. B. 1877, S. 28: Die Station Akropong in ihrem 40jährigen Bestande. — [21]) K. P., 30. Sept. 1835. — [22]) K. P., 23. Febr. 1836. — [23]) Riis: Missionsreise von Akropong in das Aquambu. M. M. 1839, S. 455. — [24]) K. P., 14. März 1838. — [25]) K. P., 23. Jan. 1838. — [26]) K. P., 13. Juni 1838. — [27]) K. P., 9. Jan. 1839. — [28]) K. P., 27. Febr. 1839. — [29]) K. P., 12. Juni 1839. — [30]) Riis: Meine Reise nach dem Aschantee-Land. M. M. 1840, III., S. 174. — Vgl. H. B. 1877, S. 29. — [31]) K. P., 7. Juli 1840.

2. Abschnitt. [1]) Hoffmann: Elf Jahre in der Mission. Ein Abschiedswort. Stuttg. 1853. S. 57 f. — [2]) Hoffmann an Buxton, den Präsidenten der Zivilisationsgesellschaft in London, 15. Sept. 1840. M. A. — [3]) K. P., 8. Sept. 1841. — [4]) K. P., 30. März 1842. — [5]) K. P., 30. März, 13. Apr. 1842. — [6]) Reisebeschreibung von Thompson: H. B. 1843, S. 17. — [7]) K. P., 15. März 1843. — [8]) K. P., 31. Mai 1843. — [9]) Reisebericht: H. B. 1843, S. 82 f. — [10]) H. B. 1913, S. 159. — [11]) K. P., 18. Okt. 1843. — [12]) K. P., 15. Nov. 1843. — [13]) K. P., 27. März 1844. — [14]) K. P., 27. März 1844. — [15]) K. P., 23. Okt. 1844. — [16]) 13. Nov. 1844. — [17]) 13. Dez. 1843. — [18]) 13. Juli 1845. — [19]) 15. Okt. 1845. — [20]) M. M. 1846, IV., S. 31. — [21]) M. M. 1846, IV., S. 143. — [22]) K. P., 29. Juli 1846. — [23]) M. M. 1849, III., S. 139. — [24]) M. M. 1850, II., S. 190. — [25]) M. M. 1854, IV., S. 111. — [26]) M. M. 1851, II., S. 220. — [27]) M. M. 1850, II., S. 204. — [28]) K. P., 13. Mai 1846; 3. März 1847. — [29]) K. P., 29. Mai, 8. Aug. 1844, 13. Juli 1845. — [30]) K. P., 31. März 1847. — [31]) 7. Apr. 1847. — [32]) K. P., 10. Juli 1847. — [33]) 2. Febr. 1848. — [34]) 17. Okt. 1849. — [35]) Schreiben vom 13. Febr. 1850, unterzeichnet: Garlieb. M. A. — [36]) K. P., 20. Febr. 1850.

3. Abschnitt. [1]) Die Gesundheitsverhältnisse auf der Goldküste. M. M. 1855, S. 396, 445. — [2]) M. M. 1851, II., S. 212. — [3]) K. P., 20. Aug. 1851. — [4]) Josenhans an die Stationskonferenz Osu, 3. Mai 1851. Band „Christiansborg", S. 18 f. M. A. — [5]) M. M. 1852, IV., S. 266. — [6]) Reindorf: History of the Gold Coast, S. 327 ff. — [7]) Beschießung von Osu: J. B. 1855, S. 64 ff. — [8]) Elias Schrenk: Pilgerleben und Pilgerarbeit. 2. Aufl. Röttger, o. J. — [9]) Paulo Moheno, der bekehrte Fetischpriester. Tr. Nr. 31. — [10]) H. B. 1857, S. 111; 1858, S. 64. — [11]) H. B. 1858, S. 65. — [12]) Zehn Jahre auf der Goldküste. Skizzen aus dem Leben des Basler Missionars J. Heck. Tr. — [13]) Zimmermanns Reisebericht: M. M. 1855, II., S. 68 ff. — [14]) K. P., 16. Sept. 1857. — [15]) Mitteilungen über Odumase. J. B. 1858, S. 112. — [16]) Missionar Auers Reise nach Krobo. J. B. 1859, S. 94 ff. — [17]) K. P., 30. März 1859. — [18]) J. B. 1860, S. 119 f. — [19]) Birmele: Karl Friedr. Aldinger. Ein Lebensbild aus der Basler Mission. Basel 1886. — [20]) J. B. 1862, S. 106. — [21]) Rös: Ein Volksfest in Krobo. J. B. 1864, S. 96 ff. — [22]) K. P., 9. März 1853. — [23]) K. P., 11. Juli 1855. — [24]) H. B. 1904, S. 18. — [25]) K. P., 6. Aug. 1862. — [26]) K. P., 18. Juni 1851. — [27]) 25. Juni 1851. — [28]) 22. Okt. 1851. — [29]) J. G. Christaller. M. M. 1896, S. 62 ff. — H. B. 1896, S. 10. — [30]) K. P., 26. Sept.

u. 9. Nov. 1855. — [31]) H. B. 1877, S. 43—46. — [32]) J. B. 1856, S. 35. — [33]) 30 Jahre auf der Goldküste. Blätter aus dem Tagebuch des † Miss. Joh. Chr. Dieterle. Basel 1900. S. 32 ff. — [34]) J. B. Aburi 1869. — [35]) Steiner: Auf einsamen Pfaden. Aus dem Leben des Miss. Simon Süß. Basel 1912. — [36]) K. P., 29. Juni 1853. — [37]) Der Einsiedler in Gyadam. J. B. 1856, S. 101 ff. — [38]) Miss. Hongers Tod. J. B. 1858, S. 120 ff. — [39]) K. P., 3. Februar 1858. — [40]) J. B. 1862, S. 110 ff. — [41]) J. B. der Station, 1869. — [42]) K. P., 6. Mai 1864. — [43]) J. B. Anum 1867. — [44]) K. P., 17. Sept. 1844. — [45]) K. P., 26. Jan. 1859. — [46]) 14. Sept. 1859. — [47]) Vgl. Ellis: The Tshi-speaking peoples of the Gold-coast. London 1887. S. 289 ff. — [48]) K. P., 13. Febr. 1861. — [49]) H. B. 1862, S. 55, 67. — [50]) K. P., 9. Apr. 1862. — [51]) 25. Juni 1862. — [52]) Schrenk: Pilgerleben, S. 81. — [53]) Steiner: Die historische Bedeutung der Polygamie. M. M. 1909, S. 422. — Gutachten von Missionaren aus Afrika über die Frage: Welches Interesse und welchen Anteil hat die Mission an der Erziehung der Naturvölker zur Arbeit? (J. M. Müller, Dieterle, Huppenbauer u. a.). M. A. — [54]) Fincke: Wie die Mission ein Negervolk zur Arbeit erzog. In: Aus der Werkstatt des Missionars, 1913, S. 60 ff. — [55]) K. P., 4. Febr. 1857. — [56]) Kulturversuche der Basler Mission auf der Goldküste. M. M. 1902, S. 133 ff. — [57]) Mader: Über den Stand und die Fortschritte der Kultur und Zivilisation auf dem Basler Missionsgebiet auf der Goldküste Westafrikas. J. B. 1858, S. 122. — [58]) M. M. 1902, S. 145. — [59]) Letztes Wort eines afrikanischen Missionars an sein deutsches Vaterland. M. M. 1877, S. 225. — [60]) M. M. 1902, S. 149 f. — [61]) Gesuch an Gouverneur Pine, Basel, 30. Sept. 1858. — [62]) M. M. 1902, S. 141 ff. — [63]) Schrenk: Pilgerleben, S. 105 f. — [64]) Schrenk: What shall become of the Gold-coast? M. A. — [64]) K. P., 14. Jan. 1852. — [65]) K. P., 19. Sept. 1855. — [66]) 8. Jan. 1862. — [67]) 15. Febr. 1854. — [68]) 18. Okt. 1854. — [69]) J. B. 1857, S. 31. — [70]) 4. Febr. 1857. — [71]) 15. Dezember 1858. — [72]) 11. Oktober 1843. — [73]) 7. Juni 1848. — [74]) 6. April, 1. Juni, 12. Oktober 1853. — [75]) 18. Juni 1856. — [76]) 14. Juli 1858. — [77]) H. B. 1862, S. 31. — [78]) Hesse: Bischof Auers Leben. M. M. 1875, S. 177. Auch als Traktat. — [79]) K. P., 13. Nov. 1861. — [80]) J. B. 1862, S. 36. — [81]) K. P., 7. März 1860. — [82]) 12. Febr. 1862. — [83]) 6. Okt. 1862; 11. Mai 1864; 29. Aug. 1866.

4. Abschnitt. 1870—1915. [1]) Gundert: Die Asante. M. M. 1873, S. 353. — H. B. 1860—1874. — Zahn: Die Bedeutung des Asante-Krieges für die Mission. A. M. Z. 1874, S. 273. — Macdonald: The Gold-coast, past and present. S. 306 ff. — [2]) Gundert: Vier Jahre in Asante. Tagebücher der Missionare Ramseyer und Kühne. Basel 1874. — Steiner: Vier Jahre gefangen in Asante. Tr. — [3]) J. B. 1870, S. 18 f. — [4]) J. B. 1872, S. 10. — [5]) Brief aus Kumase, 20. Aug. 1872. M. A. — [6]) Brief aus Kumase, 29. Aug. 1872. M. A. — [7]) J. B. 1873, S. 9 f. — [8]) Stock: History of the C. M. S., II., S. 429. — [9]) J. B. 1874, S. 15 ff. — Zahn: Eine neue Asantemission. A. M. Z. 1875, S. 160. — [10]) Schrenk: Pilgerleben. S. 160 ff. — [11]) Begoro und Okwawu, Bericht über zwei Untersuchungsreisen als Vorbereitung für die Asantemission. Basel 1875. — [12]) Hesse: Die neuen Basler Missionsstationen in Abetifi und Begoro. M. M. 1878, S. 310 ff. (322). — [13]) D. Huppenbauer: Karl Buck. Ein afrika-

nisches Missionsleben. Basel 1891. — [14]) Aus dem Gemeindeleben von Akem. H. B. 1881, S. 27 ff., 35 ff. — [15]) J. B. 1884, S. 11. — [16]) W. Huppenbauer im J. B. der Station Begoro, 1885, S. 7. M. A. — [17]) Über die Christenverfolgung in Akem vgl.: Ofori im M. M. 1888, S. 81 (übersetzt von Christaller). — J. B. 1887, S. 86. — Die Verfolgung und der Friedensschluß in Akem. Ein Rückblick. H. B. 1888, S. 9, 17. — [18]) J. B. 1901, S. 23. — [19]) Ein böses Schuljahr. H. B. 1902, S. 30. — J. B. 1902, S. 25. — [20]) J. B. 1903, S. 24 f. — [21]) J. B. 1910, S. 72 f. — [22]) J. B. 1907, S. 37. — Gsell: Im Urwald von Akem. Auf der Predigtreise unter Christen und Heiden. Basel 1903. — Ders.: Streiflichter aus dem westafrikanischen Missionsleben. Basel 1900. — [23]) Tschopp: Was die Neger in Okwawu arbeiten. H. B. 1888, S. 76 f. — [24]) Vier Jahre in Asante. S. 33 ff. — [25]) Werner: Erster Jahresbericht der neuen Station Abetifi. J. B. 1877, S. 98. — [26]) Frau Werner: Frohe Feste in Abetifi. H. B. 1878, S. 75. — [27]) Die Aufnahme Okwawus ins englische Schutzgebiet. H. B. 1888, S. 79 f. — [28]) Ein gefangener Fetisch, Atia Jau. H. B. 1895, S. 81; 1897, S. 27. — [29]) J. B. Abetifi 1892. M. A. — J. B. 1893, S. 48 f: Zwei Außenstationen von Abetifi. — [30]) J. B. Abetifi 1892. M. A. — [31]) J. B. 1895, S. 19. — [32]) Report 1900, S. 77 ff. — [33]) J. B. 1906, S. 24 f. — [34]) J. B. 1910, S. 76. — [35]) Schimming: Einweihung der Kirche in Abetifi. H. B. 1910, S. 67. — [36]) Bellon: Das Altestenkollegium in Abetifi. H. B. 1902, S. 79. — [37]) Schimming: Die abgewiesene Häuptlingswürde. H. B. 1905, S. 85. — [38]) Zur Mission in Okwawu vgl.: Steiner, An der Grenze von Asante. Basel 1912. — L. Oehler: Edmond Perregaux. Basel 1908, S. 22—65. — [39]) Huppenbauer: Von Kyebi nach Kumase. Tr. — [40]) Ramseyer an Inspektor, Abetifi, 27. Jan. 1896. M. A. — [41]) Erste Briefe aus Kumase. H. B. 1896, S. 35, 83; 1897, S. 93. — [42]) Steiner: Schreckenstage in Kumase. Basel 1900. — [43]) Steiner: In Feindeshand. Erlebnisse eingeborner Missionsgehilfen während des Asante-Aufstandes. Basel 1901. — [44]) J. B. 1901, S. 23. — [45]) H. B. 1902, S. 21. — [46]) Jahresber. d. Station: J. B. 1903, S. 79 ff. — [47]) J. B. 1911, S. 96; 1913, S. 108. — [48]) J. B. 1912, S. 65; M. M. 1911, S. 535 ff.; 1912, S. 345 ff. — [49]) Bauer: Der Fetisch Aberewa, ein neues Missionshindernis in Asante. J. B. 1908, S. 91 ff. — [50]) J. B. 1910, S. 56. — [51]) J. B. 1913, S. 107. — [52]) J. B. 1912, S. 66 f. — [53]) J. B. 1911, S. 67. — [54]) H. B. 1909, S. 38, 45 f. — [55]) J. B. 1906, S. 25. — [56]) Steiner: Am Goldstrand. Ein Bild aus dem afrikanischen Volks- und Missionsleben. Basel 1899. — [57]) J. B. 1898, S. 25. — [58]) Lädrach: Aberewa, die neue Lebensmedizin für die alte Todeswunde Afrikas. J. B. 1909, S. 118 ff. — [59]) J. B. 1895, S. 19. — [60]) J. B. 1902, S. 26. — Eine Visitationsreise durchs Fanteland: H. B. 1902, S. 50. — [61]) J. B. 1906, S. 26. — [62]) J. B. 1880, S. 21; 1881, S. 11 f. — [63]) M. M. 1893, S. 47. — [64]) Das Missionshaus in Anum. H. B. 1891, S. 10. — [65]) Besetzung von Krepe und Nkonya. J. B. 1889, S. 46 ff. — Über Fetischwesen in Nkonya vgl. Hall: Das Jahresfest des Sia in Nkonya. M. M. 1893, S. 456 ff. — [66]) Über die Geschichte der Voltamission vgl.: Steiner, Gottes Wege in der Mission. Ein Bild aus der Mission am Voltaflusse. M. M. 1893, S. 73, 108, 138. — [67]) J. B. 1895, S. 20. — W. Rottmann: Der Götze Odente. Ein Nachtstück aus dem westafrikanischen Heidentum. Basel 1899. — [68]) J. B. 1898, S. 22. — In Deutsch-Togo: S. 71 ff. — [69]) Martin: Im Innern von Deutsch-Togo. J. B. 1897, S. 62 vgl.

S. 22. — [70]) J. B. 1898, S. 26 f. — [71]) J. B. 1901, S. 28; 1902, S. 68, 71. — [72]) Miescher: Eine wichtige Frage. H. B. 1902, S. 18. — [73]) J. B. 1909, S. 56; 1910, S. 70. — [74]) J. B. 1910, S. 71; 1912, S. 68. — [75]) J. B. 1896, S. 20; 1897, S. 19; 1906, S. 23; 1910, S. 70. — [76]) J. B. 1908, S. 51 f. — [77]) J. B. 1910, S. 60. — [78]) J. B. der Station Aburi 1911. M. A. — [79]) J. B. 1889, S. 12. — [80]) J. B. 1907, S. 36. Vgl.: 1890, S. 16; 1894, S. 18; 1903, S. 26. — [81]) J. B. 1908, S. 45. — [82]) J. B. 1909, S. 50. — [83]) J. B. 1913, S. 99 f. — [84]) J. B. 1871, S. 24; 1882, S. 20; 1884, S. 9; 1886, S. 18. — [85]) J. B. 1877, S. 10; 1888, S. 20. — [86]) J. B. 1911, S. 75; 1910, S. 65. — [87]) J. B. 1912, S. 63. — [88]) J. B. 1899, S. 23. — [89]) Kölle, J. B. Abokobi 1905, M. A. — [90]) J. B. 1910, S. 63 f. — [91]) Kopp: Stillstand, Rückschritte und Fortschritte im Stationsgebiet Odumase. J. B. 1890, S. 73 ff. — [92]) Vgl. über diese Vorgänge: Mischlich, Wichtige Tage für das Kroboland. H. B. 1892, S. 81 ff. — Kopp: Die heidnische Frauenwelt im Kroboland. M. M. 1893, S. 403 ff. — [93]) J. B. der Station Odumase 1897. — [94]) J. B. 1903, S. 25. — [95]) Erhardt: Reiseerlebnisse u. Reiseeindrücke. Odumase, 29. Nov. 1907. M. A. — [96]) J. B. 1897, S. 19. — [97]) J. B. 1899, S. 24. — [98]) J. B. 1910, S. 66. — [99]) Vgl. Ottli, Gemeindebildung u. Kirchengründung in Westafrika. M. M. 1913, S. 385 ff. — [100]) Inspektor an sämtliche Stationen in Afrika, 1. Mai 1882. — [101]) J. B. 1883, S. 3 f. — [102]) Reindorf hat geschrieben: History of the Gold Coast and Asante. 356 S. Basel 1895. — [103]) Über Quist vgl. H. B. 1897, S. 69: Mitteilungen von Duisberg über seine erbauliche Krankheitsgeschichte. — [104]) Protokoll, M. A. — [105]) J. B. 1913, S. 93. — [106]) H. B. 1911, S. 14. — [107]) Missionsfeste und Missionsfestopfer auf der Goldküste. K. B. Nr. 208. — [108]) Was ein Defizit vermag. K. B. Nr. 224. — H. B. 1899, S. 10. — [109]) Schmid, Begoro, im Synodalreferat 1909. M. A. — [110]) Ordinance for the promotion and assistance of education in the Gold Coast Colony. — [111]) Visitationsbericht von Schott, S. 12. M. A. — [112]) Vortisch: Geschichtlicher Überblick über die ärztliche Mission auf der Goldküste. M. M. 1906, S. 97 ff. — J. B. 1884, S. 8. — [113]) H. B. 1893, S. 42, 51. — Von Eckhardt stammt der Traktat: „Land, Leute und ärztliche Mission auf der Goldküste." — [114]) J. B. 1912, S. 62. — [115]) Vgl.: Aus den Briefen eines Missionskaufmanns auf der Goldküste. Basel 1882. — [116]) J. B. der Missionshandlung 1893, S. 6 f. — [117]) Aus Duisbergs Feder stammen: Licht aus Afrika für weiße Leute. Basel 1900. — Industrie und Handel im Dienste der Basler Mission. Basel 1908. — Allerlei Bilder aus meinem Leben. — Lose Blätter aus den Aufzeichnungen eines alten Missionskaufmanns. — [118]) J. B. der Handlungsgesellschaft 1899, S. 6. — [119]) A. a. O. 1900, S. 7. — [120]) Nekrolog: H. B. 1909, S. 70.

III. Teil: Togo.

[1]) H. B. 1906, S. 49 ff. — [2]) Prot. der Konferenz, S. 2. M. A. — [3]) Martin an das Komitee. Anum, 17. Mai 1906. — [4]) Aus Mohrs Gutachten. Kirchheim u. T., 28. Nov. 1906. — [5]) Generalpräses an das Komitee. Odumase, 14. Juni 1909. — [6]) Dr. R. Fisch: Nordtogo und seine westliche Nachbarschaft. Basel 1911. 189 S. — [7]) Zu S. 208 – 210 vgl. J. B. 1913, S. 141 f.; 1914, S. 160 ff. – Togo-Flugblatt; K. B. Nr. 315: Auf Vorposten in

Nordtogo. — H. B. 1913 u. 1914. — Bausteine Nr. 2: Huppenbauer: Unsere Reise ins Hinterland von Togo. — Kieß: Ärztliche Mission. Nr. 3: Schimming: Unsere Beziehungen zu den Mohammedanern.

IV. Teil: Kamerun.

[1]) Vgl. Paul: Die Mission in unsern Kolonien. 1898, I., S. 110 f. — [2]) Underhill: Alfred Saker, der Bahnbrecher christlicher Kultur in Kamerun. Hamburg 1885. — [3]) Warneck: Abriß einer Geschichte der prot. Miss. 10. Aufl. S. 155. — [4]) Oehler: Zur Vorgeschichte der Basler Mission im Kamerungebiet und in Viktoria. M. M. 1887, S. 11 ff. (S. 12). — [5]) Oehler im Vorwort zum H. B. 1885. — [6]) Oehler, M. M. 1887, S. 15. — [7]) Zur Frage einer Kamerun-Mission. H. B. 1886, S. 38. — [8]) Zur Vorgeschichte vgl.: Römer: Kamerun, Land, Leute und Mission. — [9]) Kam.-Bl. — [10]) Die erste Nachricht und Todesnachricht aus Kamerun. H. B. 1887, S. 18 f. — O. Becher: Das erste Opfer der Basler Mission in Kamerun. Leben und Sterben des Missionars Fritz Becher. Basel 1911. — [11]) Oehler: Das erste Jahrzehnt der Basler Mission in Kamerun. H. B. 1898, S. 33 ff. — [12]) An einem Sterbebett in Kamerun. H. B. 1891, S. 2. — [13]) H. B. 1891, S. 22. — [14]) J. B. 1888, S. 22 ff. — [15]) Vgl. A. M. Z. 1898, S. 333 ff. (Zahn, Rundschau, Kamerun); 1909, S. 82 (Würz, Rundschau). — [16]) Flad: Religiöse Vorstellungen der Duala. M. M. 1890, S. 176. — Autenrieth: Über die Religion der Kameruner. H. B. 1893, S. 78. — Wurm: Die Religion der Küstenstämme in Kamerun. Missionsstudien, Heft 23. — [17]) Bohner: Sklaverei und Sklavenhandel in Kamerun. M. M. 1893, S. 16. — [18]) J. B. 1889, S. 7 ff. — [19]) Autenrieth: Mangamba, 22. Juli 1889, Brief im M. A. — Vgl. H. B. 1889, S. 89: Eine neue Missionsstation. — [20]) H. B. 1894, S. 3, 9. — [21]) Wittwer: Ereignisse im Aboland. H. B. 1893, S. 11 ff. — [22]) Eine verheißungsvolle Reise in Kamerun. H. B. 1893, S. 52 ff. — [23]) Eine Missionsreise in Kamerun. M. M. 1894, S. 49, 148, 188. — Ins Innere von Kamerun, eine Missionsreise. Traktat. — [24]) M. M. 1895, S. 196 f. — [25]) J. B. 1896, S. 24. — [26]) J. B. 1892, S. 20 f. — [27]) Bohner: Skizzen aus der Kamerun-Mission. M. M. 1898, S. 372 ff. — [28]) Ein Auto da fe in Kamerun. H. B. 1896, S. 6. — Wie Dikoki, der große Götze, in die Gefangenschaft nach Basel gekommen ist. H. B. 1896, S. 48. — [29]) J. B. 1892, S. 21. — Schuler: In den Süden von Kamerun. H. B. 1892, S. 4. — Derselbe: Das erste Jahr der Station. J. B. 1893, S. 54. — [30]) Die Basler Mission im südlichen Kamerungebiete. M. M. 1893, S. 331 ff. — [31]) H. B. 1896, S. 95 f. — [32]) Schmidlin: Die katholischen Missionen in den deutschen Schutzgebieten. Münster 1913, S. 75 f. — [33]) J. B. 1898, S. 27. — [34]) J. B. 1896, S. 25. — [35]) J. B. 1896, S. 24. — [36]) J. B. 1898, S. 29. — Aus dem ersten Jahresbericht von Edea. A. a. O. S. 58 ff. — [37]) Oehler im H. B. 1898, S. 37. — [38]) J. B. 1889, S. 49 ff. — [39]) Wurm: Die Religion der Küstenstämme in Kamerun. Miss.studie 22, S. 26. — [40]) Würz: Die Basler Mission in Kamerun und ihre gegenwärtigen Aufgaben. Miss.studie 9, S. 3 f. — [41]) J. B. 1894, S. 20. — [42]) Vgl. Festbericht 1867, S. 63. — [43]) Die Industriewerkstätte der Basler Mission in Bethel. H. B. 1899, S. 4 f. — [44]) Paul: Die Mission in unsern Kolonien, I., S. 174 f. — [45]) H. B. 1896, S. 17. — [46]) H. B. 1897, S. 7. — [47]) Würz, Miss.studie 9.

— [48]) Paul, S. 176. — [49]) Aus dem J. B. des Schulinspektors für Kamerun. J. B. 1899, S. 78 ff. — [50]) H. B. 1899, S. 66. — [51]) H. B. 1901, S. 80. — [52]) Aus Kamerun. H. B. 1902, S. 45. — [53]) H. B. 1902, S. 24. — [54]) H. B. 1902, S. 96. — [55]) Aus einer Pflanzstätte christlicher Häuslichkeit. H. B. 1901, S. 31. — [56]) H. B. 1901, S. 5; 1902, B. 3. — [57]) H. B. 1900, S. 52. — [58]) H. B. 1902, S. 68. — [59]) Die Kapelle in Bellstadt. H. B. 1897, S. 19. — [60]) H. B. 1902, B. 1. — [61]) A. a. O., S. 24. — [62]) S. 69. — [63]) 1899, S. 89. — [64]) Wie unsere Brüder in Kamerun Kriegsrat gehalten haben. H. B. 1901, S. 19 ff. — [65]) Ringkämpfe in Kamerun. H. B. 1901, S. 53. — [66]) Über Erkundungen im Sanagagebiet: H. B. 1902, B. 1; S. 16, 71. — M. M. 1902, S. 193. — [67]) M. M. 1900, S. 33; H. B. 1902, S. 2, 11, 32. — [68]) H. B. 1902, S. 45. — [69]) Vgl. über die Verhandlungen betreffend Südkamerun: H. B. 1902, S. 40, 80, 91; 1903, S. 1. — M. M. 1898, S. 45. — [70]) Eine Missionsreise im südlichen Kamerun. M. M. 1902, S. 193. — [71]) H. B. 1903, S. 14 f., 33 ff. — [72]) Aus dem Stationsbericht Bali 1904. — [73]) Keller: Bali, 18. Mai 1907. — Erfreuliche Nachrichten aus Bali: H. B. 1907, S. 63 ff. — [74]) Bali, J. B. 1908, M. A. — Die Erstlinge in Bali: H. B. 1909, S. 33 f. — [75]) K. Hauß: Der Pionier der Balimission. Aus dem Leben von Ferdinand Ernst. Basel 1910. — [76]) In einer afrikanischen Festung. H. B. 1904, S. 19 ff. — Vgl. Passarge: Kamerun, S. 598 f. — [77]) K. B. Nr. 39, 41. — Vielhauer: Neue Missionsaufgaben im Grasland von Kamerun. Ev. Miss. 1914, S. 73 ff. (ein Überblick). — Anna Oehler: Der Negerkönig Ndjoya. Basel 1913. — [78]) M. M. 1914, S. 231. — [79]) Öttli: Der Ernst der Lage in Kamerun. K. B. Nr. 41, S. 20 ff. — [80]) Autenrieth: Ins innere Hochland von Kamerun. — [81]) M. M. 1914, S. 178 f. — [82]) Würz, Miss. studie 9, S. 16 f. — J. B. 1901, S. 92 ff. — [83]) K. B. 34, S. 25. — [84]) Weichert: Das Schulwesen deutscher evangelischer Missionsgesellschaften in den deutschen Kolonien. Berlin 1914. S. 34 f. — [85]) K. B. 34, S. 28. — Zur ganzen Frage vgl.: H. Bohner: Die Erziehung des Kamerunnegers zur Kultur. Abdruck aus: „Die deutschen Kolonien." Basel 1902. — [86]) Vgl. Meinhof: Dernburg und die Mission. Kol. Rundschau 1910. S. 411 ff. — [87]) J. B. 1911, S. 108. — [88]) Vgl. Weichert; dazu: Schlunk: Das Schulwesen in den deutschen Schutzgebieten. Hamburg 1914. — Derf.: Die Schulen für Eingeborne in den deutschen Schutzgebieten: Bd. XVIII der Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts. Hamburg 1914. — [89]) J. B. 1913, S. 110. — [90]) Faksimile einer Warenbestellung des Königs von Bamum: J. B. der M. H. G. 1907, Rückseite. — [91]) Duisberg: Industrie und Handel im Dienst der Basler Mission. Basel 1908, S. 42 f.

Berichtigung. Auf Seite 288, Zeile 16 von unten muß die Jahreszahl 1905 heißen (statt 1900).

Register.

Aarburg 23.
Abendmahlsfragen 27. 51. 148. 265.
Abeokuta 3.
Aberewadienst 126. 131.
Abessinien 3.
Abetifi 107. 116 ff. 121. 135. 192.
Abgefallene Christen 55. 112. 286.
Abiriw 65. 66.
Ablo, Pfarrer 163.
Abokobi 39. 53. 55 ff. 73. 87. 92 ff. 128. 145—149. 158. 162. 163. 167. 181 f.
Aboland 214. 227 ff. 243. 325.
Abraham, bekehrter Fetischpriester 67. 92.
— christlicher Asanter 123.
Abtretung der Goldküste an England 47.
Abude s. Aburi.
Aburi (= Abude) 40. 41. 67. 73. 92 ff. 104. 139—142. 158. 166. 167. 181. 183. 188 f.
Ada 60. 91. 133. 190.
Adafo 61. 91. 133.
Adamaua 294 f. 297.
Adangme-Sprache 57.
Adelberg (Württemberg) 30.
Adele 135. 136.
Ado, König von Akropong 30.
Adubofo, Feldherr 101. 124.
Adukrum 66.
Adwumaku 132.
Afrikaverein, Evangelischer 241. 250.
Agona 123. 132.
Agyimako 131.
Ägypten 3.
Akem 38. 69—71. 84. 90. 100. 104. 106. 107—116. 124. 138. 160. 162. 192.
Akoli 152.
Akpafo 136. 138. 203.
Akra 183. 191. 192. 194.
Akrong (Gemeindeglied) 54.
Akropong 27 f. 29 ff. 37 ff. 41. 42 f. 64—67. 84. 86 f. 92. 93. 95. 96. 97. 129. 134. 139. 142—145. 154. 158. 163. 167. 186.
Akufo (König von Akropong) 143.
Akuse 190.
Akwa (Häuptling) 213.
Akwamu (Akwam) 83. 101. 134. 136. 139.
Akwapem 28. 29. 38. 71. 87. 104. 127. 133. 134. 138.
Akyea, Katechist 123.
Aldinger, Chr., Missionar 56. 57. 58. 80. 82.
Allmersbach 23.
Almela-Kirche 244.
Ältestenamt 55. 56. 82. 120—128. 142. 162 f. 265. 321.
Alt-Kalabar 222.
Altona 12.
Amana, Georg, Ältester 135.
Amanukrum 66.
Ambasbucht 214.
American Board 14.
Amfoi 134.
Amulette 131. 148. 150. 209. 289. 292.
Angloer, Stamm 101.
Ankoma (Christ) 130.
Anstaltserziehung 92 ff. 97. 98. 180 ff.
— Knaben 92. 236. 250. 253.
— Mädchen 92 ff. 150 f. 181—183. 253.
Antigua 8. 34. 35.
Anum 71. 91. 101. 133—139. 158. 186. 192. 200.
Arbeitserziehung 83 ff. 93. 97. 186. 190. 194 f. 250. 257. 272 ff. 306 ff.
Arntz, Wilh., Missionar 223. 232.
Arrowroot 42.
Ärztliche Mission 187—189. 203. 209. 266. 281. 290. 298. 327 f.
Asante 29. 61. 69. 70. 86. 89. 91. 99. 100—107. 120—128. 158. 184. 199.
Asante, David 43. 66. 97. 102. 103. 107. 108. 109. 116. 134. 157. 158. 162.
Asanteeid 126.
Asantema 68.
Asanufo 113.
Asare, Pfarrer 124. 156.
Aseng (Landschaft) 132.
Ashmun, Jehudi 9. 10. 11. 12.
Asikotänze 127. 144.
Asunka (Jsango) 301.
Asuum 111.
Ata, Johannes, Ältester 118. 120.
— König von Kyebi 70. 109—111.
Äthiopische Bewegung 183.
Auer, Joh. Gottl., Missionar 56. 57.
Augsburg 40. 41.
Ausbreitungsgesellschaft, englische 99.
Ausschließungen 60. 71. 108. 113. 115. 119. 129. 140 f. 143. 148. 168 f. 224. 244. 255. 264 f.
Ausschuß der deutschen Missionen 311.
Australien 13. 215.
Auswanderung der Christen 145 f. 204. 205. 206.
Autenrieth, Friedr., Missionar 227 ff. 237. 297.
Awere, Pfarrer 136.
Ayefare (Ehebruchsgeld) 172.

Babimbi 270. 278.
Baden 2. 52. 69. 221. 222. 269.
Bafiastraße 278.
Bagam 285. 295 f.
Bahnbauten 192. 203. 278. 296. 298. 302. 309. 329.
Bakaka 297 f.
Bakoko 235. 243.
Bakundu 227. 232. 233. 246. 262. 322.
Bakunduba-Namwili 214.
Bakwiri 214. 224. 226. 250 f. 304 ff.
Bali 246. 250. 267. 271. 279 ff. 289. 293. 307. 312 f. 316. 328.
Balondo 262.
Balong 232 ff. 246. 262.
Bamenda 281. 292. 295. 313.
Bamendsching 295.
Bamum 287 ff. 317.
Bana 296.

Bandzun 296.
Bangwa 296. 298. 312.
Banho 294.
Bantama 121. 122.
Banyang 299 ff.
Baptisten 12. 13. 15. 214. 219 f. 223 ff. 227. 239. 241. 249. 254. 256. 267. 303. 319.
Barbados 45.
Barmen 3.
Barombi 262.
Barong 199.
Barth, Dr. Chr. Gottl. 63.
Basa 264. 269. 271. 273. 302. 322.
Basedow, Wilh., Miss. 231.
Bassaneger 12.
Bastian, Karl, Missionar 223.
Basutoland 4.
Batabi 130.
Batavia 3.
Bathurst 160.
Bauer, Andr., Mission. 128.
Bauernstand u. Mission 191. 194. 307. 315.
Baum, David, Miss. 69. 70.
Baumwollkultur und -Handel 90. 91. 191. 273. 307.
Baya 303.
Bayern 38. 40.
Bebe (Häuptling) 232.
Becher, Friedr., Miss. 222.
Beckauer, Joh. Wilh., Miss. 1.
Bedi, Ferdinand 298.
Begoro 107. 110 ff. 114. 130. 169. 186. 192.
Bellon, Imman., Miss. 124.
Bell-Stadt 252. 256.
Bender, Karl, Missionar 157.
Bengalen 3.
Berekuse 57.
Berem, Fluß 70. 130.
Bern 1. 3. 56. 70. 217.
Besima (Nixe) 235.
Besongowang 302.
besua s. Ringkämpfe 260 f.
Bethel 213. 222. 223. 226. 228. 234. 237. 238. 240. 261.
Beuggen, Anstalt 23.
Bibelgesellschaft, Basler 61. 63. 100.
— Britische 61. 63.
— Württembergische 241.
Bibelübersetzung: Duala 214. 241. 253 f.
— Ga 61.
— Tschi 63.
Bibern (Kt. Schaffhausen) 13.
Bigtown 13.
Bimbia 214.
Bimbila 201. 206. 208 f.
Binder, Joh., Missionskaufmann 195.
— Rosine, s. Widmann, Frau.
Birmingham 107.
Bismarcksburg 135.
Bizer, Georg, Miss. 260.
— Joh., Miss. 222. 238.
Blaukreuzbewegung 120. 140 f.
Blumhardt, Inspektor, 1. 5. 7. 8. 10. 11. 21. 24. 30.
Blumhardt, Karl Heinrich, Missionar 3.
Boakye, Lehrer, 163.
Boama, James, Katechist, 117
Boateng, Katechist, 117. 166.
Bobumfest 152.
Bockstatt, Chr. Hr., Laienmissionar 3.
Boem 135. 136. 202.
Bohner, Heinrich, Missionar 86. 128. 162. 179. 223. 264.
Bombay 3.
Bombe 232 ff. 246. 250. 257. 262. 268. 299.
Bompata 117. 120.
Bonabela 250. 319. 324.
Bonaberi 232. 240. 247. 248. 250. 251. 255. 261. 307. 329.
Bonaduma 240. 252. 310.
Bonaku 213. 240. 249. 252. 253. 260. 328.
Bonanjo 250. 252.
Bondjongo 214. 227.
Bongo 234 f.
Boso 134.
Bosompem, Jos., Ältester 110.
Bremen 2.
Bremerhaven 191.
Bremer Konferenz 216. 217.
Briandt, Adolf, Katechist 60.
Brown, engl. Gesandter in Kopenhagen 34.
Brüdergemeine 8. 21. 22. 25. 33. 34. 35.
Brüderkonferenz, allgemeine (Kamerun)
1898: 265.
1900: 260—267.
1903: 319 ff.
1905: 322 f.
1908: 308. 323 f.
1912: 324 ff.
Brugger, Hanna, Missionsschwester 141.
Brunnen, von der Mission gegrabene 55. 149.
Buck, Karl, Missionar 109 ff. 120. 157.
— Frau Miss. 160.
Buea 226. 238. 243. 250 f. 254. 262. 268. 303 ff. 307.
Bufe, Emil, Missionar 299.
Bührer, Joh., Miss. 13. 14.
Bullomneger 5.
Bulttmann, Phil., Miss. 2.
Bundesrat, schweizer. 102.
Burkhardt, Christian, Missionar 157.
Bürki, Rudolf, Miss. 113.
Buß, Phil., Missionar 131.
Bwapaki 229.

Cape Coast 63. 101. 104. 123. 132.
Cape Palmas 99.
v. Cappelen, Jörgen Wright, Missionar 7. 21. 22. 23.
Carstensen, Gouverneur 37.
Chapuis, Fr., Missionar 231.
Chinesische Mission, verglichen 165 f. 238 f. 245. 270.
Christaller, Joh. Gottl., Missionar, 62 f. 95. 106.
— Lehrer 241. 250.
Christenansiedlungen 72—74. 108. 109. 113. 117. 120. 125. 134. 135. 138. 146. 155. 274. 276. 293.
Christenmädchen, Fürsorge für 169 f.
Christiania 23. 24.
Christiansborg 25. 26. 28. 39. 41. 44 f. 46. 49 ff. 74. 86. 92. 93. 97 f. 105. 145 bis 149. 158. 183. 186. 194.
Clemenz, Joh. Konr., Missionar 3.
Clerk, Alexander 42. 67.
— Nikolaus, Missionar 36. 97. 135. 136. 142.
de Coningk, Jean 23.
Croßfluß 299.

Dagomba 127. 199 ff. 209. 210.
Dänemark: Missionare 2. 27.
— Beziehungen 6. 20. 23. 29. 48.
— Staatskirche 22. 46.
— Regierung 22. 27. 28. 30. 33 f. 45. 47. 48.
Dänisch-Westindien 33. 35.
Dankopfer 168.
Danso, Katechist 123.
Date (Gemeinde) 66. 94. 142 f. 158. 163.
— König von Akropong, 75 f.
— Nathanael, Pfarrer 66. 163.
Dauromadam 58. 60. 71.
Dawu 66.
Deibol, Joh., Pfarrer 252.

Demerara 6.
Denkyira 131.
Derendingen 3.
Dernburg 308 f.
Dettington 10.
Deutsche Schulen 250 f.
Deutscher Unterricht 236. 250. 266. 278. 311 ff. 322.
Diakonat 156—158.
Diari 205.
Dibombe 297.
Dieterle, Joh. Christian, Missionar 40. 41. 44. 62. 67. 73. 74. 80. 93.
Dietschi, Rud., Miss. 13. 14.
Dilger, Christian, Missionar 223.
Distriktskonferenzen (Goldküste):
Ga 1880. 156.
1909. 167. 174.
Tschi 1860. 77.
1880. 156.
1909. 166. 167.
Distriktssynoden:
Ga 1880. 156. 157.
1883. 160.
1894. 165.
1909. 149. 167. 170. 172. 175.
Tschi 1880. 156.
1883. 160.
1909. 166. 170. 171. 172. 175 f.
Dräseke, Dr. 21.
Dschang 286. 296. 298. 313. 325.
Dschengu (Wassergott) 230. 235. 243.
Dschwabeng s. Dwabeng.
Dschweso 123.
Duala (Ort) 309 f. 328.
— (Sprache) 214. 224. 273. 277 f. 301. 312 ff. 322.
— (Volksstamm) 213. 215. 325.
— Manga 310.
Duisberg, Wilh., Missionar 193.
Dwabeng (Asanteprovinz) 116.

Eckhardt, Dr. Alfr., Missionsarzt 188.
Edea 223. 236 f. 246. 250. 253. 257. 258. 261. 268. 269. 270. 271. 275. 325. 329.
Ehefragen 169 ff. 262 f. 274. 321.
Ehemann, Joh. Christ., Missionar 3.
Ehescheidung 171 f.
Eheschluß 170 f.
Ehningen 38.
Einheimische Missionsarbeiter 50. 64. 109. 129. 142. 156 ff. 163. 182.
Einheitssprachen 316.
Eisenschmid, David, Missionar 70. 108. 112. 157.
Elberfeld 3.
Elmina 99. 102.
Engelberg 304.
Englische Kirchenmission 1. 5. 7. 13. 14. 21. 33. 64. 106.
Engmann, Jer., Diakon 163.
Eppelein, Johanna s. Meischel, Frau.
Erhardt, J. J., Missionar 4.
— Wilhelm, Missionar 153.
Ernst, Ferd., Missionar 268 f. 280. 282. 284. 285. 288.
Erstlinge: 43. 45. 57. 64. 66. 70. 108. 116. 122. 130. 213. 244. 284. 291.
Europäer in Afrika 26. 45. 47. 54. 147. 244. 255. 289 f. 308 f. 330.
Evangelisation 141.
Evhesprache 136 f.

Familienleben, christliches 54. 56. 64. 84. 172 ff. 245. 274. 276.
Fanjeneko 108.
Fante 33. 99. 122. 128.
Feindschaft, heidnische 68. 71. 94. 108 ff. 111 f. 118. 123. 125 f. 130. 143. 151. 177. 229.
— mohammedanische 132.
Fenn, Sekretär der C. M. S. 63.
Fernando Po 213.
Fetischpriester: Goldküste 25. 41. 44. 56. 58. 66. 69. 71. 94. 103. 108. 109. 116. 130. 132. 135. 151. 152. 153.
Fetischwesen: Goldküste 59. 65. 67. 68. 111. 112. 116 f. 121. 125. 126 f. 130. 134 f. 138. 148. 150. 153. 155. 176 f. 202.
— Kamerun 225. 246. 277.
Finckh, Klara, Krankenschwest. 188.
Findelhaus 321.
Fisch, Rudolf, Dr. med. 140 f. 188 f. 205. 208. 209.
Fo-Nyonga (König) 279 ff.
Forschungsreisen, missionarisch. 31. 57. 120. 201. 205 f. 230 f. 268. 279. 299.
Fortbildungskurse 251.
Frauenmission: Goldküste 93 f. 141. 147. 183. 188.
— Togo 210.
— Kamerun 291. 294. 328
Frauenverein, Petersburger 92. 93.
Frauenwelt, heidnische: Goldküste 129. 131. 150 f. Kamerun 226. 245. 262 f. 284.
Freetown 3. 12. 160.
Fremde Dienste 1—9.
Frey, Christ. Gottl., Missionar 2.
Fulah 291. 293. 294.
Fulbe 287.
Fumban 287 ff. 312 f.
Furrah-Bay 3.
Furrer, Anna, Miss.-Schwester 94.
Fürsorge für die Missionare 28. 49 f. 187.

Gambaga 205.
Garega, König 246.
Gebietstrennung der Missionen 200 ff. 209. 317.
Gemeindeerziehung 72—91. 164. 255 ff. 284.
Gemeindeschule 94. 180. 183.
Gemeinschaftspflege unter den Missionsarbeitern 163 f.
Generalkonferenz (Goldküste)
1851 92.
1856 95.
1861 78.
1862 79 ff.
1881 134. 157—159. 165. 180.
1883 163 ff. 180.
1898 165. 181 f.
1905 182 f. 199.
Gerber, Joh., Missionar 1.
Gerlingen 4. 50.
Gesundheitsverhältnisse: Goldküste 49. 187 f.
Giftbecher s. Gottesgerichte.
Glasgow 214.
Glatzle, Baubruder 107. 108.
Glover, John, Kapitän 104 f. 107.
Gniebel 35.
Gobat, Samuel, Missionar 3.
Göhring, Martin, Missionar 289.
Goldgräberei 113 f. 115.
Gollmer, Karl Andr., Miss. 2.
Gomoa 131 f.
Goßnersche Mission 38. 303.
Gotha 13.
Gottesdienstordnung 323.

Gottesgerichte (Giftbecher) 134 f. 202. 226.
Gottesknaben siehe Männer Gottes.
Gottlieb Blumhardt (Neger) 13.
Götzenauslieferung 233. 258 f. 302.
Graf, Joh. Ulr., Missionar 2.
Graner, H., Missionar 13. 14.
Greaves, Pfarrer 11.
Grenfell, Missionar 215.
Groh, Balth., Missionar 126. 141. 199 ff. 204. 205.
Groß-Batanga 266.
Grub, Kt. Appenzell 2.
Gummihandel 191. 266. 307.
Gunn, Dr. med. 187.
Gurma 201. 209.
Gyadam 69. 70. 87. 130.

Haas, Missionsgehilfe 70.
Haasis, Frau Missionar 123.
Haastrupp, Nik., Missionar 2.
Häberlin, Dr. med. 327.
Hall, Ältester 42.
— P., Pfarrer 36. 134. 135. 136. 163.
Halleur, Hermann, Missionar 35. 36. 37. 38.
Handel, Wilhelm, Missionar 107.
Handt, Joh. Chr. Simon, Missionar 10. 12. 13.
Handwerk und Mission 85 f. 190. 241. 273. 280. 307 f. 315.
Hänsel, Karl, Lehrer 2. 12. 21.
Hanson, Katechist 123.
Harms, Propst 34.
Harnisch, Chr. Imm., Miss. 96. 99.
Hässig, Georg, Missionar 268 f. 326.
Häuptlinge, christliche 110. 118. 120. 139. 143. 152. 176 f.
Hausa 2. 127. 132. 148. 189. 202. 203. 209 f. 280 288 ff.
Hauskinder der Missionare 43. 72. 92. 252.
Hebräische Sprache 3. 95. 96.
Heck, J., Missionar 56.
Heeresabteilung, christliche 68. 104 f. 114.
Hegele, Chr. Gottlieb, Miss. 10. 11. 12.
Heidenpredigt 158. 164.
Heimkehrerlaubnis 50. 165.
Heinrichsbad 105.
Heinze, Chr. Friedr., Missionar 27. 28. 187.
Henke, Joh. Phil., Missionar 23. 24. 26. 27.
Hermann, Dav., Missionar 223.
Herzbüchlein 241.
Herzog, Laienmissionar 69. 70.
Hessen-Darmstadt 2. 60. 221.
Hexen 119. 127. 226.
Hey, Dr. Friedr., Miss.-Arzt 152. 188. 327.
Hickory 215.
High school 183 f.
Hildebrandt, Heinr., Miss. 157.
Hilfsbund, deutscher 294.
Hilfskomiteen: 207 f.
— Birmingham 107.
— Manchester 106.
Hilfsverein für Kamerun 221.
Hinderer, David, Missionar 3.
Hirtenbriefe des Komitees 175. 256.
Ho, Bremer Station 101.
Hoffmann, Inspektor 33. 40. 41. 47.
Holland 99.
Holm, Pastor, 46. 47. 48.
Holstein 21. 23.
— Gräfin von 34.
Holsteinburg, Graf von 29.
Holzwarth, Gottl., Missionar 23. 26.
Hönger, Laienmissionar 70.
Huppenbauer, D., Missionar 120. 157.
— Hans, Missionar 208 ff.
— Dr. Karl, Missionsarzt 189.

Jabassi 296. 325.
Jäger, Peter Petersen, Miss. 27. 28.
Jakob von Brunn (Neger) 13. 15. 16.
Jamaika 2. 8. 15. 35. 36. 42.
Jaunde 246. 271. 278. 303.
Jendi 199. 201. 203. 205. 206. 209.
Jerusalem 3.
Ikassa 299. 300.
Indische Mission, verglichen 155 f. 165 f. 168 f. 179. 184. 239. 245. 315.
Inspektion durch Prätorius 159 ff.
Inspektorat für Afrika 159 f.
Josenhans, Gottlob, Missionar 148. 154. 205.
— Inspektor 51. 63. 75. 104. 106.
Joßplatte 256.
Joßstadt 215.
Jost, Friedr., Missionar 123.
Isango s. Losango.
Isenberg, Karl Wilh., Missionar 3.
Islam: Literarisches 3.
— Goldküste 127. 131 f. 134. 135. 136. 148. 171.
— Togo 199. 200 ff. 210.
— Kamerun 280. 288 ff. 303.
Jungfrauenverein 291.
Jünglingsvereinssache 124. 194. 286. 291.
Jürshöhe 236.

Kaffeebau 37. 42. 87. 88.
Kairo 3.
Kakaobau 86. 88. 115. 119 f. 138. 141. 142. 191. 194. 250. 273. 275. 307.
Kamerunberg 214. 303 ff.
Kapff, Prälat 105.
Kapstadt 3.
Karlsruhe 105. 217.
Katawere 130 f.
Katechismus 61. 241.
Katholiken 126. 199 — 201. 213 f. 216. 236. 248. 249. 257 f. 267. 273. 276. 278. 286. 293. 294. 299 ff. 302. 313. 317 f. 324 ff
Keller, Jak., Miss. 279 f. 313.
Kete 137.
Kent 213.
Ketschenke 135. 136.
Keyaga 299 ff.
Kiel 23. 34.
Kieß, Imman., Miss. 208 ff.
Kilimandscharo 4.
Kindererziehung 174.
Kinderfürsorge 322 f.
Kinderverlobung 74. 262 f.
Kintampo 199.
Kinzler, Ad., Pfarrer 222.
Kirchen u. Kapellen 64. 161. 232. 235. 236. 256. 290. 300.
Kirchensteuer 141. 157. 159. 165 — 167.
Kirchenzucht 47. 51. 54. 218. 261. 264. 265. 324.
Kirchheim 3.
Kissey 15.
Kißling, Georg Adam, Missionar 2. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 27.
Klaus, Baubruder 71. 72.
Kleebronn, Württemberg 3.
Knabenanstalten: Goldküste 52. 71.
Knödler, Karl, Laienmiss. 3.
Knoth, Heinr., Missionar 3.
Kobel, Ferd., Missionar 255.

Koelle, Wilh. Sigmund, Missionar 3.
Kolonialära, deutsche 215 f.
Kolonialkongreß, deutscher 207.
Kolonisation 21. 87 f. 213.
Kolonisationsgesellschaft, afrikanische, in Washington, 9. 14.
Kolonisten, deutsche 87 f.
— westindische 32-36. 40. 42.
Komitee 2. 4. 5. 6. 7. 8. 10. 11. 13. 14. 15. 192 ff.
Komitee Goldküste 19. 20. 21. 22. 23. 25. 26. 28 f. 30. 31. 33 f. 36. 38 f. 40. 54. 61. 70. 87. 90. 91. 102. 126.
Andere Missionen 106 f. 164.
Bestimmungen (Aussendungen) 22. 26. 29. 35. 38. 40. 50. 62 f. 69. 85. 95. 107. 187.
Beitragsleistungen der Eingebornen 93. 159.
Frauenmission 93 f. 183.
Fürsorge für Missionare 27. 50. 61.
Gemeindeerziehung 72 ff. 149. 159. 171 ff. 175.
Hauskinder 92.
Konfessionelles 46 f.
Neue Unternehmungen 99. 103.
Schulwesen 44. 45. 93. 95. 97. 183 ff.
Sklavenfrage 77 ff.
Stationsgründungen 57 f. 113. 136.
Unabhängigkeit der Mission 46 f. 48. 75 f.
Komitee Togo 202. 203. 204. 206. 207. 208.
Komitee Kamerun 216 ff. 243. 246. 252. 259. 263. 299. 320. 328.
Arbeitserziehung 241. 256 f.
Evangelische Missionen 219 ff. 266 f.
Fürsprache 242. 305 f. 309 f. 311.
Katholische Mission 258. 317.
Neue Unternehmungen 266 f. 279. 299.
Schulwesen 217 f. 240. 253. 313 ff. 318.
Kongo 213. 219.
Kongo-Marokkovertrag 1911 303.
König von Dänemark 20. 24. 33. 34. 46.
Königsfeld 8.
Konkomba 209.
Konstantinopel 3.
Kopenhagen 6. 21. 24.
Koranteng, Pfarrer 163. 193.
Kornthal 4.
Köster, Missionar 41. 95.
Kostgeld der Schüler 72. 74. 93. 180.
Koto, Jos. 227 ff. 252.
Kotokko (Fetisch) 150.
Kotokuland 130. 131.
Kpando 135. 138.
Kpemo 153.
Kpong 191.
Krakye s. Kratschi.
Krankenschwestern 188. 210. 294. 328.
Krapf, Dr. Joh. Ludwig, Missionar 3. 4. 213.
Kratschi 135. 136. 202. 209.
Kreme (Fetisch) 153.
Kroboberg 150. 151 f. 192.
Kroboland 57 ff. 83. 149–156.
Kromer, Missionsgehilfe 70.
Kronland 303 ff.
Kruse, Wilhelm, Missionar 3.
Kugler, Christian, Miss. 3.
Kühne, Joh., Kaufmann 72. 116.
Kukurantumi 71. 104.
Kulturarbeit der Mission 90. 148. 155. 241.
Kumase 28. 30. 31. 100. 101. 103. 117. 120—128. 132. 135. 140. 191.
Kunang 230.
Kuniwalde (Sachsen) 27.
Kupeberg 230. 297.
Kwabeng 112.
Kwan 320.
Kyebi 63. 70. 102. 104. 107. 108 ff. 114. 116. 127. 158. 160. 167. 189.
Kyeropong 316.

La (Außenstation) 52. 57.
Labi, Pfarrer 131.
Lädrach, Otto, Missionar 114.
Laisle, Missionszimmermann 85.
Laka (Stamm) 296.
Landessprache, Einstehen für: Goldküste 38, 44, 96, 185 f. Kamerun 314 f.
Landkommission (Kamerun) 305.
Landrecht der Eingebornen 303 ff.
Lang, J., Missionsökonom 80. 87.
Langenwinkel 52.
La Roche, Konrektor 24.
La Roche, Pfarrer 24.
Late (Gemeinde) s. Date.
La Trobe 34. 35.
Lauffer, Nath., Missionar 233 f. 258. 266.
— Frau Missionar 253.
Legong (Außenstation) 54.
Lehrerbildung 96. 97. 180 f. 184 f. 240. 265 f.
Lehrerinnen, europäische 93 f. 97. 182.
Lehrermangel 127. 131. 271. 273. 274 f. 276. 326 f.
Lehrplan 96. 247 ff.
Leimbacher, Baubruder 280.
Lepsiusschrift 63 f.
Liberia 9—16. 23.
Lieder, Joh. Rud., Miss. 3.
Lindenmeier, Missionsschreiner 85.
Literarisches:
Bali 282. 317.
Dagomba (Dagbane) 209.
Duala 241. 253 f.
Ga 56. 61. 62.
Tschi 62 f.
Livingstone 214.
Lobetal 231. 234 ff. 244. 250. 253. 261.
Locher, C. W., Missionar 50. 57. 78. 80. 85. 99.
Lochmann, Jakob, Missionar 132.
Logkwo 278.
Lohmann, Pastor F. 294.
Loitz 27.
Lolodorf 302.
Lome 200. 205. 206. 209.
Londoner Missionsgesellschaft (L. M. S.) 4. 5.
Lörrach 27.
Losango 225 f. 232. 233. 240. 246. 270. 301.
Lotin 320 f.
Lüthy, Ulrich, Missionar 56.
Lutterodt, Kaufmann 28. 29.
Lutz, Friedr., Miss. 306. 324.
Lygumkloster 27.
Lyngbye 7.

Madagaskar 236.
Mädchenkauf 262 f. 321.
Mädchenschulung:
Goldküste 37. 43. 44. 45. 92 ff. 98. 181—183.
Kamerun 239. 252 f. 281. 283. 289. 294.
Mader, Joh. A., Missionar 64. 82. 96. 99. 102. 107.
Mahdi 292.
Mähly, Dr. med., Ernst 160. 187.

Maiera 146.
Mamfe 65. 66.
Mampong 123.
Manchester 107.
Mangala 258.
Mangamba 227 ff., 244. 245. 249. 250. 252. 255. 257. 260. 261. 264. 271. 274. 297. 303. 307.
Mangele (Häuptling) 302.
Mangso 130.
Mangu-Jendi, Bezirk 200. 205. 206. 209.
„Männer Gottes" (Kamerun) 229 ff. 243. 255.
Manyakpongumo 153 f.
Manyemen 299.
Marienberg 236.
Marokko 123.
Martin, Gottfr., Missionar 127. 189. 199 ff.
Martinson, Pfarrer 166.
Märtyrer 123.
Mate, Immanuel 152.
Maue, Jakob, Missionar 132.
Maurer, Wilhelmine, Lehrerin 93 f.
Mbamfluß 271.
Mecklenburg 35.
Medizinische Ausbildung und Ausrüstung der Missionare 24. 27. 40.
Meischel, Friedr., Missionar 40. 41.
— Johanna, Frau 41.
Meki 235.
Menschenopfer 135. 150. 296.
Methodisten 12. 13. 15.
— amerik.-bischöfl. 98 f.
Metzger, G. W. Immanuel, Missionar 1.
Miller, Gastgeber der Missionare 36.
— Rose, Lehrerin 93.
— Westindier 42.
Mischlich, Adam, Missionar 135.
Missionseifer der Christen 230. 277. 283. 292. 298. 306.
Missionsfest in Basel 26. 41.
— Goldküste 74. 167 f. 276.
Missionsgemeinde, heimatliche 207 f.
Missionshandlung 71. 91. 190—195. 328—330.
Missionshäuser, Bau und Beschaffenheit 41. 49. 71. 84. 96. 108. 209. 228. 269.
Missionsindustrie 85 f. 190. 241. 328.
Missionskette durch Afrika 3. 33. 213.
Missionskollegium in Kopenhagen 6. 7. 22.
Missionsökonomie 86—88.
Missionsschulwesen 10. 13. 15. 16. 25. 37. 41. 43. 64. 91—99. 122. 125. 177—187. 238 ff. 247—251. 280. 289 ff. 300. 310 ff.
Missionsspital 188 f. 328.
Missionsziel 215 f. 217 f.
Mittelschule 96. 186. 240. 247. 250. 279. 307.
Moba 201. 209.
Modi, Pfarrer 310.
Mohammedanermission 148. 293.
Mohenu, Paulo, bekehrter Fetischpriester 56. 163.
Mohr, Adolf, Missionar 107. 157. 201 ff.
— Joseph, Missionar 40. 41. 72. 80. 85. 92. 115. 130.
Mongofluß 214. 232 f. 243.
Monrovia 9. 12.
Mörk, Gouverneur 30.
Möttlingen 30. 40.
Mpere, Joseph, Evangelist 66.
Muea 304.
Mühleisen, Joh., Missionar 3.
Mulatten 25. 26. 44. 46. 47. 51. 52. 54. 92. 162. 163.
Mulgrave, Katherine 35. 45. 51.
Mulimba 214. 234 ff. 243. 244 f.
Müller, Johannes, Missionar 71. 72. 73. 134. 157. 180.
— Joh. Christian, Miss. 3.
— Theodor, Missionar 3.
— Dr. Theodor, Missionsarzt 189.
Mullings, Westindier 42.
Mungi 237. 258. 270.
Münchenstein 11.
Münsingen 56.
Münter, Bischof 6. 7. 22. 23. 24. 27. 34.
Munz, Gottlieb, Missionar 157. 222. 223.
Mürdter, Joh., Missionar 30. 85.

Nachtigal, Dr. 215.
Nachwuchs der Gemeinden 140 f. 143 f. 148 f.
Nadu (Fetisch) 150.
Narr, Martin, Missionar 223.
Nassau 23.
Ndo 233.
Ndognem 270.
Ndogbea 302 f.
Ndunge 297 ff. 303. 325.
Ndzoia (König) 287 ff.
Neffenerbrecht 83. 108. 156. 173.
Neuenburg 101.
Neukamerun 303.
Neuseeland 2. 16.
Ngambi (Zauberei) 272.
Niger 213.
Ningo 25.
Nkongsamba 298. 329.
Nkonya 134. 135.
Nkoranfa 120. 122. 123.
Nkosi 231. 244. 322.
Nkwatia 117. 118. 119.
Nordamerika 8. 13 f. 16.
Norddeutsche Miss.-Gesellsch. 99. 137 f. 199. 206 ff. 216.
Norwegen 7. 21. 23. 24.
Nsaba 128 ff. 186. 191.
Ntschumuru 134. 136. 138.
Nyasoso 231. 243. 250. 262. 268. 271. 296. 297. 303.

Obang 299.
Obeng, Katechist 108.
Oda 130.
Odente (Fetisch) 135. 153.
Odonko 146.
— Azu 57. 96. 150.
Odumase 57. 71. 102. 104. 133. 134. 149—156. 181. 183. 186. 188. 192.
Oehler, D. Theod., Direktor 218. 222. 243. 248 f. 256. 267.
Ofeso 123.
Ofore (Diakon) 156.
Oforikai, Wilhelm 64. 97.
Okpesi 153.
Okufio (Ältester) 147.
Okwawu 107. 116—120.
Opferwilligkeit 74. 120. 147. 167 f. 230. 256.
Opoku, Theophil 64. 163.
Ossidinge 300 f. 325.
Ostafrika 3. 4.
Ostertag, Dr. A. 81.
— Math., Missionsschwester 253.
Ostkrobo 152—154.
Osu 25. 28. 37. 38. 40.
Osudoku (Stamm in Krobo) 152.
Otu, Katechist 123.
Otufo-Zeremonie 150 f.

Palästina 3.
Pallottiner 263. 304. 325.
Palmöl 191.
Perempe, König (Asante) 121. 123.

Perregaux, Edm., Missionar 120. 121. 124.
Peter, Pfarrer 105.
Petersburger Frauenverein 92. 93.
Petresa 117.
Pfänder 77. 81. 82. 264.
Pfander, Dr. G. 3.
Pfisterer, Andreas, Missionar 136.
Pfyn, Thurgau 3.
Pilgerreise (Bunyan) 241.
Plantagen und Mission 67. 86 f. 138 f. 141 f. 142 f. 153. 220. 237. 304 ff.
Polygamie 65. 75. 82. 83. 133. 147. 170 272. 284. 290. 295. 319 ff.
Polygamistentaufe 319 ff.
Polyglotta Africana, von Koelle 3.
Port Lokko 2.
Prah, Fluß 101. 130.
Prampram 191.
Prätorius, Hermann, Inspektor 159 ff.
Predigerschule (Basel) 188.
Preiswerk, Wilhelm 160. 162.
Presbyterianer, amerikanische 266 f. 302 f.
Preußen 3. 10.

Quist, Karl, Diakon 163. 193.

Rabbay (Wanikaland) 4.
Ramseyer, Friedr. Aug., Miss. 72. 101 ff. 107. 116. 121 ff. 157.
Rebmann, Joh., Missionar 4.
Regierung und Mission:
— dänische s. Dänemark.
— deutsche (Togo) 135. 136. 200 ff. 210. (Kamerun) 217—219. 239 f. 259. 263 f. 270. 295. 301. 303 ff. 310 ff. 319.
— englische 34 f. 37. 51. 53. 88 ff. 92. 102. 104. 111 f. 125. 126. 130 f. 151 f. 171 f. 176 f. 178 ff. 185–187. 214.
— holländische 99. 102.
— des Norddeutschen Bundes 102.
— schweizerische 102.
Regierungskapläne auf der Goldküste 20. 25. 26. 28. 46.
Reichardt, C. A., Miss. 3.
Reindorf, Karl, Pfarrer 54. 163.
Reiseprediger 56. 272.
Religionsfreiheit 68. 112. 124. 151 f.
Reuß, Mitglied des „Dänischen Komitees" 23.
Rheinpfalz 221.
Rhode, Missionszögling 99.
Richardson, Missionar 232.
de Richelieu, Gouverneur 20. 21. 22. 23.
Riggenbach, D. Ch. J. 218.
Riis, Andreas, Missionar 27. 28. 29. 34. 35. 37. 38. 39. 46. 94. 100.
— Anna, geb. Wolters 31. 36. 39.
— Hans Niclai, Missionar 38. 39. 41. 62.
— Frau 41.
Ringkämpfe 260 f.
Rio del Rey 300.
Rochester, Westindier 42.
— John 44.
Rönne, Prediger 7. 20. 21. 23. 24. 29.
Rös, Matth., Missionar 59.
Rottmann, Hermann Ludw., Missionskaufmann 71. 80. 157. 165. 195.
— Samuel, Missionar 113.
— Wilh., Miss. 128. 130.
Rudelbach, Dr. 6. 7. 23.
Rüdi, Katharina, Missionsschwester 61. 94.

Sachsen 1. 21. 27.
Sägerei 294.
Sakbayeme 268 ff. 303. 308. 325.
Saker, Alfred, Missionar 213 f. 237. 241. 254.
Sakite (König) 151.
Salbach, K. F., Missionar 23. 24. 25. 26.
Salem 54.
Samson, Eduard, Katechist 66.
Sanaga 214. 234 ff. 243. 257. 266. 268 ff.
Sansane-Mangu 201.
Säuglingspflege 322 f.
Schall, E., Missionar 56.
Schemel, Heinr., Missionar 1.
Scheve, Prediger 225.
Schiedt, Friedr., Miss. 38. 39. 41. 43.
Schiffe der Missionshandlung 191.
Schimming, Otto, Missionar 208.
Schlölziger, Otto, Missionar 234.
Schlatter, Anna 8.
Schlenker, Christ. Friedrich, Missionar 2.
Schleswig 23. 27. 38.
Schlosserei 86. 190.
Schmid, G. L., Missionar 157.
Schmidt, Dav. Heinr., Miss. 2.
Schmidt, Joh. Gottlieb, Missionar 23. 26.
Schmiede 86. 241.
Schmitt, Georg, Miss. 223.
Schnapshandel und Mission 91. 115. 120. 125 f. 139. 192 f. 218. 241 f. 308. 327 f.
„Scholars" 149.
Schöller, Jak., Missionar 157.
Scholten, Arnold, Missionar 230. 232. 237.
Schön, Jak. Friedr., Miss. 2.
v. Schönburg, Otto, Fürst 4.
Schönfeld, Karl, Miss. 60. 157.
Schönhut, Missionskaufm. 72.
Schopfloch 3.
Schorndorf 2. 63.
Schott, Inspektor 156. 159. 160. 161. 180. 187.
Schreiber, Aug., Missionsdirektor 208.
Schreinerei 86. 190. 241. 307.
Schreiner, Gottlob, Miss. 4. 8.
Schrenk, Elias, Miss. 53. 72. 80. 82. 89 ff. 107.
Schuhmacherei 86.
Schuler, Eugen, Miss. 234. 235. 241. 247 ff. 279.
Schulfonds 97.
Schulgeld 158.
Schulland 97.
Schulsprache (Kamerun) 273.
Schultagebücher 247.
Schulzwang 311.
Schweden 23.
Sebald, Ernst Friedr., Miss. 38. 39. 85.
Sechsfingerkinder 67.
Selbständigkeitsfrage 133. 144 f. 148. 149. 156 ff. 168. 174. 224 f.
Seminar in:
Abetifi 184.
Akropong 44. 45. 64. 65. 95 f. 97. 184.
Christiansborg 45. 51. 52. 95.
Furrah-Bay 3.
Kamerun 226. 251. 275.
Monrovia 15.
Togo 136.
Sessing, Jak. Friedr., Miss. 2. 10. 12. 13. 14. 15. 23. 36.
Sibisaba (Spiel) 144.
Sierra Leone 1—3. 5. 6. 7. 12. 13. 14. 15. 33. 213.
Sittard 294.
Sitzler, Jakob, Missionar 128.
Sixt, Aug., Missionar 157.

Sklavenwesen und Mission 1. 10 f. 33. 34. 38 f. 60. 65. 76—82. 122. 263 f.
Soadru 130.
Sokode-Basari, Bezirk 200. 205. 209.
Sokoto 127.
Solms 3.
Sona (Häuptling) 231.
Songo 127.
Sonntagsfeier 282.
Sonntagschule 279. 330.
Sparkasse 329 f.
Spellenberg, G., Missionar 279. 299.
Spöck 105. 284.
Sprachenzersplitterung 312 ff.
Sprachforschung 3. 4.
— Goldküste:
Ga: 22. 37. 45. 52. 61.
Tschi: 37 f. 42. 43. 44. 62. 63.
— Togo: 209.
— Kamerun: 231 f. 281.
Sra 60. 151. 152.
Sraha 131.
Stanger, Andreas, Missionar 30.
Stanger, Joh., Missionar 40. 41. 45. 52. 58. 63. 80. 93.
Stavanger 39.
Steiner, Paul, Missionar 133. 157. 179.
Steinhauser, August, Miss. 52. 53. 55. 56. 57. 87. 88.
Steinkopf, Dr. 6.
Stobwasser, Inspektor, von Königsfeld 8.
Stockholm 23.
Stolz, Karl, Missionar 301 f.
Straßburg 217.
Strategische Punkte 60.
Straßenschule 97.
Strohflechterei 190.
Strömberg, Missionar 70. 80. 96. 99.
Stuttgart 3. 105. 217. 221.
Stutz, Jakob, Missionar 274.
Südafrika 4. 8.
Sudan, französischer 201. 205.
Südkamerun 302 f.
Sundem 231.
Sunter, Schulinspektor 179.
Sunyani 125.
Süß, Joh. Simon, Missionar 69. 70. 71. 74. 87. 130.
Susuneger 5.
Synodalausschuß 167.
Syphilis 327.

Tamale 204. 205.
Tänze, heidnische 115. 126 f. 144. 153. 244. 255. 260. 277.
Täschi 45. 52. 54. 147.
Tauffeste 154. 284. 291.
Tauschhandel 34. 38 f. 87.
Tei, Königssohn 57.
Tete, Katechist 123.
Tette, Joseph 147.
Thompson, Georg 13. 35. 37. 39.
Timbuktu 127.
Tinto 299 301.
Tischgemeinschaft 173.
Todesmut der Zöglinge und Missionare 2. 5. 13. 27. 41. 160.
Töpferei 190.
Topo la besa 323 f.
Tschaudscho 127.
Tschokossi-Sprache 209.
Trauung, christliche 64. 108. 262. 284. 293.
Trunksucht 40. 115. 126. 129. 133. 140 f. 151. 175. 224. 244. 265. 324. 328.
Tutu 67. 68. 73. 140. 141. 158.

Ubungizipfel 303.
Uganda 236.
Unbotmäßigkeit 148 f. 161 f.
Unsitten, heidnische (Goldküste) 158.
Unsittlichkeit 149. 174 f.

Vakpo 134. 138.
Verheiratung der Missionare 13. 27. 30. 51. 61. 165.
Verkehrsmittel 42. 88 f. 90. 191 f.
Viehgewöhnung 89.
Viktoria 214. 220. 224 f. 226 f. 237. 262. 320. 328.
Virginia 8.
Volta 33. 57. 60. 70. 71 f. 101. 133—139. 190 f. 195.
Volta-Transport-Komp. 191.
Vortisch, Dr. med. H., Missionsarzt 189.

Waffenhandel u. Mission 91.
Wagner, Joh., Missionar 4.
Wagnerei 86. 89. 190.
Walker, Gottlieb, Missionar 227. 228.
Wankyi 127.
Watherston (engl. Beamter) 204.
Wechsel der Wohnsitze 269.
Weimer, Jak., Missionar 116. 157.
Weiß, Jak., Missionar 157.
Weiße Väter 204. 205.
Weller, Karl, Missionar 122.
Wenger, R., Pfarrer 105.
Werner, Eugen, Missionar 107. 116.
Wesleyaner, englische 37. 99. 106. 126. 146 148. 164 f.
Westkroko 152 f.
Widmann, Joh. Georg, Miss. 35. 37. 38. 40. 41. 43. 44. 48. 64. 69. 74. 76. 78. 94.
— Frau 40. 41. 43. 92.
Wiederaufleben des Heidentums 115. 126 f. 152 f. 235. 244 f. 276. 286.
Wildberg (Württemberg) 3.
Willimus, Sam. 330.
William (König) 214.
Winneba 191.
Winnenden 63.
Wiredu 118.
Wittwer K., Missionar 231. 244. 298. 299.
Witwenversorgung 323.
Woermann-Linie 191.
Wolseley, Sir Garnet 104 f.
Wolters, Anna 30.
Worawora 135. 136. 138.
v. Wriisberg, Major 22.
Wulff, Heinr. Hieron., Miss. 11. 13.
Wuri 214. 228. 243. 264.
Wurm, Pfr. Paul 240.
Württemberg 1. 2. 3. 4. 10. 21. 40. 50. 53. 56. 70. 71. 85. 97. 208. 221. 249. 269.

Zahn, M., Inspektor 217.
Zauberei 226. 272. 277. 280. 283. 285. 298. 301.
Zech, Graf, Gouverneur 200 ff.
Zell (Württemberg) 3.
Ziegelei 294. 307.
Zimmermann, Pfarrer (Karlsruhe) 105.
— Joh., Missionar 50. 53. 55. 57. 58. 59. 61. 78. 81. 87. 88. 95. 96. 147.
Zwietracht der Missionare 11. 12. 14 f. 24.

DIE GOLDKÜSTE UND TOGO

Übersichtskarte mit den Missionsstationen der Basler und der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

1: 2.500.000

0 20 40 60 80 100

Basler Mission — Eisenbahn ..... Grenze

Norddeutsche Mission ---- Projektierte Eisenbahn

Erklärung der Farben:

Die Farben geben die ungefähre Ausdehnung der Sprachgebiete an.

- Tschi Sprache und verwandte Dialekte.
- Ga- Adangme Sprache. Die weiße Linie scheidet das südwestl. Ga vom nordöstl. Adangme.
- Ewe Sprache.
- Dagbane Sprache.
- Tim Sprache.
- Sprachen der Nordstämme beider Kolonien.
- Sprachengemisch in Zentral Togo.

Der mittlere Teil des Heimatgebietes der Basler Mission im Maßstab der Hauptkarte 1: 2.500.000

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung in Basel.

GEOGRAPH. ANST. KÜMMERLY & FREY, BERN.

1916.

Das Basler Missionsgebiet in KAMERUN

Maßstab 1:2.000.000

0 10 20 30 40 50 75 100km

- Dualasprache
- Dualaähnliche Tieflandsprachen } Zur Bantu-Sprachgruppe gehörend
- Basasprache
- Bulu Jaundesprache
- Hochlandsprachen mit Sudanischem Typus mannigfach von Bantu u. wahrscheinlich auch von Hamitensprachen beeinflußt.
- Ungefähre Grenze zwischen Grasland und geschlossenem Urwald.
- Eisenbahnen ____ Hauptverkehrswege

Evangelische Mission:

- Basler Missionsgesellschaft
- Baptisten (deutsche)
- Presbyterianer (amerikanische)
- Gossner'sche Mission

Katholische Mission:

(Apostolisches Vikariat Kamerun)

- Fromme Gesellschaft für Missionen (Pallottiner)
- Priester vom heiligsten Herzen (Sittard)

DUALA UND KAMERUN-MÜNDUNG

Maßstab 1:300.000

0 1 2 3 4 5 10Km

KAMERUN

- Alter Besitz
- 1911 erworbenes Gebiet
- 1911 abgetretenes "

WESTAFRIKANISCHE KÜSTE

Maßstab 1:25.000.000

0 100 200 300 400 500km

- Deutscher Besitz
- Britischer "
- Französischer "
- Portugiesisch. Besitz
- Spanischer "
- Belgischer "
- Freistaat Liberia

Verlag der Basler Missionsbuchhandlung in Basel.

GEOGRAPH. ANST. KÜMMERLY & FREY, BERN.